

PROBLEME DER GEGENWARTSVOLKSKUNDE

**Referate
der Österreichischen Volkskundetagung 1983
in Mattersburg (Burgenland)**

WIEN 1985

**BUCHREIHE
DER
ÖSTERREICHISCHEN ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE**

NEUE SERIE BAND 6

Herausgegeben von Klaus Beitzl

In der "Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde" sind bisher erschienen:

- Band 1: Edmund Frieß und Gustav Gugitz, Die Wallfahrt nach Adlwang im Lichte der Mirakelbücher (1620-1746). Eine volkskundlich-kulturhistorische Studie, 1951;
- Band 2: Leopold Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde, 1951;
- Band 3: Leopold Schmidt-Bibliographie I: 1930-1977. Bearbeitet von Klaus Beitzl, 1977;
- Band 4: Gedenkschrift für Leopold Schmidt (1912-1981) zum 70. Geburtstag. Mit dem Wiederabdruck von Leopold Schmidt, Die Volkskunde als Geisteswissenschaft (1947), und mit Leopold Schmidt-Bibliographie II (1977-1982). Herausgegeben von Klaus Beitzl, 1982.
- Band 5: Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1980 in Feldkirch (Vorarlberg). Herausgegeben von Klaus Beitzl und Karl Ilg, 1982.

PROBLEME DER GEGENWARTSVOLKSKUNDE

Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1983
in Mattersburg (Burgenland)

mit 5 Textabbildungen, 4 Arbeitsskizzen,
7 Plänen und 11 Fotos auf Tafeln

Im Auftrag des Vereins für Volkskunde
in Zusammenarbeit mit dem
Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der
Wissenschaften und dem Österreichischen Fachverband für Volkskunde

herausgegeben von
Klaus Beitzl,
redigiert von
Gertraud Liesenfeld

Wien 1985
Selbstverlag des Vereins für Volkskunde

Gedruckt mit Unterstützung des
Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung
sowie der Kulturabteilung der Burgenländischen Landesregierung
Wien 1985

Alle Rechte vorbehalten
Selbstverlag des Vereins für Volkskunde
A-1080 Wien, Laudongasse 15-19

Offsetdruck: Anton Riegelnik
A-1080 Wien, Piaristengasse 19
ISBN 3-900358-03-6

I N H A L T

Vorwort		
Klaus Beitzl	7	
Referate		
Martin Scharfe		
Zur Volkskultur der Straße. Ein Grundriß	11	
Klaus Beitzl		
Gegenwartsvolkskunde - Arbeitsfeld und Methoden	45	
Karl Ilg		
Gegenwartsvolkskunde seit Wilhelm Heinrich Riehl	73	
Vera Mayer		
Zur Problematik der tschechoslowakischen Gegen- wartsvolkskunde	87	
Reimund Kvideland		
Ansätze der Gegenwartsvolkskunde in Skandinavien	111	
Oskar Moser		
Zeitungssage - Volkssage	127	
Hans Trümpy		
Anstandsbücher als volkskundliche Quellen	153	
Wolfgang Komzak		
Ländliches Bauen und Wohnen im Wandel der Ge- genwart	171	
Andreas Bimmer		
Familienforschung und Gegenwartsvolkskunde	195	
Herbert Schempf		
Aspekte der Rechtlichen Volkskunde der Gegen- wart	215	
Franz Grieshofer		
Aspekte brauchtümlicher Handlungen in der Gegenwart. Traditionelle - erneuerte - neue Phänomene	239	

Olaf Bockhorn	
Schrebergärtner in Wien - ein Projektbericht	261
Helmut Eberhart	
Bergbauern in der Steiermark - Arbeit und Freizeit ...	295
Elisabeth Katschnig - Fasch	
Wohnen im städtischen Bereich. Bericht eines Projektes zu Wohnkultur und Wohnweisen der Gegenwart in drei Grazer Wohngebiet	321
Reflexionen	
Martin Scharfe	
"Probleme der Gegenwartsvolkskunde" - Gedan- kensplitter zu einer vorläufigen Kongreßbilanz (anlässlich der Einleitung der Abschlusßdiskussion)	347

VORWORT

Der Verein für Volkskunde in Wien hat wiederum gerne die Aufgabe übernommen, die Vorträge einer Österreichischen Volkskundetagung in seiner "Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde" zu veröffentlichen, zumal der Österreichische Fachverband für Volkskunde und der Verein 1979 übereingekommen sind, diese gesamtösterreichische Wissenschaftsveranstaltung jeweils gemeinsam durchzuführen.

Die Österreichische Volkskundetagung 1983 fand auf Einladung des Instituts für Gegenwartsvolkskunde (IGV) der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in der Zeit vom 11. bis 14. Mai 1983 am Ort seiner Arbeits- und Präsentationsstelle Mattersburg (Burgenland) statt und hatte dementsprechend ihr Programm auf die Gesamthematik dieser Dokumentations- und Forschungsstätte ausgerichtet: "Probleme der Gegenwartsvolkskunde". An dieser Stelle ist daran zu erinnern, daß diesem Kongreß an Ort und Stelle vom 10. bis 11. Mai 1983 das 1. Internationale Symposium des Instituts für Gegenwartsvolkskunde unmittelbar vorangegangen war. Auf diesem Symposium, dessen Referate als Nr. 15 in den "Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde" (Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften) soeben selbständig veröffentlicht werden, fanden die "Methoden der Gegenwartsvolkskunde: Die Zeitung als Quelle" ihre Darlegung, Bestandsaufnahme und quellenkritische Würdigung. Aus dieser speziellen methodologischen Fragestellung des Symposiums auf der einen Seite und der eher auf Sachprobleme ausgerichteten Themenstellung der Österreichischen Volkskundetagung ergab sich eine gedankliche und folglich auch organisatorische Einheit, die denn auch unter den gemeinsamen Gesamttitel "Gegenwartsvolkskunde. Dokumentation und Forschung"

gestellt werden konnte.

Die Vorbereitungen für das Programm der Österreichischen Volkskundetagung 1983 waren vor allem von der Überlegung geleitet gewesen, in einer Art "offenen" Wissenschaftsveranstaltung das allgemeine fachliche Interesse und die persönliche Bereitschaft zur Leistung von konkreten Tagungsbeiträgen für das noch immer neue und längst nicht voll abgeschrittene Forschungsfeld der Gegenwartsvolkskunde auszuloten. Der Verein für Volkskunde, beraten durch das Institut für Gegenwartsvolkskunde, hat dabei den Weg einer allgemeinen öffentlichen Ausschreibung der Österreichischen Volkskundetagung 1983 eingeschlagen und Beteiligungen und Themenvorschläge über sein Nachrichtenblatt "Volkskunde in Österreich" (Jg. 18/1983, Folge 5, S. 29) erbeten. Das Echo dieser Ausschreibung war so beschaffen, daß bei der Ausarbeitung des endgültigen Tagungsprogramms sämtliche Anmeldungen berücksichtigt werden konnten und der vorliegende Band mit den Tagungsreferaten in doppelter Wiedergabe nicht nur den gegenwärtigen Horizont der tatsächlichen Bereitschaft und Möglichkeit zur Mitwirkung auf dem Gebiet der volkskundlichen Gegenwartsforschung, sondern auch das Mosaik verschiedener Interessenslagen erkennen läßt, welches insgesamt doch ein einigermaßen gegliedertes Bild gegenwärtiger Themenschwerpunkte und entsprechenden Problembewußtseins ergibt.

Allein in dieser Art von Offenlegung der Bestrebungen und Leistungen der Gegenwartsvolkskunde in Österreich darf ein erstes willkommenes Ergebnis der Österreichischen Volkskundetagung 1983 gesehen werden. Wenn darüber hinaus auf der Tagung, die sich einer ungewöhnlich zahlreichen Teilnehmerschaft auch aus dem Ausland erfreuen durfte, wahrscheinlich mehr Fragen aufgeworfen denn fertige Antworten gegeben worden sind, so soll darin auch ein

weiterer Nutzen für die fortgesetzte Auseinandersetzung im Fache erkannt werden.

Die sorgfältige Vorbereitung und die klaglose Durchführung der Österreichischen Volkskundetagung 1983, die im wesentlichen in den Händen der wenigen Mitarbeiter des Instituts für Gegenwartsvolkskunde und Helfer aus dem Österreichischen Museum für Volkskunde gelegen waren, sind insbesondere jedoch Frau Dr. Gertraud Liesenfeld und Herrn Dipl. Ing. Michael Martischinig zu danken gewesen. Frau Dr. Liesenfeld hat überdies die Last der Redaktion dieses Tagungsbandes getragen. Der besondere Dank wendet sich vornehmlich auch den Tagungsreferenten zu, die letztlich auch mit der Bereitstellung ihrer überarbeiteten Manuskripte für diesen Tagungsband zum bleibenden Erfolg dieser Veranstaltung beigetragen haben. Der Vorsitzende des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde, emer. Univ.- Prof. Dr. Karl Ilg, und der Obmann des Kuratoriums für das Institut für Gegenwartsvolkskunde und wirkliches Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, emer. Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser, haben ihrerseits in Rat und Tat jede nur erdenkliche Hilfe gewährt. Die finanzielle Sicherstellung der Kosten für die Drucklegung des nunmehr vorliegenden Tagungsbandes oblag dem Verein für Volkskunde, der sich seinerseits auf die sehr bedankten Förderungen des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, Amt der Burgenländischen Landesregierung/Kulturreferat sowie des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde stützen konnte. Schon zuvor hatten das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung und das Amt der Burgenländischen Landesregierung/Kulturreferat, die Stadtgemeinde Mattersburg und der Österreichische Rundfunk/Studio Burgenland mit finanziellen Zuwendungen und verschiedenen Dienstleistungen die Durchführung der Österreichischen Volkskundetagung

1983 wesentlich gefördert, was an dieser Stelle abermals mit besonderem Dank bedacht sein soll.

Klaus Beitzl

ZUR VOLKSKULTUR DER STRASSE

Ein Grundriß *)

Von Martin Scharfe

Bevor ich dieses Thema in einer Einführung und drei Hauptkapiteln traktiere, muß ich ein paar kurze Vorbemerkungen machen:

1. Ich habe Anlaß zu betonen, daß ich mein Thema und die Art der Behandlung für volkskundlich halte.
2. Bevor man über die Volkskultur der Straße spricht, muß man genereller über die kulturgeschichtliche Komponente von Straße reflektieren.
3. Ich spreche zur Gegenwart, versuche ein Problem der Gegenwartsvolkskunde zu analysieren. Niemand soll sich also irritiert fühlen, wenn ich mich relativ ausführlich im Historischen herumtreibe. Beides gehört zusammen, keines geht ohne das andere.

Die Frage 'Was ist und heißt Kultur?' stellt sich frecher, provokanter kaum als in dem Augenblick, da wir von 'Straße' reden. Denn 'Straße': Ist das nicht das Parade-Exempel für 'Unkultur'? Noch die letzte Ausgabe von Trübners Deutschem Wörterbuch von 1955 vermerkt lakonisch, aber mit deutlichem Akzent:

"Die Straße bildet den Gegensatz zum Heim". (1) Und Lutz Röhrichs "Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten" zählt Konnotationen auf wie: einen auf die Straße setzen, auf der Straße sitzen, auf die Straße gehen, jemanden von der Straße auflesen (2). Schwäbisch "ströblig" heißt 'ungezogen' (3). Straßenkötter, Straßenmädchen, Straßenjunge ..., die Komposita sind zweideutig-eindeutig (4). Rolf Lindners neue Studie über den Straßenjungen, sein Erscheinungsbild, seine Sozialisation, seine Geschichte, seine Funktion präzisiert das Problem exemplarisch (5).

Der gewürfelte Fuhrmann oder: "Dieser Weg ist erlaubt!"

Soll sich eine Volkskunde der Straße mit all dem auseinandersetzen? Ja, und sie muß es, und noch mit viel mehr. Denn es gilt, erst einmal einen Grundriß zu skizzieren.

Leichter wäre es gewesen, etwas zur Geschichte des Reisens zu sagen. Denn da geht es um ein zweckbestimmtes Tun und nicht nur um Lokalitäten, die den verschiedensten Zwecken und Tätigkeiten dienen können; und eben aus diesem Grunde gibt es zur Geschichte des Reisens auch schon beachtliche Literatur, auf die man sich stützen kann (6) - bis hin zu einer "Benzingeschichte" der Straßentankstellen (7); von der schier ins Unermeßliche gewachsenen Tourismus-Literatur will ich erst gar nicht reden.

Leichter auch wäre es gewesen, über die Eisenbahn zu sprechen statt über die Straße. Denn hier gibt es ebenfalls Literatur - und zwar sehr brauchbare und anregende wie etwa Wolfgang Schivelbuschs "Geschichte der Eisenbahnreise" mit dem Untertitel "Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert" (8); doch daß es diese Literatur gibt, ist wiederum kein Zufall: denn die Eisenbahn hat, (nicht nur, aber auch) metaphorisch gesprochen, weniger Kurven als die Straße, weniger Abzweigungen, geringere

Steigungen, die Türen sind während der Fahrt verriegelt - "Erst öffnen, wenn der Zug hält!", "Betreten des Gleiskörpers verboten!" Anders gewendet: Die Eisenbahn ist ein abgegrenzter Bezirk, zeitlich, technisch und organisatorisch. Der neue Verkehrsweg, das neue Transportmittel und die neue Organisation bedingen sich gegenseitig; sie dienen allein dem Transport von Menschen und Waren, neue Regeln und Verhaltensformen entstehen, all dies unterscheidet Eisenbahn und Eisenbahnkultur von der Straße und der Straßenkultur; die eindeutiger e Faszination geht unserem Gegenstand ab, nicht indessen Faszination überhaupt. Die Wissenschaft - Kulturgeschichte, Volkskunde - hat ihre Straßenkarte noch nicht vermessen und gezeichnet.

Deshalb ist es, mit Wilhelm Heinrich Riehl gesprochen, "durchaus nicht widersinnig, die Reisenden" - in unserem Falle allegorisiere ich: die wissenschaftlich Reisenden - "auf möglichst langer Linie im Land herumzuführen". Riehl merkt dies an im zweiten Kapitel "Wege und Stege" - einem eigenen Straßenkapitel also - seines Buches "Land und Leute" (9), wo er sich auch mokiert über die Tafelaufschrift: "Dieser Weg ist erlaubt!" (10), weil diese Ausnahmeregelung auf die vielen ungangbaren Wege verweist. Man sieht, ich komme aus dem Allegorisieren nicht mehr heraus - das macht Riehls wenig überzeugender Versuch, eine Kulturgeschichte der Straße zu konzipieren. Aber an einer Stelle wenigstens stammt das Gleichnis von Riehl selbst. Es ist jene Stelle, wo er den Kulturhistoriker der Straße - er spricht in dem ihm eigenen Praxisinteresse vom Sozialpolitiker - oder den an der Straßenkultur interessierten Volkskundler mit einem Fuhrmann und seinen Fähigkeiten und Fertigkeiten vergleicht.

Nämlich: "Als im vorigen Jahrhundert die Kunststraßen aufkamen," schreibt unser Land-und-Leute-Kenner, "schalten die

Frachtfuhrleute vom alten Korn darüber, weil nunmehr die Feinheiten ihres Gewerbes, die ächten Lehr- und Meistergeheimnisse überflüssig geworden seien. Auf einer schlechten buckeligen Straße voller Löcher und Pfützen zu fahren, das sei noch eine Kunst gewesen, auf einer ebenen Chaussee dagegen könne jeder Schneider ein Fuhrwerk lenken. Es hat sich aber ergeben, daß das Fahren auf dem glatten Heerweg doch auch wieder seine Feinheiten, seine Lehr- und Meistergeheimnisse hat und nicht minder den Mann von Fach erheischt wie das Fahren auf den alten Knüppeldämmen. Der gewürfelte Fuhrmann spürt aus den feinen Stufen in der Bewegung des Wagens, aus dem Auftreten der Pferde die feinsten verborgenen Unterschiede im Bau der Landstraße heraus, und wo der Laie und Dilletant nur immer die gleiche ebene Fahrbahn sieht, da schaut er dem Wege gleichsam in den Leib und sagt dir, wo der Unterbau aus weichem oder hartem, grob oder fein geschlagenen Gestein wechselt, ohne jemals diesen Unterbau anders wahrgenommen zu haben als durch das Schüttertn seines Wagens.

Also soll auch der Social-Politiker" - nochmals: wir setzen dafür Volkskundler oder Kulturhistoriker! - "den Straßen in den Leib sehen. Er wird dann gleich dem gewürfelten Fuhrmanne in dem Unterbaue unserer Verkehrslinien ganz andere Dinge wahrnehmen als der gewöhnliche Beobachter. Er wird in dem Zusammenhange unserer neuen Straßennetze mit Land und Leuten, mit der gesamten Naturgeschichte des Volkes eine moderne Thatsache von unberechenbarer Wichtigkeit erkennen. Der gewürfelte Fuhrmann wird auf seinem Wagen ein Hellseher, indem er gleichsam mit allen Nerven seines Leibes unter die staubige Decke der Straße schaut, wohin sein Auge nicht mehr reicht. Ein solcher Hellseher soll auch der Social-Politiker sein, und er wird es, wenn er gleich dem Fuhrmann seine ganze Beobachtung unermüdlich auf die nämlichen Tatsachen bei Land und

Leuten sammelt und hier auch das scheinbar einfältigste Ding nicht zu gering achtet, daß er fleißig darüber nachdenke." (11)

Straße und Gasse: Ursprüngliche Okkupation oder Aneignung (Beherrschung I).

Der Volkskundler als gewürfelter Fuhrmann, deucht mir, hat bisher nicht fleißig nachgedacht. Vieles ist nachzuholen; vor allem muß wohl zunächst aus der "Realplastik des Thuns" (12) eine Idealtypik der historischen Vorstellung entwickelt werden.

Solches mag mit Definitionen beginnen. Heinsius, 1822, schreibt: Straße sei "in engerer Bedeutung, ein breiter, öffentlicher Weg, auf welchem man von einem Orte zum andern reiset" (13) - wir kennen das: Innsbruck, ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen ..., klassisches Formulat. Im Vorbeigehn notieren wir den rechtlichen Aspekt der Straßenöffentlichkeit: "Für den Deutschen", schreibt Riehl, "liegt der Begriff der Oeffentlichkeit in den Worten Weg und Straße ganz selbstverständlich eingeschlossen." (14) Die Redensart "auf offener Straße angefallen werden" (15) spricht denn auch in der Tat für sich. Die Sache war besonders verwerflich.

Also wurden die Tore geschlossen und bewacht. Der ökologisch-rechtliche Unterschied hat sich lange in den Bezeichnungen gehalten. "Straße", konstatiert Hermann Fischer noch 1920, ist "Landstraße; die städtische Straße heißt populär immer noch Gasse (...), Straße alt nur, soweit sie ein Stück Landstraße bildet" (16).

Dieser Unterschied also wäre festzuhalten. Aber es ist doch fraglich, ob wir ihn für unsere Belange beachten sollen - ja ob es unserem Erkenntnisinteresse nicht dienlicher wäre, wenn wir uns auf Gasse und Stadtstraße konzentrierten; die schon angedeuteten Bereiche des Reisens, des Landstreichens etc. fielen dann von selbst weg.

Stadtstraße und Gasse der im wesentlichen vorindustriellen Stadt scheinen gekennzeichnet durch Vorgänge und Zustände, die man vielleicht am besten als 'ursprüngliche Okkupation und Aneignung' bezeichnen könnte.

Ins Auge springen, in die Nase stechen, den Tastsinn inkommodieren dabei vor allem die chaotischen Sedimente alltäglicher Produktion und Reproduktion - dabei scheint es gleichgültig zu sein, ob wir unsere Beispiele aus der kleinen Universitätsstadt Tübingen, aus der Königlichen Haupt- und Residenzstadt Stuttgart oder aus der Groß- und Weltstadt London beziehen, überall das selbe Bild: Abwesenheit von Ordnung - oder besser: Abwesenheit d e r Ordnung, die dem aufgeklärten Bürgertum des 19. Jahrhunderts zugesprochen wird (und mit der wir uns im zweiten Hauptteil zu beschäftigen haben).

"Anfrage. Ist es in Tübingen erlaubt, den Inhalt der Abtritte usw. und zwar en masse bei hellem Tage durch die belebtesten Straßen der Stadt zu tragen, und dadurch zu allgemeinem Aergerniß der Vorübergehenden die Luft zu verpesten?" (17) - so fragt einer 1845 in der Zeitung, ein Kaufmann oder Beamter oder Professor wohl, jedenfalls einer aus dem Kreise derer, denen die Weingärtner und städtischen Kleinbauern die Abortgrube leeren. Und das Stadtpolizeiamt antwortet: "In Folge mehrfacher Klagen sieht man sich zu Erneuerung der Bestimmung veranlaßt: daß unreine Flüssigkeiten aus Güllen und anderen Behältnissen im Sommer nur bis 6 Uhr morgens und jedenfalls nur in bedeckten Gefäßen, aus der Stadt oder sonst durch die Straßen getragen werden dürfen und daß jeden Zuwiderhandelnden eine Strafe von mindestens 15 kr. (Kreuzern) trifft." (18)

"Die Haag-Gasse", beklagt sich ein anderes 'Eingesandt', "bietet den vollständigsten Anblick einer Gänsewaide, so daß die Be-

wohner derselben vor dem furchtbaren Geschrei ihr eigenes Wort nicht mehr hören ..." (19), und von anderen Bürgerbelästigungen spricht anschaulich dieser Leserbrief von 1856: "Daß z. B. in der neuen Straße ein Sattlermeister die Straße in der Nähe seines Hauses zu beiden Seiten, theils als Werkstatt, theils als Remise für sich in Anspruch nimmt, daß auf den Straßen und Trottoirs Schweine und Kälber geschlachtet, daß Stühle mit Kartoffeln, Rettigen, Salat u.s.w. zum Verkaufe oft an den engsten Theilen der Straßen ausgestellt werden, daß Wägen und Chaisen stehen bleiben u.s.w., daß in den lebhaftesten Straßen Fuhrleute und Boten auf- und abladen, als wäre da das Lagerhaus, und ihre Wägen, sammt Ketten, Wagen- und Ziehscheiten, für 6-10 Pferde, halbe Tagweise dort stehen lassen, daß vor den Schenkwirtschaften bespannte Fuhrwerke oft stundenweise ohne alle Aufsicht halten, daß auch Reitpferde vor solchen Wirthschaften oft stundenweise angebunden stehen, so daß die Fußgänger in der Mitte der Straße zu gehen genöthigt sind, daß durch solche Fuhrwerke und Pferde der Zugang nicht blos in diese Wirthshäuser selbst, sondern auch in die benachbarten Häuser entweder gesperrt wird, oder mit wahrer Gefahr zwischen Fuhrwerken und Pferden, deren Stränge losgemacht sind, hindurch bewerkstelligt werden muß. Das Alles sind Verfehlungen gegen die Straßen-Polizei, welche noch beseitigt werden müssen, wenn auch nur den gewöhnlichsten Anforderungen an dieselbe genügt werden soll." (20)

Die Klagen in der Königlichen Haupt- und Residenzstadt Stuttgart unterschieden sich - zur nämlichen Zeit - kaum von den zitierten: "Der Straßenkot von Stuttgart, diese ewige Qual unserer Stadt, die immer wiederkehrt, so oft nur einige Tage Regen oder Tauwetter eingefallen, ist ein Thema, das schon hundertmal aufs Tapet gebracht, doch nie genug besprochen werden kann."

Und: "Im untern Teil der Rotebühlstraße wohnt ein Schmied. Trotzdem daß es ohnehin kein Schleckhafes ist, in der Nachbarschaft eines solchen zu wohnen und sich Tag und Nacht die Ohren vollklopfen zu lassen, trotzdem diese Straße die schmutzigste der Stadt ist, trotzdem daß die Seitengänge der Straße, auf denen man gehen muß, wenn man nicht im Morast versinken will, höchst schlecht und bucklig sind, trotzdem sieht man vor dem Hause des Schmieds die Straße mit Pferden, Wägen und Karren überstellt, und man ist genötigt, den Morast der Straße dick und dünn zu durchwaten." (21) Und: "Ein Teil der untern Neckarstraße schüttet fortwährend den Kehricht in den Chausseegraben vor ihrem Hause, wodurch eine Anhäufung des Morastes entsteht, die für Auge und Nase widerwärtig ist. (...) In der nassen Jahreszeit und im Winter ist Stuttgart ein wahres Sumpfnest, das Ekel und Abscheu erregt und jedem Fremden den widerlichsten Eindruck macht. Hier geschehen Mistführen, Kloakenleeren und andere Geschäfte am Hellen Tage." (22) Noch lange hat die Polizei zu kämpfen mit dem "hartnäckigen Brauch, Schweine auf der Straße zu schlachten und zu füttern" (23).

Wie sehr wir es hier mit im Grunde noch nach-mittelalterlichen Verhältnissen zu tun haben, zeigt ein letztes Zitat zu diesem Komplex, das ich dem in den zwanziger Jahren anonym erschienenen Bande "Kulturleben der Straße" entnehme. Der Autor schildert die nach dem Riesenbrand von 1666 neu aufgebaute Metropole London so:

"Im übrigen ließ die ganze Anlage dieser neuen Stadt das Walten eines Lichtung und Weite erstrebenden Geistes völlig vermissen. Die Straßen, abscheulich gepflastert, waren eng wie zuvor geblieben, so daß Räderfuhrwerke sich kaum auszuweichen vermochten. Noch schlimmer war es um die Sauberkeit bestellt. (...) Damals (...) hat-

ten selbst die fashionabelsten Reviere ein ekelerregendes schmutziges Aussehen und waren vergiftet durch ihre verpestete Atmosphäre. Bei Regenwetter schollen die Gossen zu schwarzen Gießbächen an: - Unmengen von tierischen wie vegetabilischen Überbleibseln aus den Schlächter- und Verkaufsbuden mit sich führend. Diese Schlammflut wurde durch Fuhrwerke reichlich nach rechts und links geworfen; weshalb jeder Fußgänger wünschte, sich so weit wie möglich vom Fahrdamm zu halten. 'Der Gutmütige und Schüchterne,' sagte Macaulay, 'räumte die Mauerseite ein; der Verwegene und Starke nahm sie sich. Wollten zwei Raufholde aneinander vorbei, so schlugen sie sich die Hüte ins Gesicht und stießen sich so lange, bis einer in die Gosse flog.' In Convent Garten wurde unmittelbar vor den Palästen der Großen ein schmutziger lärmender Markt gehalten, Hökerweiber schrien, Fuhrleute prügeln sich, Strünke von Kohlköpfen, faule Äpfel lagen haufenweise umher. Der Mittelpunkt von Lincolns-Inn-Feldern war ein offener Platz, wo der Pöbel sich allabendlich versammelte, um Marktschreier reden zu hören, Bären tanzen zu sehen, Hunde auf Affen zu hetzen, Pferde zu dressieren oder sonst allerhand rüde Kurzweil zu treiben. St.-James-Square war ebenfalls ein Behälter für allerlei Unrat, ausgeglühte Kohlen, Tierkadaver u.s.w. ...

Nein, London bot über Tag kein erfreuliches Bild. Wieviel weniger erst abends oder gar bei Nacht! Zumal wenn der Mond nicht so gnädig war, zu scheinen, vollends, wenn der Himmel wolkenverhangen! Da war es geradezu lebensgefährlich, sich hinauszuwagen; denn keine Laterne erhellte die Dunkelheit (...).

Hatte man also noch das Glück, weder zu stürzen und hierbei kein Glied zu verstauchen oder zu brechen, noch den diskretionären Inhalt eines oben vom Fenster aus entleerten Kübels auf den Kopf zu kriegen, so konnte man gewiß sein, von Mädchenfängern und

Räubern angefallen zu werden. London wimmelte von solchem Ge-
lichter." (24)

Soweit das Zitat. Natürlich stammt es (wie auch die zuvor ge-
nannten Zeitungsartikel) von einem Vertreter des 'hellen' Zeit-
alters, natürlich hat es Tendenz. Doch das muß uns nicht kümmern:
Hauptsache ist im Moment, daß wir einen hinlänglich plastischen Ein-
druck bekommen von dem, was ich ursprüngliche Okkupation oder
Aneignung der Straße nenne.

Freilich war bislang nur von der e i n e n Seite dieser Aneignung
die Rede: nämlich von der wesentlich von der Produktionsweise
bestimmten; die Wechselwirkungen, die Gegenseitsverhältnisse von
Okkupations- und Produktionsweise zu erörtern wäre ein eigenes
Thema - ein Thema freilich, dessen wissenschaftliche Relevanz
nicht angezweifelt werden kann. Wichtiger scheint mir indessen in
diesem ersten Aufriß, auch das r e p r o d u k t i v e Moment der
ursprünglichen Okkupation wenigstens mit ein paar Schlaglichtern
anzuleuchten; und da geht's nun um Spaziergang, Flanieren, Gucken,
Unterhaltung, Spiel.

Unsere seitherigen Beispiele legten ja - und das lag an ihrer Tenden-
ziosität - eher die Unvereinbarkeit der beiden Seiten einer Medaille
nahe, doch das soll uns nicht schrecken. Ganz sicher werden spätere
Studien noch genauer differenzieren müssen: nach Zeit, nach Region
und Territorium, nach Ortsgröße, nach Topographie, nach der Typo-
logie der Wege: Haupt-, Durchgangs-, Marktstraße, Platz, Seitengasse,
Sackgasse. Hier aber geht es zuvörderst um eine Typologie; und in
dieser hebt sich das in den Herrschaftsgriff genommene Chaos heu-
tiger Straßenkultur fundamental ab vom anarchischen Charakter hi-
storischer Gassenkultur. Anarchie aber ist und war nie Abwesenheit
von Regelung, sondern nur Abwesenheit von Herrschaft. So gesehen
vereint e i n e h i s t o r i s c h e T y p o l o g i e d e r S t r a -

ßenkultur im Begriff der ursprünglichen Aneignung Konstituenten und Accessoires von Produktion und Reproduktion.

Christian Wagner, gestorben 1918, war ein schwäbischer Kleinbauer aus Warmbronn, einem Dorf nahe Stuttgart. Er kannte das Dorf wie die Stadt, ernährte sich zeitlebens aus der Handarbeit seiner Klein-Ökonomie und schrieb winters vor der Ölfunzel Gedichte. Er war besessen, nein: beseligt von der Idee der Unantastbarkeit und Wiederkehr alles Lebendigen, in welcher Form auch immer: "Kannst Du wissen ob von Deinem Hauche / Nicht Atome sind am Rosenstrauche? ..." (25); aber es ist nicht nur Auswucherung der Ideen eines Spintisierers, sondern Fassung von Wahrheit, wenn Wagner in einem kurzen Gedicht über den Tod eines Kindes Straße, Pfützen, Schmutz, elterlichen Tadel, Spiel, Schmetterlingsexistenz und -ästhetik gestaltet zu einem Ausdruck humaner Kreativität oder kreatürlicher Humanität (die Reihenfolge ist mit Bedacht gewählt):

"Auf der Straße

Nimmer beschmutzest du mehr dein Kleidlein, Anna, wie ehemals,
Da es Verweise dir trug. - Doch heut noch liebst Du gefüllte
Wassergeleise zum Spiel: Als schneeweiß schimmernder Falter
Sitzest und flügelst du jetzt, wo fröhlich gespielt du als Kind
einst." (26)

Spiel: Wagner denkt wohl zunächst an Warmbronn. Doch selbst viele Straßen der nahe Haupt- und Residenzstadt sind dem Spiel nicht abhold: "In meinen Jugendjahren" - so ein Bericht aus Stuttgart - "hatten's die Kinder noch gut, da gehörte ihnen nicht nur das elterliche Haus, sondern auch die Straße, in der dasselbe sich befand. Natürlich war dies im Frühjahr und Sommer von großem Wert, war dies doch der allgemeine Tummelplatz. (...) Also", so heißt es wörtlich, "war über die Straße zu verfügen (27),

und das war eine Lust, von einem Hause zum andern querüberzuspringen und unterwegs einen Freund am Kleide zu erhaschen. Stelzenlaufen, Seilspringen, Anwerfen, alles wurde in der Straße, und sollte es selbst die erste der Stadt sein, besorgt. Ja, wie in Italien sich das Handwerk vor den Häusern breit macht, so bei uns das Spiel der Kinder." (28) - Als sei nichts passiert in langer Zeit: Die Älteren werden das gar nicht so fremd finden - ja selbst ich sehe mich da als Kind wieder: Stelzengehen, Himmel und Hölle, Tänzern, Straße kämpft gegen Straße, Roßmist aufsammeln; die Sinne waren noch anders organisiert: statt der gespannten Aufmerksamkeit beim Überqueren der Straße, der Fuß zuckt, wenn das Hirn damit rechnet, daß die Ampel auf Grün schaltet - statt diesem nervösen, ruckartigen rush-hour-Intervall-Gehen Beschaulichkeit, Gehen als Erholung. "Einmal erinnere ich mich", schreibt Karl Gerok, später "ein in ganz Deutschland verehrter Meister der Predigt", Verfasser "formvollendeter, gemütswarmer religiöser Lyrik" (29), über das Stuttgart des Jahres 1821, "an einem schönen Frühlingsabend Christoph Schmid's Rosa von Tannenburg auf dem Trottoir der Königstraße, hinter dem Kindsmädchen herwandelnd, behaglich hinausgelesen zu haben." (3) Das Bild spricht für sich, verweist uns auf den ungestörten Geh-Rhythmus und auf die geringe Geschwindigkeit des Gehens. Walter Benjamin, der in seinem unvollendeten und dennoch gleich faszinierenden wie berühmten Werk über die Pariser Passagen sich so eingehend mit der Figur des Flaneurs befaßt, teilt die Pariser Anekdote mit: "1839 war es elegant, beim Promenieren eine Schildkröte mit sich zu führen. Das gibt einen Begriff vom Tempo des Flanierens in den Passagen." (31)

Auf den Boulevards mochte es anders sein; doch haben sie, meint Benjamin, mehr noch als die Passagen den großstädtischen Flaneur gezeugt. Benjamin spricht von einem "anamnestischen Rausch, in dem der Flaneur durch die Stadt zieht", während in

ihm eine merkwürdige "Verwandlung mit der Straße vor sich" geht: "Ein Rausch kommt über den, der lange ohne Ziel durch Straßen marschierte. Das Gehen gewinnt mit jedem Schritte wachsende Gewalt; immer geringer werden die Verführungen der Bistros, der Läden, der lächelnden Frauen, immer unwiderstehlicher der Magnetismus der nächsten Straßenecke, eines fernen Platzes im Nebel, des Rückens einer vor ihm schreitenden Frau. Dann kommt der Hunger. Er aber will nichts wissen von den hundert Möglichkeiten, ihn zu stillen; sondern wie ein Tier streicht er durch unbekannte Viertel auf der Suche nach Nahrung, nach einer Frau, bis er in tiefster Erschöpfung auf seinem Zimmer, das ihn entfremdet, kalt zu sich einläßt, zusammensinkt. Diesen Typus erschuf Paris." (32)

Man muß hinzufügen: das Paris, das Haussmann hinter sich hat, die moderne, großstädtische Straßenplanung und -planung - und das eben dadurch den Flaneur zeugt. Doch dem Straßen-Flaneur verwandt ist der Straßen-Voyeur. Zu denken ist dabei nicht nur an die Figuren, die auf ein Kissen gelehnt aus dem Fenster heraus schauen; gedacht ist zunächst an im 19. Jahrhundert eigens geschaffene Orte, an denen man einen Unterhaltung gewährenden Blick auf die Straße hat, und an die Besucher solcher Orte. Nachdem das in einem engen Talkessel gelegene, von Wein- und Waldbergen umgebene Stuttgart eine neue Ausfallstraße nach Süden erhalten hatte, die gewundene Neue Weinsteige, entstanden über der Straße alsbald neue Biergärten. Von diesen Lokalitäten, liest man in einer Stadtgeschichte des 19. Jahrhunderts, "hat man eine schöne Aussicht auf die Stadt und ihre Umgebungen, zunächst aber auf die stets belebte neue Chaussee nach Tübingen (...)." (33)

Das ist nun freilich eine Erfahrung, die uns heute fast ganz abgeht: Verkehrsbeobachtung als Rekreation. Wie schreibt doch Ernst Bloch über den Menschen "als ziemlich umfängliches Trieb-

wesen" (34)? "Die angebliche 'Natur des Menschen' (...) wurde im Lauf der Geschichte hundertmal umgezüchtet und umgebrochen." (35) Charles Dickens konnte nicht schreiben, wenn er auf Reisen in einsamer Gegend war; er beklagte sich über den Mangel an Straßenlärm (36). Und heute noch gibt es einen merkwürdigen Brauch in einem Dorf, in dem ich lange Jahre gelebt habe: Man geht Sonntag nachmittags spazieren hinaus an der Stützmauer über einem steilen Stück der Autobahn; und von dort aus schaut man sich den Verkehr an, der so laut heraufbrandet, daß man sich nicht unterhalten kann.

Wir sind also - und das kennzeichnet meine idealtypische Methode - bei der Verfolgung des historischen Typus 'ursprüngliche Okkupation' mit seinen beiden Aspekten der Produktion und der Reproduktion unmittelbar in die Gegenwart gerutscht. Doch die Stichworte, die auf unser zweites Kapitel zuführen - Boulevard und Chaussee -, sind gefallen.

Die Chaussee: Kunstmäßige Behandlung der Straßen (Beherrschung II).

Da geht es nun um eine andere Art der Beherrschung: die herkömmlichen Verkehrswege sind im 18. Jahrhundert der entwickelteren Produktionsweise und dem wachsenden Bedürfnis nach zweckmäßiger Distribution von Waren und Menschen nicht mehr gewachsen; und das gilt erst recht für das 19. Jahrhundert. Im Grunde geht es um Zeitersparnis, um die Vergrößerung des Transportvolumens etc. - und dazu bedarf es einer angemessenen Linienführung und geringerer Reibungsmechanik; denn der Reibungswiderstand beträgt, das hat Werner Sombart im Straßenkapitel seines Fundamentalwerkes "Der moderne Kapitalismus" 1908 nochmals vorgerechnet, auf einer vorzüglich gepflegten Chaussee nur ein Achtel des Widerstands eines ungepflegten Weges (37). Und so ist denn die äußere Gestalt der Chaussee nichts anderes als die zweckrationale Antwort

auf die Anforderung des modernen Verkehrs: Chauseen, sagt Meitzen, sind "regelmäßig ausgebaute Straßenzüge, bei denen für den Abzug des Wassers durch Wölbung und richtiges Gefäll der Fahrbahn und durch Gräben, Durchlässe und Brücken gesorgt ist, und die, eben oder in mäßiger Steigung angelegt, aus mehreren dichtgerammten Packlagen fester Steine dauerhaft und gegen Witterung widerstandsfähig hergestellt sind" (38). Das ist eine klassische Definition, der allenfalls anzufügen wären die Hinweise auf gelegentliche Pflasterung, auf das Wegweisersystem und auf die seitliche Baumbepflanzung, die Schatten und Schutz und Holz lieferte. Riehl kann sich nicht beruhigen in seinem Ekelgefühl über die napoleonischen Pappelreihen (39) - während in Württemberg Obstbäume vorgeschrieben waren (und zwar ganz bestimmte Sorten), weshalb der Apfel- und Birnenmost auch erst im 18. Jahrhundert beginnt, sich zum sogenannten Nationalgetränk der Schwaben zu entwickeln (40).

Zur weiteren technischen Entwicklung ist hier nicht viel nachzutragen außer vielleicht der Hinweis auf den schottischen Straßenbauingenieur McAdam, 1757-1836 (41), dessen Makadamisierungsmethode etwas völlig anderes war als der Makadam-, Asphalt- oder Betonstraßenbelag, der notwendig wurde nach dem Aufkommen der Gummibereifung mit ihrer chausseezerstörenden Sogwirkung (42).

Die zweite Phase meines Aufrisses einer Kulturgeschichte und Volkskunde der Straße - 'kunstmäßige Behandlung oder Beherrschung II' - versuche ich mit den drei Stichworten Ausdifferenzierung und Nivellierung und Reglementierung zu fassen. Auch hier ist die Menge der Aspekte ungeheuerlich, zumal die drei Komplexe intim verwandt sind.

Ich beginne mit ein paar Andeutungen zur Ausdifferenzierung. Es werden die Qualitäten der Straßen schärfer getrennt, Hauptstraße,

Poststraße, Vizinalstraße, dann auch die Militärstraße mit eigener Trassierung, mit eigenen Bebauungsvorschriften: aus Sicherheitsgründen nur einstöckige Häuser zugelassen (43). Getrennt werden auch die Funktionen in den Großstadtstraßen, zunächst in der Horizontalen: Fahrdam und Trottoir, 'Bürgersteig' ist rechtssprechend (44). Da hat, wie Benjamin metaphorisch anmerkt, "der Stadtbewohner unterwegs bei seinen alltäglichsten Geschäften, wenn er zu Fuß ist, ununterbrochen das Bild des Konkurrenten vor Augen, der im Wagen ihn überholt" (45). Es folgt die Differenzierung in der Vertikalen: Projekte von Hoch- und Untergrundbahnen, der Scientific American stellt schon 1867 den Plan der Untertunnelung des Broadways vor: oben Fahrdamm mit Trottoirs, darunter Gas- und Wasserleitungen, darunter elektrische Bahnen mit Bahnsteigen, darunter weitere Versorgungs- und Entsorgungstunnels (46) - das Wiener Kanalsystem kennen wir wenigstens mit den Augen von Orson Welles im "Dritten Mann". 1883 wird die Brooklyn Bridge vorgestellt: selbst sie hat fünf Trassen in drei Ebenen - ganz außen und unten im Linksverkehr die Pferdefuhrwerke, dann darüber der Mitte zu die beiden Gleise der Elektrischen, in der Mitte zuoberst die Fußgänger (47). Ihren vorläufigen Endpunkt hat diese Ausdifferenzierung in den Extremen der Stadtautobahnen und der neuen Fußgängerzonen gefunden. Aber 'Zone' lebt immer aus der Ambivalenz von Reservat und Kasernierung.

Zweites Stichwort: Nivellierung. Zur 'kunstmäßigen Beherrschung' gehört der verwaltungsmäßige Einzug der Vorstädte, die ehemals eigene Gemeinwesen waren, und ihrer Gassen. 1901 wird das Dorf Gaisburg nach Stuttgart eingemeindet. Gaisburg hatte 22 Gassen - von diesen 22 Gassennamen aber kamen in der Metropole schon 15 vor und wurden getilgt (48): Was bedeutet es für eine Gemeinde, daß ihr zwei Drittel ihrer Lokalisierungsbezeichnung entwendet

werden?

Schon ein Jahrhundert zuvor hatte man alte Gassen- und Platzbezeichnungen zu Straßennamen gemacht: großer Graben - Königstraße, Seegasse - Friedrichstraße, Bollwerk - Hohe Straße, Biegel - Heustraße, Hafenmarkt - Karlstraße, Leimengrube - Marienstraße, finstere Münz - Turmstraße u.s.w. (49) "Es ist eine eigentümliche Wollust im Benennen von Straßen", sagt Benjamin, die "Sinnlichkeit in den Straßennamen" bedenkend (50), und er fügt den Hinweis auf ein Pariser Straßennenennungsprojekt an, das die Stuttgarter Umbenennungsaktion von 1811 wirklich als provinziell erscheinen und den Herrschaftsaspekt in der Nivellierung der Namenskarte deutlicher hervortreten läßt:

"Den wahren Ausdruckscharakter der Straßennamen erkennt man", so Benjamin, "wenn man sie mit den Reformvorschlägen zu ihrer Normierung vergleicht. Zum Beispiel an Pujoux' Vorschlag, die pariser Straßen nach den Städten, Orten etc. von Frankreich zu nennen, unter Berücksichtigung der geographischen Lage zu einander, der Einwohnerzahl und mit Rücksicht auf die Flüsse und Gebirge, deren Namen zumal den langen Straßen, die mehrere Quartiere durchziehen, beizulegen wären 'pour offrir un ensemble tel, que le voyageur puisse prendre une connaissance géographique de la France dans Paris, et réciproquement, de Paris dans la France!'" (51)

Damit sind wir längst beim dritten Stichwort angelangt: Reglementierung, größerer Herrschaftsanspruch der Obrigkeit denn je. Riehl hat angemerkt. "Die Landstraße war der erst sichtbare, greifbare Gegenstand, an dem es dem gemeinen Manne deutlich gemacht wurde, daß im modernen Staate der Einzelne seinen besondern Vortheil opfern müsse, um ihn aus dem Ganzen nachher mit Zinsen wieder zu erhalten." (52)

Die Weg-Ordnungen, die im 18. Jahrhundert in rascher Folge

erlassen wurden - die erste württembergische 1752, die zweite 1772, die dritte 1808 (53) - scheinen eher abstraktes Paragraphenwerk zu sein. Doch zeigt zum Beispiel die Instruktion für die Wegmeister auf den Königlichen Chauseen, ebenfalls von 1808 (54), wie vieles hier schon festgeklopft ist: Achsenbreite, Radfelgenbreite, 'Spikes'-Verbot, Bremsweise, Rechtsverkehr etc. etc. - von übrigen Pflichten der Kommunen, Anrainer, Benutzer gar nicht zu reden (55). Im ganzen und wesentlichen ging es um die "Pflichten in Rücksicht der kunstmäßigen Behandlung der Straßen", um "allem Schaden vorzukommen, und den Nuzen Sr. Majestät des Königs nach allen Kräften zu befördern" (56).

Die Weg-Ordnungen haben ihre Entsprechungen im kommunalen Straßenbau: der Herrschaftsanspruch der gepflasterten Schneise - via triumphalis (57) - duldet keine mittelalterliche Winkelei mehr, kein Relikt der ursprünglichen Okkupation. 1828 war die Stuttgarter Königstraße durchgezogen - bis auf das Haus des Prälaten Griesinger, das mitten drin stand. Da reimte einer fortschrittsbewußt:

"Doch ist nun, wollen wir hoffen,
Ein solcher Kontrakt getroffen,
Daß von jedem Mittelgebäu
Die Königstraße frei
Und von unten zu überschauen ist
Bis oben, was stattlich traun ist." (58)

Schon und auch die Beleuchtungsfrage war eine Angelegenheit der via triumphalis. Man täuscht sich wohl, wenn man glaubt, die Tätigkeit von Nachtwächtern (59) und Scharwachen sei der stärkste nächtliche Ausdruck obrigkeitlichen Eingreifens gewesen: die Installation städtischer Beleuchtung war es aufgrund ihrer technischen Perfektion und Prozedur eigentlich viel mehr. Das nächtliche

Klirren und Ächzen der Ketten, an denen die Lampen über den Straßen hingen, im Winde oder beim Herablassen - das klang bedrohlich genug (60).

Wolfgang Schivelbusch gar hat in einer höchst interessanten Studie über "Straßenlaternen und Polizei" die symbolische Bedeutung der Pariser Straßenbeleuchtung untersucht - in manchem sicher etwas überzogen, im ganzen aber doch plausibel: Laternen nicht zuletzt auch als Ausdruck von Herrschaft (und seien es zunächst nur die drei kümmerlichen, kaum sichtbaren Kerzen am Beginn, in der Mitte und am Ende eines Boulevards!), Laternenzerstörung als Majestätsbeleidigung, Laternen als bevorzugtes Destruktionsobjekt bei nächtlichen Volksaufläufen. Natürlich hat die aufrührerische Verdunkelung den naheliegenden Zweck, die Flucht vor der Polizei leichter zu gestalten - aber gerade deshalb sind die Straßenlaternen auch wirklich die Krönung des Herrschaftsanspruchs, den die Boulevards so sinnlich erfahrbar zum Ausdruck bringen. Schivelbusch erwähnt "Gavroche, den Feind der Laternen" in Victor Hugos "Les Miserables" und fügt an: "In den Pariser Aufständen des 19. Jahrhunderts wird die zerschlagene Straßenlaterne eine Art Realmetapher der Revolution, an Bedeutung vergleichbar der Barrikade." (61)

Wir befinden uns im neuen Paris der Boulevards, die nach der Jahrhundertmitte in einem unvergleichlichen Akt von Stadtzerstörung und Stadtwiederaufbau in nur 15 Jahren entstanden, auf einen Schlag dem Verkehr übergeben samt den mit Hilfe einer eigens dafür konstruierten Maschine eingepflanzten 30jährigen Chausseebäumen, nachdem ganze Stadtteile, ja Hügel und Täler verschwunden waren (62): Baron Haussmann ist das Stichwort.

"Ich verstehe hier unter 'Haussmann'", schreibt Friedrich Engels 1872 in seiner Abhandlung über die Wohnungsfrage, "nicht bloß die

spezifisch-bonapartistische Manier des Pariser Haussmann, lange, gerade und breite Straßen mitten durch die enggebauten Arbeiterviertel zu brechen und sie mit großen Luxusgebäuden an beiden Seiten einzufassen, wobei neben dem strategischen Zweck der Erschwerung des Barrikadenkampfes noch die Heranbildung eines von der Regierung abhängigen, spezifisch-bonapartistischen Bauproletariats und die Verwandlung der Stadt in eine reine Luxusstadt beabsichtigt war. Ich verstehe unter 'Haussmann' die allgemein gewordene Praxis des Breschelegens in die Arbeiterbezirke." (63)

Ganz ähnlich dann die Interpretation Walter Benjamins, der in seinem Essay über "Paris, die Hauptstadt des XIX. Jahrhunderts" einen eigenen Absatz hat über "Haussmann oder die Barrikaden": "Haussmanns urbanistisches Ideal", schreibt er, "waren die perspektivischen Durchblicke durch lange Straßenfluchten. Es entspricht der im XIX. Jahrhundert immer wieder bemerkbaren Neigung, technische Notwendigkeiten durch künstlerische Zielsetzungen zu veredeln." (64) Schivelbusch betont stärker die technische Notwendigkeit: verschiedene Stadtteile verkehrsmäßig miteinander zu verbinden (nachdem sich der Verkehr durch das neue Institut der Eisenbahn auch in den Straßen so gewaltig hebt) (65), und vor allem: die verschiedenen Kopfbahnhöfe (66).

Bei Benjamin war von der Neigung die Rede, "technische Notwendigkeiten durch künstlerische Zielsetzungen zu veredeln. Die Institute der weltlichen und geistlichen Herrschaft des Bürgertums sollten, in den Rahmen der Straßenzüge gefaßt, ihre Apotheose finden, Straßenzüge wurden vor ihrer Fertigstellung mit einem Zelttuch verhangen und wie Denkmäler enthüllt. - Die Wirksamkeit Haussmanns fügt sich dem napoleonischen Imperialismus ein. (...) Der wahre Zweck der Haussmannschen Arbeiten war die Siche-

rung der Stadt gegen den Bürgerkrieg. Er wollte die Errichtung von Barrikaden in Paris für alle Zukunft unmöglich machen. (...) Die Breite der Straßen soll ihre Errichtung unmöglich machen und neue Straßen sollen den kürzesten Weg zwischen den Kasernen und Arbeitervierteln herstellen. Die Zeitgenossen taufen das Unternehmen "L'embellissement stratégique" (67), strategische Stadtverschönerung oder stadtverschönernde Strategie.

Deutlicher läßt sich beides nicht vereinen als in Haussmanns Boulevards: Die Straße als symbolischer Ausdruck von absoluter Herrschaft - und die reale Herrschaft des fortschrittlich-absoluten Staates über die Straße: 'Straße' jetzt durchaus doppelsinnig gemeint, Straße als Verkehrsweg und Straße als Metapher der auf ihr stattfindenden bedrohlichen Menschenansammlung.

Haussmann selbst sagte, seine Absicht sei, die öffentliche Ruhe zu sichern durch die Schaffung großer Boulevards, die nicht nur Luft und Licht zirkulieren lassen, sondern auch Truppen, und die, durch wundersames Zusammentreffen von Umständen und Wirkungen, das Volk ruhiger machen und weniger disponibel für den Aufruhr (68).

Straßen als Wohnung des Kollektivs (Herrschaft III)

Damit bin ich beim letzten Punkt meiner idealtypischen Konstruktion oder - doch besser wohl: - historischen Typologie angelangt: bei Versuchen nämlich, die mit Hilfe der Straße und auf der Straße, beides im technischen Sinne gemeint, durchgesetzte politische und kulturelle Macht der herrschenden Klassen zu brechen durch Wiederaneignung der Straße. "Straßen sind die Wohnung des Kollektivs", schreibt Benjamin. "Das Kollektivum ist ein waches, ewig bewegtes Wesen, das zwischen Häuserwänden soviel

erlebt, erfährt, erkennt und ersinnt wie Individuen im Schutze ihrer vier Wände." (69)

Beispiele dafür waren schon im ersten Teil über ursprüngliche Okkupation angeführt; aber ihre Reihe ließe sich beliebig verlängern mit Hilfe einer im 19. und 20. Jahrhundert neu auftretenden Quantität und politisch-kulturellen Qualität: gemeint ist die Klasse des Proletariats.

Marx hat den Klassenbegriff, um ihm analytische Kraft zu geben, bekanntlich differenziert: Klasse an sich, für sich, an und für sich (70); und er hat diese Kategorien, die durch den Begriff des Klassenbewußtseins ihre Qualität bekommen, verschiedenen historischen Entwicklungsstadien zugeordnet - "Lernphasen" sagen wir seit Michael Vesters Studie über das "Proletariat als Lernprozeß" (71). Gerade aus der ersten Phase haben wir zunächst fast nur die Schilderungen von Elend, von Apathie, von Perspektivlosigkeit (72). "Die Straße, auf der sich in südlicheren Ländern das öffentliche Leben ja ganz abspielt", so faßt Leo Schidrowitz in seiner "Sittengeschichte des Proletariats" zusammen, "stellt auch in den klimatisch hiezu weniger geeigneten Gebieten den Aufenthaltsort eines Großteils des Proletariats dar und wird infolge des Wohnungselends ebenso zum Schauplatz tragischer Ereignisse wie intimster Vergnügungen." (73)

Doch bei diesen Zuständlichkeiten bleibt es nicht, ist es im Grunde auch nie geblieben. Menschen haben sich von jeher, und nicht erst in der neuesten Geschichte, immer wieder einmal zu Rebellionen getrieben gesehen - "Pleinairismus der Revolutionen", sagt Benjamin (74); und Rudé, Hobsbawm, Thompson und andere haben uns dazu wichtige Vorarbeiten geleistet (75).

Aber die moderne Geschichte auf diesem Sektor beginnt erst mit der Großen Französischen Revolution - und hier ist es in be-

sonderem Maße, in besonderer Auffälligkeit der Marsch der Frauen von Paris nach Versailles, der die Zäsur bildet: "Nie zuvor", urteilt der schon anfangs zitierte Anonymus des "Kulturlebens der Straße", "ward solch eine Prozession gesehn! Erstmals geschah es, daß das Weibsgeschlecht - seit Anbeginn niedergehalten - zum freien Menschentum erwachte und das Joch der Versklavung abzuschütteln versuchte! Die Straße aber war nicht erschrocken - fast schien es, als bezeugte sie wollüstige Freude!" (76)

Und es ist interessant, wie der Autor die Straße nicht mehr nur als Medium sieht, sondern im eigentlichen Sinne: als historisches Subjekt der Geschichte:

"Beinah bis gestern war sie zu sagen ein Kind geblieben, das, wenn's mal schreit oder eigenwillig mit den Beinchen strampelt, durch schmeichelnde Wiegenlieder in Schlaf gelullt wird.

Leis atmend hatte sie dagelegen. Zuweilen vernahm man von ihr einen wimmernden Laut, so als 'ob Gewitterträume sie schreckten. Nun erwachte sie lang bevor es Tag war und eh der Tornado losbrach. (...) Mit blinzeln den Augen sah sie in lauter gespenstige Schatten hinein (...). Erst regte sie sich nicht; doch plötzlich griffen ihre Händchen in die Luft. Da waren es nervige Fäuste geworden. Ein seltsam Wunder hatte sich begeben: die Straße war in Stunden vom Kind zum Manne gereift, denn 'Umsturzeiten sausen schneller als gewöhnliche Zeiten'." (77)

Bei solcher Beurteilung, selbst Teil einer Kulturgeschichte der Straße, trennen sich nun freilich die Geister:

"Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißen seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
(...)

'Freiheit und Gleichheit!' hört man schallen
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher" -

diese Verse Schillers aus dem "Liede von der Glocke" sind so bekannt wie die gleich folgende Sentenz von den Weibern, die zu Hyänen werden (78): unverkennbar Reflex des Frauenmarsches nach Versailles.

Generationen von Polizeiapparaten haben versucht, daraus ihre Lehren zu ziehen. Alle hatten sie Friedrich Engels' Schilderung der "Lage der arbeitenden Klasse in England" von 1845 (79) gelesen; die Handwerksburschen, die 1848/49 durch die süddeutschen Lande zogen, wurden physisch von der Straße getrennt - man transportierte sie in verschlossenen Coupés (80); und man war allemal entsetzt, wenn 'Zusammenrottungen' auf der Straße stattfanden, zumal dann, wenn Frauen und Kinder dabei waren (81). Gewöhnt hat sich das Bürgertum an die proletarischen Straßenmassen wohl erst mit der festen Kulturinstallation der Mai-Feier seit den neunziger Jahren. Otto Rühle, in seiner "Illustrierten Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats", unterstreicht die Eroberung des R e c h t s auf die Straße - und das ist ja mehr als nur die Eroberung der Straße! - als große politisch-kulturelle Leistung des Proletariats: "Der Arbeiter trat in der Maifeier zum ersten Male demonstrativ als Sozialist an das Licht der Öffentlichkeit (...); er eroberte aus eigener Kraft das Recht auf die Straße" (82). Und anlässlich des Berliner Blutmais von 1929 notiert er, daß die Kommunisten "das R e c h t des Proletariats auf die Straße sich nicht streitig machen lassen wollten" (83).

Inzwischen läßt sich auch die V o l k s k u n d e den Ersten Mai nicht mehr streitig machen; sie hat ihn als wichtigen volkskulturellen

Termin, als wichtiges Handlungsmuster akzeptiert. Bei anderen Ausprägungen der Straßenkultur ist das schon so lange der Fall, daß sie hier nicht mehr eigens erwähnt werden mußten: Festumzug, Gassenspiel, Straßenfest, Straßenfastnacht, Prozession - einige Stichworte genügen.

Wo hingegen das pleinairistische Interesse der Volkskunde verstärkt werden müßte: das sind neue Versuche, verloren gegangene (oder noch zu erringende) Volksgewalt - im Sinne der ursprünglichen Okkupation - auf außerparlamentarischem Wege - und das heißt: auf der Straße - herbeizuführen, Straßen als Wohnung des Kollektivs zu begreifen. Man verwechsle das nicht: Ich predige hier kein politisches Ziel; ich fordere lediglich dazu auf, politisch-kulturelle Ziele nicht aus der wissenschaftlichen Betrachtung auszuklammern.

Der zu beachtenden Formen sind viele: Demonstration, Transparent, Fahne, Sprayparole, Wandinschrift, go-in, sit-in, Straßentheater, Hausbesetzung, Menschenkette, Menschenteppich, lebende Mauer, Bürgerinitiative, Straßenblockade, oder ganz einfach und allgemein: Störung der öffentlichen Ordnung.

Der Anlässe sind auch viele: Kernkraftwerke, Wasser- und Wald- und Bodenverschmutzung, Spitzelei, Berufsverbote, Abbau von Arbeitsplätzen, neue Startbahnen und Autobahnen, Makadamisierung der Landschaft, Hochrüstung, Raketenstationierung. Kürzlich erschien im Tübinger Schwäbischen Tagblatt folgende Annonce: "Ankündigung von zivilem Ungehorsam. Wer blockiert mit? Um zu zeigen, daß wir uns durch die Münsinger Prozesse" - in ihnen werden die Teilnehmer an einer Sitzblockade vor einem Atomraketenlager wegen 'Nötigung der Bundeswehr' verurteilt - "nicht einschüchtern lassen, werden wir am 9. Mai erneut bzw. zum ersten Mal das Atomwaffenlager bei Großengstingen gewaltfrei blockieren." (84)

Ich denke, das Beispiel sagt uns dreierlei:

Erstens: Die Form hat den Volkskundler zu interessieren, und zwar von Berufs wegen.

Zweitens: Wenn er sich mit der Form befaßt, kann er vom Inhalt nicht abstrahieren.

Drittens: Wenn er sich mit Form und Inhalt dieses Paradebeispiels von Gegenwartsvolkskunde befaßt, dann gelingt ihm dies nicht ohne eine historische Analyse von Straße und Öffentlichkeit.

Ich habe mit Parabeln begonnen - ich möchte mit einer letzten schließen, die derjenigen vom Riehlschen gewürfelten Fuhrmann entspricht. Der Schweizer Yves Yersin hat einen wunderschönen, realistischen Film gemacht, der einfach entzückend wäre, wenn er uns nicht gleichzeitig auch so traurig machte: "Kleine Fluchten". Es geht um einen Knecht, der sein Leben in den Griff kriegt. Eines Tages kauft er ein Moped und versucht mit seiner Hilfe, die Straße beherrschen zu lernen. Er übersieht die Kurve und landet abseits. Beim zweiten Versuch aber gelingt ihm alles, in seinem Glück hebt er von der Straße ab, er überschaut sie im panoramatischen Blick (wie Schivelbusch sagen würde (85)), er hat sie im Griff.

Es wäre mir ein Vergnügen, wenn meine kleine Studie nicht dem ersten Versuch gliche: einer Bauchlandung neben der Straße.

Anmerkungen

*) Eine fast identische Fassung dieses Beitrags ist inzwischen erschienen in der Zeitschrift für Volkskunde 79/1983, S. 171-191.

1. Trübners Deutsches Wörterbuch. Bd. 6, Berlin 1955, S. 630.

2. Lutz Röhrich, Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten.

Bd. 2, Freiburg-Basel-Wien 1973, S. 1033.

3. Hermann Fischer, Schwäbisches Wörterbuch. Bd. 5, Tübingen 1920, Sp. 1830.

4. Ruth Klappenbach und Wolfgang Steinitz (Hrsg.), Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Bd. 5, Berlin/DDR 1976, S. 3618-3620.

5. Rolf Lindner, Straße-Straßenjunge-Straßenbande. Ein zivilisationstheoretischer Streifzug. In: Zeitschrift für Volkskunde 79, 1983, S. 192-208 - Statt einer Liste von Hinweisen auf Literatur zum Landstreicher- und Vagabundentum führe ich nur einen amerikanischen Klassiker von 1923 an: Nels Anderson, The Hobo. The Sociology of the Homeless Man. 3. Auflage, Chicago-London 1965.

6. Vgl. z. B. Wulf Schadendorf, Zu Pferde, im Wagen, zu Fuß. Tausend Jahre Reisen. München 1959; Winfried Löschburg, Von Reiselust und Reiseleid. Eine Kulturgeschichte. Frankfurt/M. 1977; Peter Märker, Monika Wagner u. a., Mit dem Auge des Touristen. Zur Geschichte des Reisebildes. Eine Ausstellung des Kunsthistorischen Instituts der Universität Tübingen. Tübingen 1981.

7. Bernd Polster, Tankstellen. Die Benzingeschichte. Berlin 1982.

8. Wolfgang Schivelbusch, Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert. München-Wien 1977.

9. Wilhelm Heinrich Riehl, Land und Leute (Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik. Bd. 1, 1853) 8. vermehrte Auflage, Stuttgart 1883, S. 63-85; Zitat auf S. 67.

10. Wilhelm Heinrich Riehl (wie Anmerkung 9), S. 81.

11. Wilhelm Heinrich Riehl (wie Anmerkung 9), S. 82 f.

12. Vgl. Friedrich Theodor Vischer, Ueber Cynismus und sein bedingtes Recht. In: Mode und Cynismus. Beiträge zur Kenntniß unserer Culturformen und Sittenbegriffe. Stuttgart 1879, S. 47-108; Zitat auf S. 66.

13. Theodor Heinsius, Volksthümliches Wörterbuch der Deutschen Sprache mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung für die Geschäfts- und Lesewelt. Bd. 4,1. Hannover 1822, S. 862.
14. Wilhelm Heinrich Riehl (wie Anmerkung 9), S. 81.
15. Theodor Heinsius (wie Anmerkung 13), S. 862.
16. Hermann Fischer (wie Anmerkung 3), Sp. 1827.
17. Tübinger Chronik, 13.1.1845.
18. Amts- und Intelligenzblatt für die Oberamtsbezirke Tübingen und Rottenburg, 17.4.1850.
19. Tübinger Chronik, 4.9.1850.
20. Tübinger Chronik, 7.9.1856. - Der Artikel beschäftigt sich dann mit der mangelhaften nächtlichen Straßenbeleuchtung. - Weitere Beispiele in Martin Scharfe u. a., Das andere Tübingen. Kultur und Lebensweise der Unteren Stadt im 19. Jahrhundert. Tübingen 1978.
21. Beide Belege von 1845. Zit. nach Wilhelm Seytter, Unser Stuttgart. Geschichte, Sage und Kultur der Stadt und ihrer Umgebung, in Einzelbildern dargeboten. Der Jugend Stuttgarts gewidmet. Stuttgart o. J. (1904), S. 632.
22. 1846. Zit. nach Wilhelm Seytter (wie Anmerkung 21), S. 633.
23. Wilhelm Seytter (wie Anmerkung 21), S. 633. - Nachdem Pfarrer Christian Adam Dann in seiner 1822 anonym in Tübingen erschienenen Broschüre "Bitte der armen Thiere, der unvernünftigen Geschöpfe, an ihre vernünftigen Mitgeschöpfe und Herrn die Menschen" das öffentliche Schlachten angeprangert hatte, schrieb der Herausgeber der 3. Auflage, T. Plieninger, zu diesem Punkt 1871: "Das Schlachten des Kleinviehs auf den Straßen ist bei uns längst polizeilich abgeschafft wenigstens in den Städten, im Interesse der Moral wie der öffentlichen Reinlichkeit." Christian Adam Dann, Nothgedrungen, durch viele Beispiele beleuchteter Ausruf an alle Menschen von Nachdenken und Gefühl zu gemeinschaftlicher Beherrschung und Linderung der unsäglichen Leiden der in unserer Umgebung lebenden Thiere. Dritte verbesserte und nach den heutigen Zuständen und Bedürfnissen vermehrte Auflage durch

T.P. (Schriften des Tierschutzvereins in Württemberg, Nr. 8) Stuttgart 1871, Anmerkung auf S. 14. - Zum Problemkomplex insgesamt: Martin Scharfe, Wider die Thierquälerei. Der Tierschutzgedanke im 19. Jahrhundert. In: Schwäbische Heimat 1983.

24. Kulturleben der Straße vom Anfang bis zur Großen Revolution. Mit 300 seltenen, teils farbigen Illustrationen. Berlin, J. Singer Verlag, o. J. (ca. 1925), S. 152-154.

25. Christian Wagner, Neuer Glaube (1894). Neudruck Kirchheim/Teck 1980, S. 18.

26. Otto Güntter (Hrsg.), Gesammelte Dichtungen von Christian Wagner. Stuttgart 1918, S. 101.

27. Hervorhebung M. Sch.

28. Zitiert nach Wilhelm Seytter (wie Anmerkung 21), S. 648.

29. Die Urteile von Christoph Kolb. In: Württembergische Kirchengeschichte. Hrsg. v. Calwer Verlagsverein. Calw-Stuttgart 1893, S. 614.

30. Zitiert nach Wilhelm Seytter (wie Anmerkung 21), S. 588.

31. Walter Benjamin, Gesammelte Schriften. Bd. 5: Das Passagen-Werk. Hrsg. v. Rolf Tiedemann. Frankfurt/M. 1982, S. 532 (M 3, 8).

32. Walter Benjamin (wie Anmerkung 31), S. 1052 f.

33. Von Karl Pfaff. Zitiert nach Wilhelm Seytter (wie Anmerkung 21), S. 642 f.

34. Kapitel 11 in Ernst Bloch, Das Prinzip Hoffnung. Frankfurt/M. 1959, S. 52-55.

35. Ernst Bloch (wie Anmerkung 34), Kapitel 13: Die geschichtliche Begrenztheit aller Grundtriebe.

36. 1846. Walter Benjamin hat das notiert in: Das Passagen-Werk (wie Anmerkung 31), S. 536 f.

37. Vgl. Werner Sombart, Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschafts-

lebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Bd. 2 (1908). München-Leipzig 1921⁴, S. 244.

38. Zitiert in Werner S o m b a r t (wie Anmerkung 37), S. 246.

39. Vgl. Wilhelm Heinrich R i e h l (wie Anmerkung 9), S. 70-72.

40. Vgl. Gustav S c h ö c k , Der Most - Das "Nationalgetränk" der Schwaben? In: Hans-Martin Maurer, Franz Quarthal (Hrsg.), Speculum Sueviae. Beiträge zu den historischen Hilfswissenschaften und zur geschichtlichen Landeskunde Südwestdeutschlands. Festschrift für Hansmartin Decker-Hauff zum 65. Geburtstag. Bd. 2 (=Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 41, 1982). Stuttgart 1982, S. 215-232; besonders S. 226.

41. Vgl. Werner S o m b a r t (wie Anmerkung 37), S. 246.

42. Vgl. Ute F r e y e r , Entwicklung des Hauptstraßennetzes um 1855 und 1976. Historischer Atlas von Baden-Württemberg. Karte X,3, 6. Lieferung, Stuttgart 1977 (Beiwort), S. 9.

43. Vgl. Wilhelm S e y t t e r (wie Anmerkung 21), S. 544.

44. In Stuttgart z. B. erst 1874; vgl. Wilhelm S e y t t e r (wie Anmerkung 21), S. 713.

45. Walter B e n j a m i n (wie Anmerkung 31), S. 555 f.

46. Vgl. James S h e n t o n (Hrsg.), Fee Enterprise Forever! Scientific American in the 19th Century. New York 1977, S. 92 (Abb.) und 93 (Text) der Ausgabe vom 9.2.1867. - Tatsächlich wurden die ersten Untergrundbahnen erst viel später in Betrieb genommen: London 1870 (Dampf) und 1890 (elektrisch), Chicago 1892, Budapest 1896, Boston 1897, Paris 1900, Berlin 1902, New York 1904 usw. Vgl. Meyers Enzyklopädisches Lexikon. Bd. 24, Mannheim-Wien-Zürich 1979, S. 193.

47. Vgl. James S h e n t o n (wie Anmerkung 46), S. 319 (Abb.) und 324 (Text der Ausgabe vom 26.5.1883).

48. Vgl. Wilhelm S e y t t e r (wie Anmerkung 21), S. 729.

49. Vgl. Wilhelm S e y t t e r (wie Anmerkung 21), S. 546.

50. Walter B e n j a m i n (wie Anmerkung 31), S. 644 f.

(P 1,8 und P 1,10).

51. (1801) Walter Benjamin (wie Anmerkung 31), S. 647 f. (P 2,4).

52. Wilhelm Heinrich Riehl (wie Anmerkung 9), S. 75.

53. Vgl. Erste Weg-Ordnung vom 1. Juni 1752. In: G. Zeller (Hrsg.), Sammlung der württembergischen Regierungs-Gesetze. Dritter Theil (=A. L. Reyscher, Hrsg., Sammlung der württembergischen Gesetze, 14) Tübingen 1843, S. 398-405. - Zweite Weg-Ordnung vom 18. Januar 1772. Ebd. S. 853-862. - Dritte Königlich Württembergische Weg-Ordnung vom 23. Oktober 1805. In: F. F. Mayer (Hrsg.), Sammlung der württembergischen Regierungs-Gesetze. Viertes Theil (=A. L. Reyscher, Hrsg., Sammlung der württembergischen Gesetze 15,1) Tübingen 1846, S. 299-309.

54. Instruktion für die Wegmeister auf den Königlichen Chausseen vom 23. April 1808. In: F. F. Mayer (wie Anmerkung 53), S. 213-228.

55. Vgl. z. B. Schumm, Das Polizeistrafrecht des Königreichs Württemberg 1841, § 559-580, 609-610; G. Zeller, Handbuch für die Württembergischen Gemeindebehörden. Heidelberg 1876², § 462-469.

56. Instruktion (wie Anmerkung 54), S. 215.

57. Vgl. Das Bild der Königstraße in Stuttgart als via triumphalis anlässlich des Besuches des Kaisers 1885. In: Wilhelm Seytter (wie Anmerkung 21), S. 710.

58. Zitiert bei Wilhelm Seytter (wie Anmerkung 21), S. 583.

59. Im Jahre 1853 in Stuttgart noch 20 tätig, 1862 abgeschafft; 1845 Einführung der Gasbeleuchtung; ab 1862 Nachtschutzmänner tätig; 1901 Gründung der Nachtwachgesellschaft durch Fritz Salomon. Vgl. Wilhelm Seytter (wie Anmerkung 21), S. 633, 665 f.

60. So etwa nach der Schilderung des schon erwähnten Karl Gerok. Vgl. Wilhelm Seytter (wie Anmerkung 21), S. 589.

61. Wolfgang Schivelbusch, Straßenlaternen und Polizei. In: Tilman Buddensieg, Henning Rogge (Hrsg.), Die Nützlichen

Künste. Gestaltende Technik und Bildende Kunst seit der Industriellen Revolution. Berlin 1981, S. 104-108; Zitat auf S. 107.

62. Vgl. Wolfgang Schivelbusch (wie Anmerkung 8), S. 164 - überhaupt das Kapitel "Spuren in der Stadt". Ebd. auch zwei Abbildungen zu Kapitel 12 (Paris während der Umbauperiode).

63. Friedrich Engels, Zur Wohnungsfrage. (Leipzig 1872). In: MEW 18, Berlin/DDR 1969, S. 209-287; hier: S. 260 f.

64. Walter Benjamin (wie Anmerkung 31), S. 56.

65. Vgl. dazu Ute Freyer (wie Anmerkung 42).

66. Vgl. Wolfgang Schivelbusch (wie Anmerkung 8), S. 158-165.

67. Walter Benjamin (wie Anmerkung 31), S. 56 f.

68. Übersetzt nach dem Zitat bei Wolfgang Schivelbusch, (wie Anmerkung 8), S. 172. - Im übrigen vergißt Schivelbusch nicht, auf Stimmen hinzuweisen, die das im humanistischen Sinne Fortschrittliche der Haussmannschen Städtepolitik bemerken; er erwähnt auch die Entstehung neuer Sinnlichkeits- und Erfahrungsstrukturen: Luft, Licht Freiheit, Weite ... Vgl. ebd. S. 164 f.

69. Walter Benjamin (wie Anmerkung 31), S. 1051 (d°, 1).

70. Schon früh (1846/47) z. B. in Karl Marx, Das Elend der Philosophie. Antwort auf Proudhons "Philosophie des Elends". In: MEW 4, Berlin/DDR 1969, S. 63-182. S. 180 f.: "Die Herrschaft des Kapitals hat für diese Masse eine gemeinsame Situation, gemeinsame Interessen geschaffen. So ist diese Masse bereits eine Klasse gegenüber dem Kapital, aber noch nicht für sich selbst. Die Interessen, welche sie verteidigen, werden Klasseninteressen."

71. Vgl. Michael Vester, Die Entstehung des Proletariats als Lernprozeß. Zur Soziologie der Arbeiterbewegung. Frankfurt/M. 1970.

72. Bewußt gehe ich an dieser Stelle nicht ein auf Forschungen zum älteren Protestverhalten; es seien nur die Namen Hobsbawm, Rudé, E. P. Thompson, Tilly, Wirtz usw. erwähnt. Einige Literatur dazu ist zitiert bei Martin Schafte, Fromme Rebellen. Religiös begründeter Widerstand gegen Institutionen. In: Burkhard

Gladigow (Hrsg.), Staat und Religion. Düsseldorf 1981, S. 159-179.

73. Leo Schidrowitz, Sittengeschichte des Proletariats. Der Weg vom Leibes- zum Maschinensklaven, die sittliche Stellung und Haltung des Proletariats. Wien-Leipzig: Verlag für Kulturforschung (o. J.), S. 276.

74. Walter Benjamin (wie Anmerkung 31), S. 531 (M 3,3).

75. Vgl. Anmerkung 72.

76. Kulturleben der Straße (wie Anmerkung 24), S. 191.

77. Kulturleben der Straße (wie Anmerkung 24), S. 176 f.

78. Ludwig Beller mann (Hrsg.), Schillers Werke. Bd. 1, 2. Auflage, Leipzig o. J., S. 264-277; hier: S. 275.

79. Vgl. Friedrich Engels, Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen. Leipzig 1845. In: MEW 2, Berlin/DDR 1970, S. 225-506.

80. Vgl. Martin Scharfe (unter Mitarbeit von Wolfgang Kaschuba und Carola Lipp), Revolution als Kommunikationsprozeß: 1848/49. In: Hermann Bausinger, Elfriede Moser-Rath (Hrsg.), Direkte Kommunikation und Massenkommunikation. Referate und Diskussionsprotokolle des 20. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Weingarten. Tübingen 1976, S. 55-64; hier S. 61. Ders., ... die Erwartung, daß nun Alles frei sey ... Politisch-rechtliche Vorstellungen und Erwartungen von Angehörigen der unteren Volksklassen Württembergs in den Jahren 1848 und 1849. In: Konrad Köstlin, Kai Detlev Sievers (Hrsg.), Das Recht der kleinen Leute. Beiträge zur Rechtlichen Volkskunde. Festschrift für Karl-Sigismund Kramer zum 60. Geburtstag. Berlin 1976, S. 179-194; hier: S. 186.

81. Beispiele aus der 1848er Revolution im Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 146 Bü 1929, Gaildorf 9.6.1848; E 146 Bü 1938, Heilbronn 16.6.1848.

82. Otto Rühle, Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats. 2. Band. Lahn-Gießen 1977, S. 307.

83. Otto Rühle (wie Anmerkung 82), S. 311. - Den historischen Tatsachen wird Rühle aber sicher nicht gerecht, wenn er

in den sozialdemokratisch und gewerkschaftlich organisierten Arbeitern nur kleinbürgerliche Spießer sieht; vgl. ebd. S. 304-311.
- Hervorhebung M. Sch.

84. Schwäbisches Tagblatt, 6.5.1983.

85. Nach Dolf Sternberger. Vgl. Wolfgang Schivelbusch (wie Anmerkung 8), S. 60 und passim.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. habil. Martin Scharfe

Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturwissenschaft

Schloß

D-7400 Tübingen

GEGENWARTSVOLKSKUNDE

Arbeitsfeld und Methoden

Von Klaus Beitzl

Einleitung

"Auf Antrag der Kommission für Volkskunde und der philosophisch-historischen Klasse wurde in der Gesamtsitzung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften vom 9. März 1973 die Gründung eines 'Instituts für Gegenwartsvolkskunde' beschlossen, der das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung mit Erlaß vom 24. Mai 1973 zugestimmt hat."

Das ist im Almanach der Österreichischen Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1973 der Wortlaut gleichsam des Geburtscheins des Institutes für Gegenwartsvolkskunde, welchem hier und heute Auftrag und Auszeichnung zuteil geworden ist, unter dem Generalthema "Gegenwartsvolkskunde. Dokumentation und Forschung" eine doppelte wissenschaftliche Veranstaltung, nämlich das 1. Internationale Symposium des Instituts für Gegenwartsvolkskunde mit dem Thema "Methoden der Dokumentation der Gegenwartsvolkskunde. Die Zeitung als Quelle" und die Österreichische Volkskundetagung 1983 mit dem Thema "Probleme der Gegenwartsvolkskunde" auszurichten.

Die österreichische Volkskunde blickt somit zu diesem Anlaß auf

das zehnjährige Bestehen einer organisierten, d. h. auf der Grundlage eines eigenständigen Instituts betriebenen Forschung in diesem Teilbereich ihrer wissenschaftlichen Disziplin zurück. In diesem kleinen "Jubiläum" erblicken wir die Aufforderung weniger zur Begehung eines selbstbereiteten Festes im Sinne der von der Gegenwartsvolkskunde beobachteten allgegenwärtigen Ritualisierung des öffentlichen und gruppengebundenen Lebens, als vielmehr den Aufruf zu einer Standortbestimmung unserer speziellen wissenschaftlichen Arbeit, eingebunden in das weite Feld einer gegenwartsbezogenen Volkskunde. Die Gegenwartsvolkskunde verfügt, wenn Sie mir diese widersprüchliche Zuschreibung gestatten, somit schon über eine eigene Geschichte. Ihre eigene Geschichte besitzt unsere Arbeit am und für das Institut für Gegenwartsvolkskunde, welche auf langen Wegstrecken und noch immer von der Bewältigung vordergründiger materieller Probleme begleitet ist, von welcher hier im besonderen jedoch nicht die Rede sein soll.

Ihre eigene Geschichte hat im weiteren Rahmen vor allem aber die volkskundliche Gegenwartsforschung allgemein, deren Entwicklungsgang aufzuzeigen indes hier am Platze erscheinen mag, nicht zuletzt zur Ortung unserer eigenen wissenschaftlichen Bemühungen (1).

1. Begriff und Geschichte

Wenn wir von der Begriffsbestimmung für Volkskunde ausgehen dürfen, die heute nach einem heftig geführten Theorie- und Methodenstreit sich wieder auf einen breiteren Konsens stützen darf, so erkennen wir in dieser Disziplin gemäß der allgemein zugänglichen Definition in der Brockhaus-Enzyklopädie "die Wissenschaft vom 'Leben in überlieferten Ordnungen' (Leopold Schmidt), d. h. von

Verhaltensnormen und Ausdrucksgestaltungen, die in unterschiedlichen Gemeinschaftsgruppierungen - unbewußt, nichtindividuell und primär kulturell übernommen und weitergegeben werden. Volkskunde befaßt sich mit Kultur- und Lebensformen der Unterschichten von hochzivilisierten Völkern, also mit der breiten Masse der Bevölkerung, mit der kulturellen Welt 'kleiner Leute' in Geschichte und Gegenwart, womit heute das Schwergewicht auf dem Zusammenwirken der historisch ausgerichteten und gegenwartsbezogenen Forschungsrichtung in der Volkskunde liegt." (2) Insofern ist Volkskunde heute eine deutlich sozialgeschichtlich orientierte Disziplin mit starken Tendenzen zur empirischen Sozialforschung.

Trotz dieser integrierenden Begriffsfestlegung läßt sich zwischen beiden Forschungsrichtungen in der Volkskunde, zwischen historischer und Gegenwartsforschung, ein gewisses Spannungsverhältnis feststellen, welches letztlich in der inneren Entwicklung des Faches begründet liegt (3); was denn auch Hermann Bausinger in seinem unlängst in Wien gehaltenen Vortrag "Konzepte der Gegenwartsvolkskunde" zu der Feststellung veranlaßte, in dem Terminus "Gegenwartsvolkskunde" einen zeitweiligen Kampfbegriff zu sehen, der an den verschiedenen Stationen der Wissenschaftsgeschichte auf das Papier geheftet worden ist. (4)

Wenn wir in wenigen Zügen der Frage nachgehen wollen, in welchem Maße die Volkskunde als historische Disziplin sich jeweils auch als Gegenwartswissenschaft verstanden hat, so ist davon auszugehen, daß die frühe Volkskunde in Nachfolge von Aufklärung und Romantik im 19. Jahrhundert sehr wohl auch gegenwartsbezogen gearbeitet hat (5), nicht nur weil sie ihre Materialsammlung und Beobachtung im jeweils zeitgenössischen Umfeld betrieben und derart eine unermeßliche Fülle zeit-, orts- und gesellschaftsbezogener, im konkreten aus der seinerzeit noch vorherrschenden bäuerlichen Welt

geschöpfter volkskundlicher Fakten beigebracht, sondern auch die Frage nach dem Schicksal der überlieferten Volkskultur angesichts der aufsteigenden Industriegesellschaft, welche die Fachvertreter das ganze 19. Jahrhundert bereits bewegte, gestellt hat. (6) Daß eine solche vom Historismus geprägte Volkskunde andererseits dem methodischen Irrtum einer wesentlich unhistorischen Interpretation zeitgenössischer überlieferter Phänomene durch konstruktionshypothetische Kontinuitäten unterlegen war, steht auf einem anderen Blatt und wurde in der jüngsten Zeit hinlänglich gesehen und diskutiert. Den Aspekt einer auch auf die Gegenwart bezogenen Forschung bereits im 19. Jahrhundert hat früh schon (1930/31) Georg Koch in seinen Überlegungen zur "Gegenwartsvolkskunde" herausgearbeitet (7), indem er für die humanistischen, aufgeklärten und endlich romantischen Ansätze unseres Faches geltend gemacht hat:

"Es war, bei allen jugendlichen Verirrungen einer erst werdenden Betrachtung, ja gerade in diesen, ein lebendiges, gegenwärtiges Verlangen, war gegenwärtige Lebensnot und gegenwärtiger Lebenswille, was in den Tagen der Romantik erstmalig ein allgemeines Fragen nach Kraft und Wesen des 'Volkstums' laut werden ließ, es waren in ihren letzten Antrieben die Anliegen einer Gegenwartsvolkskunde. Sie erwies sich als solche in ihrem Zug zur Tiefe und zu der in ihr befaßten zeitlichen Weite, sie erwies sich durch die seelische Nähe zu ihrem Gegenstand und durch den Ausblick auf die sittliche, die nationale Tat." (8)

Erst in den Tagen der Epigonen, "der ruhigeren, gesättigten Erben der Hinterlassenschaft einer bis in die Tiefe aufgewühlten Geistigkeit" - in der Spätromantik -, hat die Volkskunde, nochmals mit den Worten von Georg Koch, "der Gegenwart nichts Ernstes, nichts Lebensnotwendiges mehr zu sagen ..." (9)

Die Volkskunde mündet ein in "Reliktforschung" (Bausinger) (10) "unsicher schwankend zwischen den beiden Polen einer an Schwulst

grenzenden Epigonenromantik und einer philologisch strengen Einzeluntersuchung, die in gesundem Rückschlag gegen Phantastik und Willkür um die geschichtliche Wirklichkeit sich müht in einer Gewissenhaftigkeit und wissenschaftlichen Nüchternheit, die in ihren letzten Ausläufern positivistisch genannt werden darf." (11)

Die philologisch-historische Volkskunde des 19./20. Jahrhunderts, die gegenüber der Epigonenromantik und auch gegenüber der ursprünglichen Romantik das Fach auf einen festen wissenschaftlichen Grund gestellt hat, geriet in ihrer Hinwendung auf die "Realien" Volkslied und Volksmärchen, Volkssitte, Volksbrauch und volkstümliches Gedankengut, Hausbau und Tracht und alle greifbaren Äußerungen des Volkslebens jedoch in die Rolle einer "Hilfswissenschaft historisch-philologischer Forschung, über der Breite der Sache allzusehr die Tiefe der Seele vergessend, von neuem in zeitlicher Einengung die lebendige Gegenwart, in räumlicher Beschränkung auf die Unterschicht (besonders das Bauerntum) das Ganze des Volkes allzusehr aus den Augen verlierend; ..." (12)

Das Bewußtsein eines gründlichen kulturellen Wandels - begleitet vom Auftreten neuer Erscheinungen in Volksleben und Volkskultur -, wie er sich in der Folge der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen des 19. und 20. Jahrhunderts vollzogen hat und andauert, wurde indes in der Volkskunde wie in den Geisteswissenschaften überhaupt erst durch die "Weltkrise der Zeit", die im Ersten Weltkrieg und im politischen Verlust von 1917/18 ihre eigentlichen historischen Marken gefunden hat, geweckt. Ein solcher wissenschaftsgeschichtlicher Bezugsrahmen ist das Aufkommen und der Weg des Gedankens der sammlerischen Erfassung und forschenden Durchdringung der volksmäßigen Erscheinungen in der Gegenwart in ihrem jeweiligen zeit-, raum- und schichtspezifischen Kontext, der - wenn auch noch nicht in einem größeren Zusammen-

hang - bereits in mehreren Übersichten zur Gegenwartsvolkskunde aufgezeigt wurde. Es genügt in diesem Zusammenhang hinzuweisen auf die Einleitung von Leopold Schmidt zu seiner "Gegenwartsvolkskunde. Eine bibliographische Einführung" (1976) (13) und den von Wolfgang Jacobeit und Paul Nedo herausgegebenen Sammelband "Probleme und Methoden volkskundlicher Gegenwartsforschung. Vorträge und Diskussionen einer internationalen Arbeitstagung in Bad Saarow 1967" (Berlin 1969) (14) und den von Hermann Bausinger veranstalteten Tagungsband "Populus revisus. Beiträge zur Erforschung der Gegenwart" (Tübingen 1966) (15).

Nicht so geläufig mag dagegen die sehr ähnliche, wenngleich aus anderen Voraussetzungen hervorgegangene Entwicklung der französischen Volkskunde sein, welche ich in ihrem Wandel zu einer ausdrücklich der Gegenwartsforschung zugewandten und als solche deklarierten Wissenschaft hier knapp skizzieren darf.

Die französische Volkskunde, die unter gänzlich anderen staatspolitischen und nationalen Voraussetzungen des wissenschaftsgeschichtlichen Zuganges in der Romantik weitgehend entraten mußte und deren philologisch-historische Ansätze der Folkloristen im Historismus an der Gegnerschaft der um Joseph Bédier gruppierten, von einem antiromantischen Realismus getragenen Romanistenschule gescheitert sind und sich im akademischen Bereich nicht durchsetzen konnten, war vor dem Ersten Weltkrieg praktisch zum Erliegen gekommen. (16)

In dieses wissenschaftsgeschichtliche Vakuum der französischen Volkskunde ist nach dem Ersten Weltkrieg Arnold Van Gennep, der Begründer der modernen Volkskunde in Frankreich, im Jahr 1924 mit einer kleinen programmatischen Streitschrift hineingestoßen, die seinerzeit auch außerhalb von Frankreich eine ungewöhnliche Beachtung gefunden hatte. (17)

Für eine Buchreihe "La culture moderne" hat Van Gennep unter dem Titel "Le Folklore. Croyances et coutumes populaires françaises" (Paris 1924) eine Einführung in die, wie er sie nennt, "Démographie" geschrieben. Diese "Werbeschrift" (sic!) verfiicht den selbständigen Wissenschaftscharakter unserer Disziplin und tritt den Verkennungen und Vorurteilen, welchen die Volkskunde oft genug im Kreise "offizieller" Wissenschaften begegnet, mit überzeugender Apologie entgegen. Das kleine, überlegen disponierte Werk wendet sich insbesondere der Prinzipienfrage zu und sucht eine Standortbestimmung der Volkskunde zwischen den Polen der historischen und naturwissenschaftlichen Verfahrensweise, zwischen Kulturgeschichte und Ethnologie.

Es handelt sich bei dieser kleinen Schrift um den eigentlichen Schlüssel für die ganze weitere Entwicklung der französischen Volkskunde bis hin zur Ethnologie française unserer Tage. Die von Van Gennep verfochtenen Thesen und Methoden, deren Grundlegung in der Theorie der Brauchsequenzen (séquence cérémonielle) und der "Rites de passage" als Klassifikations- und Deutungssystem komplexen, jedoch bruchstückhaften und vermeintlich zusammenhanglos überlieferten volkstümlichen Brauchgutes (1909) erfolgt war, werden von ihm selbst in seinem zwischen 1937 und 1958 erschienenen 9-bändigen Handbuch der französischen Volkskunde, dessen grundsätzlicher Gegenwartsbezug bereits im Titel festgehalten erscheint - "Manuel de folklore français contemporain" - wieder aufgenommen und beeinflussen bis heute die Arbeitsweise in Frankreich (18).

Van Genneps grundsätzliche Position befand sich von Anfang an in striktem Gegensatz zu der im deutschen Sprachraum vertretenen historischen Methode, die gerade in den zwanziger Jahren in dem von Wilhelm Fraenger in Berlin gegründeten und herausgegebenen

"Jahrbuch für historische Volkskunde" eine besondere Fundierung erhalten hatte. Wenn Van Gennep auch die historisch-philologische Methode der germanistischen Fachtradition als Grundlage der Volkskunde anerkannte und in seinen frühen savoyischen Studien besonders zur Heiligenverehrung entsprechend verfuhr, suchte er sich jedoch mit aller Energie aus jener "maladie psychique et méthodologique" herauszulösen, als welche er den Historismus des 19. Jahrhunderts ansah, um dafür die Volkskunde der sogenannten "biologischen" Methode, wie sie den Naturwissenschaften geläufig ist, zu unterstellen.

Ihm ist die Volkskunde zunächst Gesellschaftswissenschaft, ein Zweig der Soziologie. Demgemäß erblickt er ihre Aufgabe darin, das Volksleben der Gegenwart in umfassender Darstellung wiederzugeben: Das Brauchtum, wie es heute geübt wird, das Volkslied, wie es in der Gegenwart gesungen wird, der Aberglaube, wie er jetzt im Schwange ist u. a. m.; all diese Ausdrucksformen volkstümlicher Eigenart sollen in unmittelbarer Beobachtung erforscht und aus ihrem lebendigen Lebens- und Milieuzusammenhang (Kontext) heraus begriffen werden. Dabei unterscheidet sich die Volkskunde - nach Van Gennep - von der Soziologie dadurch, daß sie anstelle der individuellen Phänomene der Gesellschaftssysteme die kollektiven Daseinsformen der Unterschicht des Volkes - des "populus", d. i. die mittlere und kleine Bourgeoisie, die Handwerker, Bauern und Industriearbeiter - zu erforschen habe; von der Ethnologie erscheine sie andererseits abgegrenzt durch die Beschränkung ihres Arbeitsfeldes auf das Volksleben von Kulturnationen, das sind Nationen mit einer individuellen Hochkultur.

Die verwirrende Vielfalt der volkskundlichen Stoffbereiche, also das Arbeitsfeld der Volkskunde, wird durch die Absteckung des Blickfeldes auf die Gegenwart auf folgenden Generalnenner ge-

bracht:

Das Volk in seinem heutigen Gepräge, als Organismus aufgefaßt und jeweils als lebendige Totalität begriffen, zu ergründen - ob nun die Lebensformen einer einzelnen Gemeinde, einer Provinz, eines Stammes oder einer Nation geschildert werden -, das wird von Van Gennep zweifellos zu Recht als die zentrale Aufgabe der Volkskunde bezeichnet.

Sein echt wissenschaftliches Empfinden für den Organismus, für das volkstümliche Lebensganze sträubt sich folglich mit aller Heftigkeit dagegen, daß man ein wissenschaftliches Gesamtbild dadurch erzielen zu können glaubt, wenn man die einzelnen Kategorien zunächst in monographisch isolierter Form behandle - Volkslied, Sage, Märchen, Aberglaube usw. - und dabei vermeine, aus der Addition dieser verschiedenen Stoffgebiete je ein Totalbild volkstümlichen Daseins zu gewinnen. Für das organisch-biologische Empfinden Van Genneps ist stets das Ganze vor den Teilen da. So fordert er an Stelle der literaturhistorischen, religions- und kunstgeschichtlichen Spezialisierung unserer Stoffbezirke eine volkskundliche Phänomenologie, die einen umfassenden Querschnitt durch die Daseinsebene des Volkes zieht, nicht aber deren Lebensraum in die schematischen Koordinaten historisch-monographischer Problemstellungen zerspaltet.

Die von Seiten der deutschen Volkskunde besonders von Wilhelm Fraenger alsbald geführte kritische Auseinandersetzung mit dieser Auffassung Van Genneps vermochte dem Verfasser bis zu dieser Stelle durchaus zuzustimmen, lehnte aber rundweg gewisse Formulierungen in ihrer einseitigen bis logistischen Überspitzung ab, so z. B.:

"Wer immer sich für Volkskunde interessiert, muß zuerst die historische Einstellung zu Gunsten der Einstellung des Zoologen und

Botanikern aufgeben, die die Tiere und Pflanzen als Lebewesen und in ihrer lebendigen Umwelt untersuchen; er muß also die historische Methode durch die biologische Methode ersetzen" (19).

Die Einwände gegen eine solche Auffassung lagen auf der Hand: Nicht nur die biologische, sondern auch die historische Betrachtungsweise sieht ihren Gegenstand als Organismus, und jener Typ des raritäten-krämerischen folkloristischen Historikers, gegen den sich Van Gennep aufgrund seiner Erfahrungen mit dem hartnäckigen Dilletantismus im Bereich der französischen Volkskunde seiner Zeit kompromißlos gewandt hatte, wurde von der neueren Volkskunde schon damals nicht mehr ernst genommen.

Wären wir umgekehrt in unserer Wissenschaft nur auf Beobachtung angewiesen, so bliebe jede Möglichkeit der Deutung volkstümlicher Phänomene ausgeschlossen, denn nur mit Hilfe der Historie öffnet sich der Weg zu einer sachlichen Kritik, zu wirklicher Kenntnis und zu einer Sinnerhellung volkskultureller Sachverhalte.

Es ist hier hinzuzufügen, daß Van Gennep sich in späteren Arbeiten sehr wohl als erprobter volkskundlicher Historiker erwiesen hat und auch als erster in Frankreich die neuen Methoden der kulturräumlichen und kulturgeschichtlichen Betrachtungsweise angewandt hat, so daß die in ihrer Überspitzung unhaltbare Formulierung der biologischen Methode eben doch nur mit einer überspannten Polemik gegenüber älterer Fachtradition zu erklären ist.

Im darstellenden Teil des kleinen Buches, in dem - um das noch anzufügen - in pädagogisch instruktiver Art und Weise die einzelnen Kategorien unserer Wissenschaft erörtert werden, kommt denn auch das historische Prinzip jeweils an seinem ihm gebührenden Platz zur Geltung.

Dieser darstellende Teil gliedert sich schließlich in die klassischen

Stoffgruppen der Volkskunde: Sage und Märchen, Volkslied und Volkstanz, Spiele und Spielzeug, Volksbrauch und Volksglaube, volksmäßiges Bauen und Wohnen, häusliches Gerät und Volkstracht sowie endlich die volkstümlichen Künste. Van Gennep bezieht somit - im Gegensatz zu seinen Vorgängern in Frankreich - die Güter sowohl der gegenständlichen wie auch der ideellen Volksüberlieferung mit ein; und für diesen erneuerten Ansatz volkskundlicher Betrachtungsweise verwendet er bewußt und entschieden die Fachbezeichnung "Folklore", welche er, ein Jahrzehnt später, schließlich auch in den Titel seines ab 1937 erscheinenden monumentalen Handbuches der französischen Volkskunde unter Hervorhebung des Gegenwartsbezuges aufnimmt: "Manuel de folklore français contemporain".

2. Arbeitsfeld

"Folklore contemporain", "Gegenwartsvolkskunde", jeweils aus der Perspektive französischer und mitteleuropäisch-deutschsprachiger Fachtradition gesehen, sind in ihrem Ursprung, wie Hermann Bausinger gesagt hat, tatsächlich "Kampfbegriffe", die in kritischen Phasen innerwissenschaftlicher Auseinandersetzung - nach dem Ersten Weltkrieg, in den frühen 30er Jahren, unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg und zuletzt in den heftigen Auseinandersetzungen der 70er Jahre - die zeitweilig zum Teil extreme, unter Umständen sogar aus dem Bezirk des eigenen Wissenschaftsfaches herausführende Positionen und Tendenzen abzudecken gewählt worden waren.

Problematische Positionen übrigens, die unser Fach noch allemal selbst auszusteuern vermochte, wie denn Hermann Bausinger unlängst in seinem Wiener Vortrag (20) den heutigen Standort der

Volkskunde dadurch bestimmt hat, daß "Gegenwartsvolkskunde ohne historische Perspektiven ... nicht mehr denkbar", wie freilich auch "historische Volkskunde ohne Reflexion auf die Gegenwart nicht sehr sinnvoll" sei, so daß wir letzten Endes die Festschreibung von Leopold Schmidt in "Gegenwartsvolkskunde. Eine bibliographische Einführung" als nützliche Formulierung für die Erfassung unseres Gegenstandsbereiches heranziehen können:

"Gegenwartsvolkskunde ist ein Teilgebiet des Gesamtfaches Volkskunde, wie die Zeitgeschichte ein Teilgebiet des Gesamtfaches Geschichte, insbesondere der europäischen Geschichte der Neuzeit ist. Die Abgrenzung erscheint zunächst zeitlich gegeben: Wie die Zeitgeschichte das Geschehen der unmittelbaren Gegenwart aus etwa einem halben Jahrhundert Vergangenheit zu erforschen versucht, setzt die Gegenwartsvolkskunde mit den Umwälzungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein: Der Erste Weltkrieg, der Verlust von 1917/18, das sind die eigentlichen historischen Marken. Damals hat sich die traditionelle Volkswelt in jener Weise zu wandeln begonnen, die in ihrem Umfang und in ihren einzelnen Kennzeichnungen eben ein halbes Jahrhundert später erst erkennbar wurden und werden."
(21)

Gehen wir von dieser heute weitgehend akzeptierten Auffassung aus, daß Gegenwartsvolkskunde ein Teil einer wesentlich historisch eingestellten und historisch verfahrenen Gesamtvolkskunde ist, dann hat diese Gegenwartsvolkskunde die Aufgabe und die besonderen Möglichkeiten, in Hinblick auf ein endliches Ziel der Volkskunde, Kenntnis und Erkenntnis der spezifischen Lebensformen und der kulturellen Leistungen des "Volkes" unter den verschiedenen historischen Bedingungen hervorzubringen, vorrangig Prozesse und historische Abläufe, nicht aber Zustände und Situationen zu studieren.

Der eigentliche Gegenstand, das Arbeitsfeld volkswundlicher Gegenwartsforschung unterliegt dabei heute verschiedener Bewertung und Praxis, wobei zu berücksichtigen ist, daß sich mannigfache Berüh-

rungen zu anderen kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen ergeben, die sich ihrerseits vorrangig mit der Gegenwart beschäftigen, was einerseits interdisziplinäre Zusammenarbeit, andererseits Abgrenzungen und Neuprofilierungen von Spezialdisziplinen erforderlich machen.

Es stellt sich somit die Aufgabe der Absteckung des Arbeitsfeldes der Gegenwartsvolkskunde, in welchem Zusammenhang die Berufung auf den vom Fach Volkskunde entwickelten und weitgehend gehandhabten sogenannten "Kanon" heute keine Unmöglichkeit mehr darstellt und dieser bei der Formulierung von Konzepten der Gegenwartsvolkskunde nicht ausgeschlossen werden muß. Leopold Schmidt hat seine bibliographische Einführung zur Gegenwartsvolkskunde auf der Grundlage dieser herkömmlichen, modifizierten Stoffgliederung aufgebaut und darin die Möglichkeit gesehen, die sachliche Arbeit für das Fach Volkskunde in der eigenen Zeit, nicht zuletzt um des Verständnisses dieser eigenen Zeit willen, weiter zu fördern. (22)

Als Hermann Bausinger vor kurzem über "Konzepte der Gegenwartsvolkskunde" sprach, wies er eingangs auf die mögliche Vielfalt hin und machte darauf aufmerksam, daß es verschiedene Konzepte gäbe - so viele Forscher, so viele Konzepte! - und legte darauf hin drei theoretische, im wesentlichen kulturwissenschaftliche Entwürfe der Gegenwartsvolkskunde dar, die er umschrieb mit (23):

1. der Perseveranz von Kulturelementen, also mit dem Überdauern von Kulturelementen in der gegenwärtigen Kultur (Volkskunde als Reliktforschung)
2. mit Relikten im Kontext, also der Frage nach Funktion und Bedeutung des vergangenen Kulturelements in der Gegenwart (geschlossene Kulturanalyse) und
3. mit Kultur als System, wobei die ganze gegenwärtige Kultur den Bezugsrahmen gibt und das gegenwärtige Kulturelement im Zusam-

menhang - und nicht im Kontrast - zu anderen Elementen gesehen wird, unter Berücksichtigung des Umstandes, daß der Kulturzusammenhang der Gegenwart aus der Vergangenheit entstanden ist. (Historische Synchronie).

Diese zunächst schematischen Entwürfe bzw. Konzepte, in welchen er durchaus hierarchische Abstufungen erblickt, hat Hermann Bausinger in der Folge mit einer Handvoll von Beispielen veranschaulicht, die ihrerseits aus dem gebräuchlichen Kanon der Volkskunde entnommen worden sind: Tracht/Kleidungsfolklore; weihnachtliches Schenken als Brauchdominante; Krankheit/tradierte Elemente/Heilkultur usw.

In der Frage des Gegenstandes, des Arbeitsfeldes volkskundlicher Gegenwartsforschung wird man grundsätzlich in Betracht zu ziehen haben, daß die Auffassung darüber aufgrund verschiedener Ausgangspositionen und Betrachtungsweisen auseinandergehen, wie auch international mit Rücksicht auf die Verhältnisse und Gegebenheiten in den verschiedenen Ländern beträchtliche Unterschiede zu vermerken sind. Hier wird es weiterhin Meinungsvielfalt, Meinungsverschiedenheiten und fachliche Auseinandersetzung geben.

3. Methoden

Ähnliche Überlegungen treffen auch die Frage der Arbeitsmethode, die in Weiterentwicklung des von der Volkskunde hervorgebrachten und ihr zur Verfügung stehenden Instrumentariums der Gegenwartsvolkskunde für das vorrangige Studium von kulturellen Prozessen und historischen Abläufen zur Verfügung stehen.

Das hier Gesagte möchte ich an einem Beispiel ausführen, das mir augenblicklich zur Hand liegt; es geht darum, Verfahrensweisen der

Gegenwartsvolkskunde am Studium der Fasnacht in Vorarlberg aufzuzeigen (24).

Daß der Fasching oder die Fasnacht in unseren Tagen zu so hohem und neuem Glanz gelangt ist, ist ein gesellschaftliches Phänomen, das in seinem ganzen Umfang kaum zu fassen ist und wohl nur von einer interdisziplinären Forschergemeinschaft richtig geklärt werden kann.

Jedenfalls stellt dieser Brauchkomplex schon immer ein viel beachtetes Kernstück der österreichischen Volkskultur dar, was allein daraus zu ersehen ist, daß die Volkskunde eine unübersehbare Fülle von Arbeiten diesem Themenkreis gewidmet hat. Dabei zeigt es sich, daß die Erforschung des Faschings- und Fasnachtsbrauchtums in Österreich auf eine wissenschaftliche Tradition zurückblickt, die bis in die Anfänge dieser Disziplin um die Jahrhundertwende zurückreicht und dementsprechend auf diesem Forschungsfeld die Entwicklung volkskundlicher Methodik bei zunehmender Gegenwartsbezogenheit sichtbar werden läßt:

Unmittelbar vor der Jahrhundertwende setzte in der Volkskunde eine regelmäßige Sammeltätigkeit für Masken ein, die Ausgangspunkt für alle weitere Beschäftigung mit dem Faschings- und Fasnachtsbrauchtum wurde. Die aus der Sammlungs- und Forschungsgeschichte erklärbare Überbewertung bzw. Hervorhebung der Holzmasken und die damit einhergehende Spezialisierung des Forschungsinteresses haben freilich für die Erforschung des Faschings- und Fasnachtsbrauchtums zunächst eine Einengung des Blickwinkels bedeutet. Im Vordergrund stand dabei das Interesse am - ersten - historischen Aspekt, welchem man sich auf dem Wege eines monographisch-kulturgeschichtlichen Forschungsansatzes näherte.

Wenn die Vorarlberger Fasnacht mit Betonung des herkömmlichen Maskenwesens im Jahre 1969 anlässlich der Arbeitstagung des

Tübinger Arbeitskreises für Fasnachtsforschung in Bregenz in einer Ausstellung dargestellt werden konnte und sich das österreichische Land vor dem Arlberg in den Reigen der südwestdeutschen und schweizerischen Masken um den Bodensee einfügte, so hatte die volkskundliche Forschung in den vorangegangenen ein bis zwei Jahrzehnten dafür eben erst die Grundlagen geschaffen. Denn im Gegensatz zu den Nachbarn im Norden, im Westen und im Osten, die bekanntlich seit längerem über gründliche Einzeldarstellungen und neuerdings über systematische Gruppenuntersuchungen des überlieferten und auch des in der Gegenwart sich wandelnden Maskenbrauchtums verfügen, war das Feld der Vorarlberger Fasnacht und ihres Maskenwesens lange Zeit hindurch unbestellt geblieben. Noch im Jahre 1955 hat Leopold Schmidt bei seinem Versuch einer zusammenfassenden Behandlung der volkskundlichen Maskenforschung und der Geschichte des volkstümlichen Maskenwesens in Österreich festgestellt, daß in Vorarlberg über die historischen Notizen, die der Landeshistoriker Benedikt Bilgeri 1950 beibringen konnte, hinaus das "heutige Maskenwesen kaum erwähnt wird." Daraus wurde zunächst geschlossen, daß das Fasnachtsbrauchtum und die Fasnachtsmaskierungen "sich hier offenbar keiner derartigen Lebendigkeit erfreuen", wie eben im benachbarten schwäbisch-alemanischen Raum auf der einen und in Tirol sowie im übrigen Österreich auf der anderen Seite (25).

Veröffentlichungen vor allem im Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereines 1958/59 (erschieden 1960) vermochten indes die bis dahin geringe Kenntnis vom Vorarlberger Maskenbrauch um einiges zu erweitern und das, was man als "Vorarlberger Fasnachts-Lücke" zu bezeichnen übereingekommen war, in Wirklichkeit als Forschungslücke zu entlarven (26).

In den veröffentlichten Archivalien, die immerhin einzelne Aspekte des renaissancezeitlichen und barocken Maskenbrauches haben erkennen lassen, ist nunmehr die Kenntnis von gegenständlichen Zeugnissen, d.h. geschnitzten Holzmasken namentlich aus der Walgaustadt Bludenz, dem Klostertal und der Montafoner Marktgemeinde Schruns hinzugekommen, womit das im wesentlichen nachbarocke dörfliche, marktliche und auch kleinstädtische Faschnachtsbrauchtum besonders des Vorarlberger Oberlandes in einem neuen Licht erschien und sich, was seine Morphologie, seine Erscheinungsform, Funktion, geschichtliche Stellung und soziale Geltung betrifft, nun auch mit ähnlichen Überlieferungen in den Brauchlandschaften jenseits von Rhein und Arlberg vergleichend in Beziehung setzen ließ.

Die volkskundliche Maskenforschung und mit ihr die Faschings- und Faschnachtsforschung, wie sie hier in ihren ersten kulturhistorischen Ansätzen für Vorarlberg geltend gemacht werden konnte, hat - zweitens - in den letzten Jahrzehnten ihre Ausrichtung auf den kultur-räumlichen Aspekt durch die raumbezogene kulturgeographische Betrachtungsweise der Volkskundeatlanten erfahren, indem nunmehr das wissenschaftliche Interesse vom Besonderen zum Allgemeinen und Typischen und damit weg von der längsschnittartigen, synchronen, punktuellen zur querschnittartigen, diachronen, flächigen Bestandsaufnahme und Darstellung führte.

Was der Atlas der deutschen Volkskunde 1937 mit seiner ersten Lieferung vorerst für die Wortgeographie von "Fasching/Fastnacht" geleistet hatte, fand vier Jahrzehnte später im Österreichischen Volkskundeatlas, für welchen Franz Grieshofer die Karte und den Kommentar "Faschingsbrauchtum" (1974) bearbeitet hat, seine eigentliche volkskundliche Durchdringung (27).

Die Methode der raumbezogenen Erfassung und Darstellung von Erscheinungen der Volkskultur sucht - im Gegensatz zur monographischen Forschung - zunächst nicht so sehr Aufschlüsse des Ursprungs als vielmehr der Verbreitung des Phänomens.

Die Dokumentation eines zeitlich fixierten Zustandes innerhalb einer bestimmten kulturgeographischen Einheit (Region, Nation) bildet dafür die Voraussetzung (synchroner Querschnitt). Über die reine Bestandsaufnahme des Sachverhalts in der jeweiligen Fülle und Vielfalt der Einzelercheinungen hinaus obliegt es der volkskundlichen Atlaskarte, durch Herausarbeiten und Thematisieren das die einzelnen individuellen Brauchgestaltungen bestimmende Typische und Wesentliche, die Strukturierung und Systematik sowie die kennzeichnenden Tendenzen eines volkskulturellen Phänomens zur Geltung zu bringen.

Für das österreichische Jahresbrauchtum im Fasching/Fasnacht hat Franz Grieshofer in diesem Zusammenhang, um es hier nochmals kurz aufzuzeigen, die Kriterien (Form) der (1) Brauchhandlung (Heischezüge von Haus zu Haus, formloses Herumschwärmen, Maskentreiben, schaumäßige Umzüge durch den Ort mit Wagen und theatralischen Darstellungen), der (2) Organisation der Akteure (Burschenschaft, in ihrer Nachfolge auch die Knaben, Vereine, Komitees und Schule, Nachbarschaft) und der (3) spezifisch ausgeprägten Maskierung in den Vordergrund gestellt und aus diesen Elementen und ihrer Kombination eine Struktur des vielfältigen und komplexen Faschings- und Fasnachtsbrauchtums sichtbar werden lassen, mit deren Hilfe brauchtümlische Dominanten und Trends innerhalb der einzelnen Überlieferungslandschaften auszunehmen sind.

So tritt beispielsweise in Vorarlberg heute reliktiert in verkehrsfernen Hochtälern, die zugleich auch Siedlungsraum der im Spät-

mittelalter zugewanderten Walser sind (Blons und Sonntag im Großwalsertal; Silbertal im Montafon), in Entsprechung zu der im Osten Österreichs (Niederösterreich, Burgenland und Steiermark) dominanten Erscheinungsform des Burschenfaschings verbunden mit dem Heischerecht, der Maskenfreiheit und der Obliegenheit der Veranstaltung von Tanzlustbarkeiten hervor. Eine Schwundstufe solchen Burschenbrauches, die für sich jedoch wiederum typenprägend geworden ist, stellt die Kinderfasnacht mit freiem Maskentreiben ("Maschkera") in der unorganisierten und nachmals organisierten Form der Schulfasnacht und dem ordnenden und gestaltenden Eingriff von Seiten der Erwachsenen und der Schule wie endlich auch der Fasnachtsvereine heute ein konstituierendes Element der Vorarlberger Fasnacht dar.

Die Organisationsform der Vereinsfasnacht, wie sie sich nach der Repression des öffentlichen Lebens im Gefolge der josephinischen Aufklärung und des zentralistischen Polizeistaates im Biedermeier ab der Mitte des 19. Jahrhunderts allenthalben geltend macht und sich im verstärkten Schaucharakter örtlicher, von einem Komitee (Bürgerkomitee, Unterhaltungs- und Juxgesellschaften) veranstalteter Umzüge kundtut, sind Anzeichen für den frühzeitig einsetzenden Prozeß der Verbürgerlichung und Verstädterung im ländlichen Raum Westösterreichs.

Die "Funkenzunft" in Bludenz mit ihrem historischen Bestand "Alt-Bludener" Holzmasken verschiedener Zeitstellung oder die Fasnachtsgesellschaft "Zufriedenheit" in Schruns und ihr einstmals zahlreicher Maskenfundus (sog. Hülzine Glächter) sind Beispiel dafür, daß nach den Jahrzehnten der Aufklärung, der Franzosenkriege und der bayerischen Besetzung und des nachfolgenden zentralistischen, innerösterreichischen Regimentes die für das Volksleben um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts und die folgen-

den ersten Jahrzehnte eine merkliche Zäsur bedeuteten, die volkstümlichen Lebens- und Kulturformen in Vorarlberg eine neue Blüte erlebten und zwar auf einer nun wesentlich bürgerlich bestimmten gesellschaftlichen Grundlage, wie auch in anderen Bereichen der Volkskultur - wie Volkslied und bildende Volkskunst - in dieser Epoche sich ein Wandel zum Biedermeierstil vollzogen hat.

In unseren Tagen liegt nach Aussage der Erhebungen für den ÖVA der Schwerpunkt des Vereinsfaschings, also der Faschingsumzüge, in Oberösterreich mit 40 %; Vorarlberg weist entsprechend seines Bevölkerungsanteiles an der österreichischen Gesamtbevölkerung den aliquoten Satz von 5 % auf.

Anders verhält es sich bei einer Sonderform fasnächtlicher Veranstaltungen in Vorarlberg, die unter den Begriff der Nachbarschaftsfasnacht zu stellen ist: Gemeint ist die "Weiberfasnacht", deren Wesen darin besteht, daß die überkommene und geltende patriarchalische Ordnung ins Gegenteil verkehrt wird, indem sich die Frauen an einem Tag in der Fasnacht zusammenschließen und die Macht an sich reißen, wie es bei den "Weiberroasen" (Spinnstuben) im salzburgischen Flachgau, dem "Guglhaus" im tirolischen Außerfern und bei den "Kaffeekränzchen" in Vorarlberg der Fall ist. Nach den Aussagen des ÖVA erstreckt sich diese Erscheinungsform der "Weiberfasnacht" in einer deutlich erkennbaren Zone am Nordrand von Österreich mit Schwerpunkten in Vorarlberg - mit 35 % der Belege -, im Außerfern, im Flachgau und im oberösterreichischen Mühlviertel.

Solche Zustandsbilder, deren weitere Auslegung nicht Gegenstand dieser methodologischen Bemerkungen sein kann, sind nicht Spiegelungen unverrückbarer statischer Verhältnisse, sondern stets als Ergebnisse und Ausgangslagen dynamischer kultureller Prozesse zu wer-

ten. So spiegelt die Karte über das Faschingsbrauchtum in Österreich aufgrund ihrer Erhebungen aus den Jahren 1959/60 im wesentlichen noch den Zustand fasnächtlicher Überlieferung vor dem Aufkommen jüngster Brauchformen in unserem Land, vor allem des Karnevals rheinländischer Prägung. Zwar hatte eine Fragebogenantwort aus Hard/Vorarlberg erbracht, daß seit 1960 ein Faschingsprinz am Kinderfaschingszug teilnehme, doch war das ein noch einzelner Beleg für die aus Deutschland kommende Neuerung, die zunächst überhaupt nur im städtischen Bereich festzustellen war und an der Wende von den fünfziger zu den sechziger Jahren kaum schon als eine Erscheinungsform volkstümlicher Fasnachtsveranstaltungen angesehen werden konnte.

Wenn man heute - drittens - unter dem gegenwartsvolkkundlichen Aspekt mit seinem vorwiegend sozialempririschen Forschungsansatz sich dem Geschehen der Fasnachtszeit nähert, wie es wiederum Franz Grieshofer in Fortführung seiner speziellen Untersuchungen zum Faschingsbrauchtum in Österreich getan hat, wird man alsbald erkennen, daß das Profil gegenwärtigen Brauches in zunehmendem Maß von diesen hochstilisierten, vom westdeutschen Karneval beeinflussten Gestaltungen bestimmt wird.

Neben persönlichen Kontakten mit maßgeblichen österreichischen Karnevalisten, Befragung und teilnehmender Beobachtung an Ort und Stelle, Korrespondenz und Fragebogen bieten in diesem Fall insbesondere wieder die Tageszeitungen eine erste und dauernde Auskunftsmöglichkeit über den Zustand öffentlichen Brauches, die auf breiter Grundlage zu Rate zu ziehen, eine Hauptaufgabe eben dieses Institutes seit nunmehr 10 Jahren darstellt, wie es in den vergangenen Tagen auf dem 1. Internationalen Symposium des Instituts für Gegenwartsvolkkunde dargetan wurde (28).

Mit Hilfe der lokalen und regionalen Tages- und Wochenpresse im Lande vor dem Arlberg, hinter welcher bekanntlich ein ausgeprägtes Bewußtsein politischer und kultureller Eigenständigkeit steht, lassen sich sehr dichte Belegreihen, Sequenzen, von Wort- und Bildzeugnissen erstellen, die Form, Inhalt und Ablauf dieses kulturellen Innovationsvorganges nahe verfolgen lassen.

Allgemein ist zum Entwicklungsverlauf festzustellen, daß trotz verschiedener Ansätze bereits im 19. Jahrhundert gerade in Vorarlberg (1865 Prinz und Prinzessin im Fasnachtsumzug zu Bregenz) eine Einpflanzung des Karnevals als Brauch von einer bestimmten Dauer und auf der Grundlage einer breiten öffentlichen Zustimmung dazumal nicht erfolgt ist. Die erfolgreiche Rezeption im heutigen Fasnachtsbrauchtum indes erfolgte erst ab Mitte der fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts, ausgehend von Villach in Kärnten, welcher Stadt für den späterhin sehr breiten wirksamen Vermittlungsprozeß des rheinischen Karnevals in Österreich mit Ausbildung deutlicher "Provinzen" in Salzburg/Oberösterreich, Kärnten/Steiermark sowie den "Hochburgen" Vorarlberg und Stadt Mödling mit ihrem weiteren niederösterreichischen Umfeld Bedeutung zukommt.

Für den Vorgang dieser kulturellen Innovation unserer Tage - mit seinen gesetzmäßigen Phasen zuerst der punktuellen Übernahme und der darauf folgenden Kommunikation und endlich der Aneignung und Bewahrung als Zustand der Diffusion bis hin zur Kulmination, dem Zustand der Sättigung am Ende des Innovationsprozesses - ist kennzeichnend die Gleichförmigkeit der neuen Form des städtisch geprägten, organisierten Karnevals innerhalb der vielfältigen überlieferten Vorarlberger und österreichischen Fasnachtskultur, wofür sicherlich die allgemeine Institutionalisierung der karnevalistischen Tätigkeiten und Bemühungen mit ihren festen

Organisationsformen, der Festlegung, ja Normierung der Handlungsweise im Sinne einer Ritualisierung und überdies die konventionellen Symbole der Identifikation ins Treffen zu führen sind, deren Erfolg wohl die Antwort auf bestimmte soziokulturelle Erwartungen der Gegenwart darstellt.

Ich beende hier das mit Absicht länger ausgeführte Beispiel zur Darlegung möglicher gegenwartsvolkskundlicher Methode. Es kann hier nicht darum gehen, eine vollständige und systematische Methodologie der Gegenwartsvolkskunde zu entwerfen, zumal die Voraussetzung im Fach hierfür sicherlich kaum schon gegeben sind.

Worauf ich aber hinzielen wollte, ist der Hinweis auf eine aus der Forschungsgeschichte erwachsene, den jeweiligen Betrachtungsweisen gegenwartsvolkskundlicher Phänomene angepaßte Vielfalt volkskundlicher Methoden und auf die Kombination derselben. Statt methodischer Einäugigkeit also Methodenpluralismus der von der Volkskunde selbst entwickelten und/oder anderen Disziplinen übernommenen und adaptierten Verfahrensweisen.

Von diesem Standpunkt aus werden auch die in den ersten zehn Jahren des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, mit seinen vorerst nur begrenzten personellen und sachlichen Mitteln geleisteten, in Ausarbeitung befindlichen und geplanten wissenschaftlichen Projekte, Dokumentationen und Forschungen, zu bewerten sein, die für die Bearbeitung gegenwartsnaher volkskundlicher Themen die jeweils geeigneten Methoden zur Anwendung bringen und solcher Art auch die Erprobung derselben in konkreter Aufgabenstellung bzw. auch zur Schulung nachkommender wissenschaftlicher Mitarbeiter dienen.

Schlußbemerkung

Der Grundsatz der methodologischen, theoretischen und thematischen Vielfalt und Offenheit auf dem Feld gegenwartsbezogener volkskundlicher Arbeit ist es schließlich auch, der die Leitlinien für unsere gegenwärtige Österreichische Volkskundetagung, "Probleme der Gegenwartsvolkskunde. Dokumentation und Forschung", zu welcher der Österreichische Fachverband für Volkskunde zusammen mit dem Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und mit dem Verein für Volkskunde eingeladen hat.

In den für die nächsten drei Tage angekündigten Referaten wollen wir Ausgangspunkte dafür sehen, die spezifischen Aspekte und die Methoden volkskundlicher Beschäftigung mit gegenwartsnahen Erscheinungen und Problemen der Volkskultur darzulegen, zu diskutieren und so auf dem Weg der Erkenntnis voranzukommen.

Anmerkungen

1. Michael Martisch nig, Zehn Jahre Institut für Gegenwartsvolkskunde. In: Bulletin der Österreichischen Akademie der Wissenschaften Nr. 3, Wien 1983, S. 2-10.
2. Art. "Volkskunde". In: Brockhaus Enzyklopädie. Band XIX, Wiesbaden 1974, S. 698-699.
3. Karl-S. Kramer, Historische Methode und Gegenwartsforschung in der Volkskunde. In: Populus revisus. Beiträge zur Erforschung der Gegenwart. (=Volksleben. Untersuchungen des Ludwig Uhland-Instituts, Band 14), Tübingen 1966, S. 7-16.
4. Hermann Bausinger, Konzepte der Gegenwartsvolkskunde. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXVIII/87, 1984,

S. 89-106.

5. Karl Ilg, Gegenwartsvolkskunde seit Wilhelm Heinrich Riehl. In diesem Band S. 73.

6. Paul Nedo, Zur Einführung. In: Wolfgang Jacobeit und Paul Nedo (Hg.), Probleme und Methoden volkskundlicher Gegenwartsforschung. Vorträge und Diskussionen einer internationalen Arbeitstagung in Bad Saarow 1967 (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, Bd. 51). Berlin 1969, S. 9; - Ders., Volkskundliche Gegenwartsforschung und Museumsarbeit. In: Neue Museumskunde 9, Berlin 1966, S. 1-5.

7. Georg Koch, Gegenwartsvolkskunde. In: Hessische Blätter für Volkskunde 30-31, Gießen 1931/32, S. 203-228.

8. Georg Koch (wie Anmerkung 7), S. 211.

9. Georg Koch (wie Anmerkung 7), S. 212.

10. Hermann Bausinger (wie Anmerkung 4), S. 92.

11. Georg Koch (wie Anmerkung 7), S. 215.

12. Georg Koch (wie Anmerkung 7), S. 216.

13. Leopold Schmidt, Gegenwartsvolkskunde. Eine bibliographische Einführung. (=Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Sonderband 1). Wien 1976.

14. Wolfgang Jacobeit und Paul Nedo (wie Anmerkung 6).

15. Hermann Bausinger und Martin Scharfe (Hg.), Populus revisus. Beiträge zur Erforschung der Gegenwart. (=Volksleben. Untersuchungen des Ludwig Uhland-Instituts, Bd. 14). Tübingen 1966.

16. Elisée Legros, Sur les noms et les tendances du folklore. (=Collection d'études publiée par le Musée de la vie wallonne, 1). Liège 1962.

17. Arnold Van Gennep, Le folklore. Croyances et coutumes populaires françaises. (La culture moderne). Paris 1924.

18. Nicole Belmont, Arnold Van Gennep. Créateur de l'ethnographie française. (=Collection Science de l'Homme; Petite Bibliothèque Payot). Paris 1974; - Dies., Arnold Van Gennep. In: Jean Cuisenier (Hg.), Hier pour demain. Arts et Traditions et Patrimoine - Découverte et sauvegarde du patrimoine ethnographique français. (Katalog der gleichnamigen Ausstellung des Musée national des arts et traditions populaires in den Galeries nationales du Grand Palais), Paris 1980, S. 151-159.
19. Wilhelm Fraenger, Rezension von Arnold Van Gennep, Le folklore (Paris 1924). In: Jahrbuch für historische Volkskunde, 2, Berlin 1926, S. 180-182.
20. Hermann Bausinger (wie Anmerkung 4), S. 89-90.
21. Leopold Schmidt (wie Anmerkung 13), S. 10.
22. Leopold Schmidt (wie Anmerkung 13), S. 15.
23. Hermann Bausinger (wie Anmerkung 4), S. 92.
24. Klaus Beitzl, Fasnachtstradition und -brauchtum in Vorarlberg im Spiegel der neueren volkskundlichen Forschung. In: Horst Sund (Hg.), Narrentum und Fasnacht. Konstanz 1984, S. 173-185.
25. Leopold Schmidt, Zur Geschichte des Maskenwesens in Vorarlberg. In: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1958/59, erschienen 1960, S. 93-100; - Benedikt Bilgeri, Aus der Geschichte der Vorarlberger Jahresfeste. In: Jahresbericht des Bundesrealgymnasiums für Mädchen in Bregenz, Bregenz 1949/50, S. 12 ff.
26. Klaus Beitzl, Geschnitzte Fastnachtmasken in Bludenz und Schruns. In: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1958/59, erschienen 1960, S. 101-113.
27. Atlas der deutschen Volkskunde. Hg. von Heinrich Harms und Erich Röhr. 1. Lieferung, Leipzig 1937, Karte 12; - Franz Grieshofer, Faschingsbrauchtum. In: Österreichischer Volkskundeatlas. Hg. von Richard Wolfram und Ingrid Kretschmer. 5. Lieferung, Wien 1974, Kartenblatt 90; Kommentar.
28. Klaus Beitzl (Hg.), Methoden der Gegenwartsvolkskunde. Die Zeitung als Quelle. (=Mitteilungen des Instituts für Gegenwarts-

volkskunde, Nr. 15). Wien 1985 (im Druck).

Anschrift des Verfassers:

Hon.-Prof. HR Dir. Dr. Klaus Beitzl
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 - 19
A-1080 Wien

**GEGENWARTSVOLKSKUNDE SEIT
WILHELM HEINRICH RIEHL**

Von Karl Ilg

Unsere heutige Österreichische Volkskundetagung hat das Thema Gegenwartsvolkskunde gewählt. Ein Institut der Österreichischen Akademie der Wissenschaften nennt sich "Institut für Gegenwartsvolkskunde" und dessen Leiter hat soeben in dankenswerter Weise, nicht zuletzt angesichts des zehnjährigen Bestehens dieses Institutes, zu aller Interesse über dieses und seine Aufgaben vorge-
tragen. Es muß uns beschäftigen, was und ob sich diese "Gegenwartsvolkskunde" von jener vor 125 Jahren vertretenen im Grundsätzlichen unterscheidet, denn es erscheint nicht unangebracht daran zu erinnern, daß die deutsche Volkskunde schon zumindest seit Riehl eine Ausrichtung auf das gegenwärtige Volk und seine Äußerungen kannte und W. H. Riehl die Volkskunde mit aller Deutlichkeit schon als Gegenwartswissenschaft verstand. Riehl drückte diese Zielrichtung bereits klar in seiner Antrittsvorlesung im Jahre 1858 mit den Worten aus: "Die Volkskunde hat sich lange Zeit vorwiegend darauf beschränkt, historische Untersuchungen aus fernster Vergangenheit zu geben; sie hat in ihrer modernen wissenschaftlichen Form mit der Sage- und Stammesgeschichte, mit Kultur- und Rechtsaltertümern begonnen und ist erst sehr allmählich - damals - zur unmittelbarsten Ge-

genwart übergegangen". (1)

Was unterscheidet also Riehls Auffassung von der hier genannten "Gegenwartsvolkskunde"? Die Frage steht im Raume und erscheint mir noch nicht hinreichend beantwortet. Es wäre aber zu hoffen, daß diese Volkskundetagung zu dieser Frage eine volle Antwort gibt. Gerade aus dieser Hoffnung habe ich - und so wohl mehrere! - in Feldkirch 1980 diesem Themenvorschlag für 1983 so nachdrücklich zugestimmt!

Riehl ist zweifelsohne bei Nennung einer "Gegenwartsvolkskunde" nicht auszuschließen!

Dabei sind mir selbstverständlich viele Kritiken an Riehl, auch aus jüngerer Zeit, so von Hans Moser 1978 und auch wieder von Helge Gerndt 1979 (2) - beide von München aus, wo Riehl 1858 die erste Lehrkanzel auf deutschem Sprachgebiet bestieg -, sehr gut bekannt, und ich stimme mit ihren Ausführungen auch in vielen Punkten überein: etwa, daß Riehl zu keinen eigentlichen volkskundlichen Themen und Darstellungen, z. B. zu "klassischen" über Siedlung, Haus und Hof, Sitte und Brauch, Volksglaube, Erzählgut usw., gelangt sei bzw. diese uns nicht erschlossen habe, und nur zu grundsätzlichen Themen der Volkskunde Stellung bezogen hätte.

Gerechterweise werden wir bei dieser Kritik allerdings vom "Pfälzerbuch" absehen müssen, denn in ihm hat er sehr wohl uns gegenwärtigen volkskundlichen Fachleuten selbstverständliche "fachspezifische" Themen behandelt.

Doch geht es mir im Folgenden heute nicht darum, diesen Kritiken eine neue Facette hinzuzufügen. Riehl kannte übrigens seine Mängel selbst gut genug. Das Fehlen von sachlichen Rüstzeug drückte er einmal bedauernd mit folgenden Worten aus: "Eine Synopsis des überlieferten deutschen Dorf-Baustyls, nach den topografischen

Parallelen geordnet, würde außerordentlich lehrreich seyn und es wäre hohe Zeit, dieselbe zusammenzustellen ..." (3).

Doch genug damit!

Mir geht es in dieser Betrachtung - ausgehend von der an den Anfang gestellten Fragestellung, für die diese Tagung, wie mit Überzeugung zu hoffen ist, eine Antwort findet, darum, Riehls Gegenwartsbezogenheit in seinen grundsätzlichen Überlegungen aufzuzeigen, wie weit sie heute noch von Gültigkeit und anwendbar sind.

Bei seinen grundsätzlichen Stellungnahmen zur Volkskunde ist auch Riehls oftmaliges Zeugnis nicht zu überhören, in dem er, wie z. B. in "Land und Leute", bekennt, daß er nie von einem vorgefaßten politischen Standpunkt ausging! Diese vorbildliche und umgekehrt für jeden Wahrheitssuchenden in der Wissenschaft selbstverständliche Haltung hat zu allen Zeiten seine Gültigkeit. Wohin deren Mißachtung im nationalsozialistischen Zeitalter führte, ist allen hinreichend bekannt, und wir Älteren haben zu einem nicht geringen Teil unter ihr selbst zu leiden gehabt. Doch versteht sich diese Haltung Riehls für alle Zeiten und ist auch das Urteil über deren Mißachtung für alle, also auch für heute, Zeiten gültig!

Riehls Lehre bzw. Erkenntnisse entstanden erst - mit seinen Worten - als "Summe der Erfahrungen", die er auf seinen intensiven Wanderungen durch Nord-, Mittel- und Süddeutschland gewann! Wir wissen, daß Riehl in dieser anstrengenden Wahrheitssuche, die jeden Wissenschaftler zieren muß, keine Mühe scheute! Die Schilderung etwa seines Fußmarsches durch den tiefen Schnee des Westerwaldes (4), in dem die Häuser der armen Bauern, die er aufsuchte, bis zum Dach versunken waren, beweist dieses einprägsam. Ebenso auch andere Schilderungen! - "12 Poststunden" am Tag legte er nicht selten zu Fuß zurück!

Im ständigen Beobachten und im Gespräch mit den Leuten sowie im unentbehrlichen Vergleich der Erfahrungen gelangte er zu Schlußfolgerungen, z. B. in "Land und Leute", die uns oft frappant an die Probleme der heutigen Volkskunde erinnern!

"Am Wege" begegnete ihm die Vielfältigkeit der Landschaften und genauso jene des Volkstums! Daher wurde seine Lehre folgerichtig auch nicht eine solche von der "Gleichheit der Menschen", die es nur im Paradiese gab, "und auch da nur - bevor Eva geschaffen war" (5), sondern eine von der "Gemeinschaft"! W. H. Riehl ist übrigens vor einer Woche - am 6. Mai 1823 - genau vor 160 Jahren geboren worden. Man könnte also gewissermaßen heute auch dieses Jubiläum zum Anlaß nehmen, an ihn zu erinnern. Und zudem kann man im "Karl-Marx-Jubiläumsjahr" Riehl auch nicht unerwähnt lassen!

Die Anwendbarkeit von Riehls grundsätzlichen Erkenntnissen für die Gegenwart ist in der Tat vielfach noch von erstaunlichem Ausmaß! Und es kann auch imponieren, wie er sich dabei fesselnd auszudrücken vermag - er, als "Magier des Wortes" -, wie Gerndt Riehl einmal treffend bezeichnete.

Dieses gilt sowohl in allen sachkundlichen Bereichen wie nicht minder in den geisteskundlichen, so von Sitte und Brauch, Volksreligion usw., und ganz besonders in den soziologischen!

Beginnen wir gleich bei Riehl mit einem sachenkundlichen Phänomen, das die volkstümliche Gemeinschaft in vielen Folgen zutiefst betrifft und damit auch ein volkskundliches Problem großen Ranges bildet, nämlich mit der Entwicklung des Verkehrs bzw. der Verkehrsmöglichkeiten und schließen uns damit auch an den gestrigen abendlichen Einführungsvortrag von Dozent Dr. Martin Scharfe: "Zur Volkskultur der Straße", an.

Er ging von dem in der Vergangenheit einmal üblen Zustand der

Straßen und Wege, dieser "Nervenstränge menschlicher Kommunikation", aus, wodurch ein "Zusammenkommen" insbesondere größerer Menschenansammlungen verhindert oder zumindest erschwert war, während die Verbesserung dieses Zustandes ein "Promenieren, Flanieren" und Bummeln ermöglichte! Schlußendlich seien die Straßen zum Aufmarschgebiet großer Menschenmassen in Revolution und Gegenrevolution geworden! Die Straße hätte ein neues Gesicht und eine neue Bedeutung erreicht. So ist es!

Allerdings waren Straßen und Plätze - daran sei erinnert - in den südlichen Ländern schon viel früher öffentliche Räume und das "Forum" bildete einen solchen besonders offizieller Art. Auch die Bezeichnung Straße, strada, ist dem Süden entlehnt.

Doch wäre es nicht verfehlt - eine Frage an Kollegen Scharfe - unsere Dörfer und alten Städte nur verkehrsabgewandt hinzustellen? Die vielgestaltigen Erker in den Städten Süddeutschlands und die breiten Fensterfluchten im Norden geben ebenso von der Neugier und dem Interesse am Leben auf der Straße Kunde, wie die Stellung ganzer Häuserfluchten in den Dörfern, damit man den Blick von einer Hausecke nach beiden entgegengesetzten Richtungen offen habe! Turniere, Prozessionen, Fasnachtsaufzüge usw. haben immer schon, auch bei uns, Plätze, Straßen, Wege benötigt! Und erst in unserer Zeit, mit ihrem Verkehrstempo und -lärm, der schlechten Luft usw. wurden die Fenster geschlossen. Prozessionen und andere brauchwürdige Umzüge haben sich in Nebengassen zurückgezogen oder gingen ein oder aber haben sich neuerdings in "verkehrsgesperrte Zonen" begeben. - Auch das gibt es, um gleich ein neues Kommunikationsfeld aufzuzeigen!

Riehl sah die Entwicklung des Verkehrs aber noch in anderer entscheidender Richtung und ebenso auch den durch sie herangeführten Umsturz alter Formen klar: "Als man in alten Zeiten Straßen

baute, individualisierte man das Land; die Straße schuf eine Masse neuer Ansiedelungen, neue Städte, neue Dörfer. Wenn wir dagege-
heutzutage die ächt modernen Straßen ... anlegen, so centralisiren
wir das Land; diese Straßen ruiniren die kleinen Städte, schaffen
dagegen den großen einen riesigen Zuwachs an Macht und Aus-
dehnung". (6)

Man kann diese Aussage nicht leugnen. Der Beweis für sie liegt
allen sichtbar auf der Hand. Mit seinen Folgen muß sich die Volks-
kunde in der Gegenwart und Zukunft beschäftigen.

Früher führten Wege und Straßen ins Land hinein, heute das Land
in die Städte.

In der Tat ist die Verstädterung, ja Vergrößstädterung ein Haupt-
problem der Gegenwartsvolkskunde geworden. Weil jede gegenwarts-
bezogene Volkskunde sich mit dem gegenwärtigen Volk, nicht mit
dem gewesenen - und auch wohl nicht nur mit "im Unterbewußt-
sein oder Unbewußtsein entstandenen und weitergegebenen Ord-
nungen" (7) - befassen kann, kommt kein Volkskundler an diesem
Problem vorbei und auch nicht an den Ursachen, die zu ihm
führten.

Natürlich waren es nicht die modernen Straßen allein, die zu sol-
chen Folgen führten, sondern das Ergebnis technischer Ent-
wicklungen ebenso, wie solche politischer Art und nicht zuletzt
auch die Folgewirkung der Industrialisierung, die - zuerst in Eu-
ropa, in England, wie Riehl feststellte, die "Hegemonie der großen
Städte über das Land" einführte: "Sie erschüttert gegenwärtig
den hundertjährigen Bestand von Englands gesellschaftlich-politi-
schen Institutionen" (8) und ist das vorgeahnte Bild der deu-
tschen Zukunft.

Die gewaltigen sozialen, wie wirtschaftlichen Umstellungen - nicht
ohne begreifliche Erschütterungen - haben unterdessen, wie wir

wissen, voll auf unseren Kontinent übergegriffen. - Nur unter Zugrundelegung dieser Wandlungen größten Ausmaßes können wir heute Volkskunde betreiben!

Wenn wir von den gewaltigen Umwälzungen durch den Verkehr sprechen, können wir auch nicht an der gesteigerten Nachrichtenvermittlung vorbeigehen. Gemeinschaft und Gemeinschaftsverhalten sind daher auch unter den neuen Aspekten der Medien zu sehen. Dabei ergibt sich das Paradoxe: Kontaktverarmung geht mit Überhäufung von Kontakten Hand in Hand.

So ist die Umstellung durch den Verkehr im weiten Sinne in vielerlei Hinsicht eine gewaltige. Riehl sah es klar kommen und nannte deren Folgen:

Während die ländliche Bevölkerung - so Riehl - "familienweise" lebte, tut es - richtig erkannt - die großstädtische "vereinzelt" in Massenunterkünften. "Bei den ins Ungeheuerliche und Formlose ausgereckten Großstädten hört der besondere Charakter der Stadt als einer originellen Gesamtpersönlichkeit von selber auf. Jede Großstadt will eine Weltstadt werden, d. h. uniform allen anderen Großstädten, selbst das unterscheidende Gepräge der Nationalität abstreifend". (9) In der Tat ist der Volkskundler u. a. in der "angewandten" tätig, das Ärgste abzuwehren. Der Volkskundler stellt allerdings darüber hinaus - und über Riehl hinaus - auch neue positive Kräfte in dieser Entwicklung fest. Die Städte haben sich unerwartet auch zu neuen Zentren der Heimatbewegung entpuppt und strahlen diese, in Umkehrung, nun auf das Land aus. Dem Heimat- und Trachtenpfleger sind diese Erscheinungen schon lange geläufig und von großer Wichtigkeit.

Das Land war eben, wie von Riehl angedeutet, durch jene Entwicklung vielfach seiner Aktivität beraubt worden!

Vordem war, um mit Riehl zu sprechen, die Gemeinde "nicht

bloß eine politische", sondern "auch ein sociale Corporation" gewesen - ein "Daheimsein" ausstrahlend; deren Auflösung führte dazu, daß jeder Zweite die Heimat verläßt, als Arbeiter und Beamter, aus Existenzgründen unabwendbar, denn sie würden "sitzen bleiben, wenn sie immer örtlich sitzen blieben" (10).

Die fluktuierende Bevölkerung überstieg in der Tat alsbald die stabile! Wir Akademiker zählen uns wohl auch zur ersteren.

Denn diese von Riehl erkannte Entwicklung ist in allen Grundzügen voll wirksam geworden, und der Volkskundler wird mit ihr - auch in der sog. Angewandten Volkskunde - tagtäglich konfrontiert.

Kein Brauchtumpfleger z. B. kommt daran vorbei.

Daß eine auf die Gegenwart ausgerichtete Volkskunde auch eine "arbeiterkundliche" sein muß - ich selbst darf mich bescheiden als einen bezeichnen, der sehr früh zu ihr stieß (11) -, war auch schon Riehl geläufig.

Er sah die Armeen der Arbeiter anrücken:

Riehl nannte sie "Die Heloten des Capitals, die beseelten Werkzeuge, welche als Rad, Walze, Kurbel von Fleisch und Blut neben den eisernen Rädern, Walzen und Kurbeln unlösbar und unerlösbar in den Mechanismus unserer märchenhaften Maschinenwelt eingekeilt sind". (12)

Mit klarem Blick sah Riehl, wie sich diese Arbeiter zu einem neuen Stand formieren mußten! Sie kamen aus dem "Bürger- und Bauerntum; sie stammten ebenso aus den überfüllten Bauernländern, wie auch aus der brotlosen städtischen Bevölkerung" und formierten sich "durch Gesetze der Logik" zu einem neuen Stand, "wenngleich diese Menschen ursprünglich gar keinen solchen bilden wollten".

Für die Volkskunde von heute ist die Befassung mit diesem Stande,

der einen Großteil des Volkes ausmacht, ebenfalls eine eherne Notwendigkeit! Nicht aber, ihn als "Proletariermasse" zu be- greifen!

Denn die Arbeiterschaft wird auch, je mehr ihre Ausbildung fort- schreitet, immer weniger eine homogene Masse. Sie splittert sich genauso wie die anderen Stände landschaftlich wie beruflich auf! Wie ihre Leistung eine immer mehr vielfältige wird, so ge- winnt auf diese Weise aber weiters auch dieser neue "vierte Stand" nicht nur Selbstbewußtsein, sondern auch Stolz und Freu- de an seiner Arbeit und seiner menschlichen Schöpfungskraft.

Der Zug wird in jene Richtung gehen, wenn auch nicht erreicht werden, die Riehl in seiner "Deutschen Arbeit", so frohlockend für den geistigen Arbeiter bereithält. Ich möchte seine Worte gerade unserer akademischen Jugend als Aufmunterung und tröst- liche Erfahrung ins Stammbuch schreiben:

"Die Freude am Werk wächst mit dem Werk ...

Die Wonne der letzten Hand aber, welche ich oben der Wonne des ersten Wurfes gleich stellte, ruht wesentlich darin, daß die Mühsal schon vergessen ist und uns nur die reine Freude bleibt, mit leichten Zügen dem Gesamtbilde die letzten kräftigen Drucker zu geben ...

... Darum kehrt so gern bei der Arbeit der letzten Hand das Ende zum Anfang zurück, und indem wir in dem Be- hagen des Glättens und Feilens schwelgen, ertappen wir uns unversehens auf dem Keimgedanken eines neuen Werkes, welches aus dem eben abzuschließenden hervorschießt." (13)

Mit diesen Worten wird und soll uns hier Versammelten aber auch die Gunst unseres Schicksals bewußt gemacht werden, das wir vor anderen zugeteilt bekamen und das uns die anderen Stände

besser verstehen lassen soll.

Man kann auch nicht an Riehl vorbeikommen, wenn die "Familie" als das heute so viel besprochene Thema zur Debatte steht. Auch an ihr, als der Grundzelle des Volkes - nach wie vor! - hat er Grundsätzliches beobachtet, konstatiert und festgehalten: wie oft sind davon seine Sätze niedergeschrieben und kommentiert worden: "Es ist scheinbar ein kleines, ja ein eitles Ding, zu reden von dem Gegensatz zwischen Weib und Mann, und stecken doch so große Folgerungen darinnen ...; die beiden Begriffe (Mann und Weib) führen uns auf den Punkt, wo die Gesellschaftskunde in die Anthropologie hinübergreift, wo der natürliche Gegensatz der menschlichen Geschlechter ein naturwissenschaftlicher wird ...". (14)

Aus heutiger wissenschaftlicher Erkenntnis von Biologen, Neurologen, Genetikern, Psychiatern und Psychologen können wir hinzufügen, daß sich Frauen und Männer auch von der Zusammensetzung ihres Blutes bis hin zur Entwicklung ihres Gehirns unterscheiden. Die Stockholmer Psychologie-Professorin Marianne Frankenhauser entdeckte 1982, daß in vergleichbaren Konfliktsituationen der Adrenalinspiegel im Blut bei Männern vielmehr ansteigt als bei Frauen. Es handelt sich dabei um das Hormon Testosteron, durch dessen verschiedene Anteilhabe auch - so Estelle Ramey, Professorin für Physiologie und Biophysik an der Universität Georgetown - die charakterlichen und geistigen Verhaltensweisen von Frau und Mann verschieden sind.

Mann und Frau sind körperlich und geistig verschiedene Persönlichkeiten! Gleichzeitig aber sich gegenseitig ergänzende und ergänzungsbedürftige Wesen"! Zwar nicht gleich, bilden sie jedoch in ihrer Ergänzung eine Gemeinschaft und erleben in dieser, körperlich und geistig, das Glücksgefühl der Liebe, Abglanz überirdischer

Harmonie.

In der Tat stellt gerade heute das Verhältnis zwischen Frau und Mann ein zentrales Thema der Volks- und Völkerkunde dar und ließen sich beispielsweise schon lange nicht Jungmännerbünde, Brautwerbung, Verlobung und Hochzeit in der Volkskunde ohne ein grundsätzliches Eingehen auf dieses Verhältnis ausreichend behandeln.

Man kann daher in Verfolgung der Wahrheit als Ziel wissenschaftlicher Erkenntnis gar nicht anders, als Riehl beizupflichten, die Unterschiede und damit die Persönlichkeiten von Frau und Mann in ihrem natürlichen Ausmaß hervorzuheben. Es kann nicht darum gehen, ein "überweibliches Weib" zu propagieren, das "den Mann zum Weibe macht", noch einen "übermännlichen Mann", der "das Weib zum Manne" (15) macht.

Auch im Sinne der Emanzipation der Frau geht es - mit Riehl - vor allem um die Erkennung, Hervorhebung, Würdigung und Förderung der weiblichen Eigenarten und Fähigkeiten, die den Mann ergänzen! Die weibliche Stellung und Aufgabe im Menschengeschlecht ist eine gewaltige!

Aus der Frau geht das Kind hervor, sie nährt es als erste, sie zieht es auf. Sie ist die unentbehrliche Kraft der Erhaltung.

Bezeichnenderweise ist das Wort Familie - so Riehl - weiblichen Geschlechts, schon im lateinischen.

Das "erhaltende Prinzip der Frau" begegnet dem Volkskundler allenthalben, beispielsweise im Tragen der Tracht, so daß "in Gegenden, wo bei den Männern die Volkstracht durchaus verloren gegangen ist", die Frauen noch gar häufig "das altmütterliche Kleid" (16) - also die Volkstracht - tragen.

Und was "die kargen Reste von Volkstrachten im Bürgerstand" betrifft, fallen diese ausschließlich - Österreich ist vielfach Zeuge -

"Bürgerinnen zu" (17).

Dem Volkskundler ist in der "Angewandten Volkskunde" schon lange klar: Die Trachtenerneuerung geht von der Frau aus. Der zähe, beharrende Geist des weiblichen Geschlechts spiegelt sich darin, ebenso in vielen volkstümlichen Erscheinungsformen der Sitte, die uns jetzt in den Sinn kommen, die wir aber hier nicht mehr aufzählen können.

Nur im Zusammenschluß beider Persönlichkeiten, von Frau und Mann, ist auch das gesunde Gedeihen einer Familie gegeben.

Weil Vater und Mutter die "Auctores", die Urheber der Familie sind, darum besitzen sie von selber auch die "Auctoritas"; die Autorität ist gegründet auf der natürlichen Liebe - Aufopferung des Erzeugers für sein Kind. Die Tiere könnten uns hierin heute oft ein Beispiel sein.

Kindheit ohne leibliche Eltern bedeutet oft Krankheit der Seele! Von sog. Heimkindern wissen die Fachleute oft Erschütterndes zu berichten. Ihr Gefühlsleben verkümmert und mit ihm das Herz.

Schon vor Riehl war es den Volkskundlern klar, aber er hat es mit seinem Buche "Die Familie" ergreifend, ausgesprochen, daß die kleinste Gemeinschaft Familie die Schule des Lebens ist. In ihr gedeiht das Urvertrauen zum Leben, das Liebenkönnen, das Offensein, das Verantwortungsbewußtsein, das Glaubenkönnen, das Ein- und Unterordnen können, die Tradition und schlußendlich lernt das Kind auch am besten in der Familie, im Füreinander und Miteinander den Sinn und Wert der Arbeit" Und ich schließe bei diesem Hinweis wieder mit einem Zitat W. H. Riehls zum Lobe der Frau und ihrer Stellung. Im 1. Buche "Die deutsche Arbeit!" führt er uns daraufhin, wie stark die Göttinnen in der Mythologie verankert sind, kundig im Pflanzen, Weben und Spinnen und stellt fest,

daß die Frau den Mann zur Arbeit erzogen hat: "Gar manches Handwerk ist uns aus Frauenhand überkommen ... Immer aber mögen wir bescheiden anerkennen, daß die still waltende unverdrossene Kleinarbeit ... ursprünglich weiblichen Geschlechtes ist, und daß die deutsche Frau den deutschen Mann in Lehrjahren, deren Monate Menschenalter waren, zum ... Fleiße erzogen hat". (18)

Wenn wir uns diesen richtig erkannten und auch von der Völkerkunde bestätigten Vorgang für die gegenwärtige Einstellung zur Frau und den heute mit deren Forderungen verbundenen Problemen auch volkskundlich nutzbar machen - auch im Wissen um die doppelte Arbeitsbelastung der Frau von heute und deren Auswirkungen - werden wir auch mit diesem Hinweis bestätigt finden, wie fruchtbar Riehl - vielfältig! - für die Gegenwartsvolkskunde Beachtung finden kann - und, wie ich glaube, auch soll.

Dabei habe ich von Riehl nur einige treffende Gedanken, von vielen (!), hier in Erinnerung gebracht!

Anmerkungen

1. Wilhelm Heinrich Riehl, Die Volkskunde als Wissenschaft. In: Kulturstudien aus drei Jahrhunderten, 6. Auflage, Stuttgart-Berlin 1903, S. 225-251.

2. Hans Moser, W. H. Riehl und die Volkskunde. Eine wissenschaftliche Korrektur. In: Jahrbuch für Volkskunde 1978, S. 9 ff.; Helge Gerndt, Abschied von Riehl in allen Ehren. In: Jahrbuch für Volkskunde 1979, S. 77 ff.

3. Wilhelm Heinrich Riehl, Land und Leute. Stuttgart-Tübingen 1854, S. 164.

4. Wilhelm Heinrich Riehl (wie Anmerkung 3), S. 191 ff.

5. Wilhelm Heinrich Riehl, Die Familie. Stuttgart-Augsburg 1855, S. 5.
6. Wilhelm Heinrich Riehl (wie Anmerkung 3), S. 45.
7. Karl Ilg, Um die Ziele und den Betrachtungsgegenstand der Volkskunde. In: Burgenländische Heimatblätter 13, 1951, H. 3, S. 99-108; ders., Volk, Volkskunde, Europäische Ethnologie. In: Studien zur Namenkunde und Sprachgeographie - Festschrift für Karl Finsterwalder (=Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft), Innsbruck 1971, S. 445-455.
8. Wilhelm Heinrich Riehl (wie Anmerkung 3), S. 47.
9. Wilhelm Heinrich Riehl (wie Anmerkung 3), S. 76-78.
10. Wilhelm Heinrich Riehl (wie Anmerkung 3), S. 88-89.
11. Karl Ilg, Das Bürger- und Arbeiterhaus in Vorarlberg - Grundzüge der Entwicklung vom Mittelalter zur Neuzeit. In: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 96, 1953, S. 68-83, 15 Abb.; ders., Arbeitervolkskunde in Österreich - Erste Feststellungen über die Lebensverhältnisse der Arbeiterschaft Tirols. In: Kulturarbeit 12, 1960, S. 84-86; ders., Probleme und Aufgaben der Arbeitervolkskunde in Österreich. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XVI/65, 1962, S. 155-168; ders., Die volkstümliche Bauweise in Wattens und Umgebung. In: Wattner Buch (=Schlern Schriften 165), Innsbruck 1958, S. 266-288, 15 Skizzen; ders., Untersuchungen zur Arbeitervolkskunde in Westösterreich. In: Helmut Fielhauer, Olaf Bockhorn (Hg.), Die andere Kultur. Wien-München-Zürich 1982, S. 199-204.
12. Wilhelm Heinrich Riehl, Die bürgerliche Gesellschaft. Stuttgart-Tübingen 1851, S. 268.
13. Wilhelm Heinrich Riehl, Die deutsche Arbeit. Stuttgart 1861, S. 298-299.
14. Wilhelm Heinrich Riehl (wie Anmerkung 5), S. 4.
15. Wilhelm Heinrich Riehl (wie Anmerkung 5), S. 84.
16. Wilhelm Heinrich Riehl (wie Anmerkung 5), S. 13.

17. Wilhelm Heinrich Riehl (wie Anmerkung 5), S. 14.

18. Wilhelm Heinrich Riehl (wie Anmerkung 12), S. 153.

Anschrift des Verfassers:

Univ. Prof. Dr. Karl Ilg

Institut für Volkskunde der Universität Innsbruck

Innrain 52a/XIII

A-6020 Innsbruck

ZUR PROBLEMATIK DER TSCHECHOSLOWAKISCHEN GEGENWARTSVOLKSKUNDE

Von Vera Mayer

Erlauben Sie mir, meinen Beitrag mit Gedanken aus dem Buch "Zur Theorie der Gegenwartsvolkskunde" der Autoren Olga Skalníková und Karel Fojtík zu beginnen. Diese weisen darauf hin, daß "... die Erforschung der Gegenwart immer zu den Aufgaben der Volkskunde gehörte, daß die Volkskunde mit ihrer grundlegenden Arbeitsmethode der direkten und systematischen Beobachtung immer eine Wissenschaft über die Gegenwart gewesen und am geeignetsten für so ein Studium ist. Durch verschiedene philosophische Theorien der Interpretation des Charakters der Volkskultur hat sich aber die Volkskunde immer mehr von der Gegenwart entfernt." (1)

Wenn man zurückblickt, begegnen wir dieser Ansicht schon Ende des 19. Jahrhunderts - in der Zeit, als sich die tschechische Volkskunde als Wissenschaft konstituierte. Eine wichtige Rolle spielte damals in Prag eine Gruppe junger Wissenschaftler (wie J. Jakobec, J. Polívka, V. Tille, L. Niederle), die sich um T. G. Masaryk und die Zeitschriften "Atheneum" und "Naše doba/Unsere Zeit" formierte und bei der Herstellung der großen "Volkskundlichen Ausstellung" im Jahr 1895 in Prag mitwirkte (2). Sie verlangten z. B., daß in dieser Ausstellung auch eine Exposition der "Arbeitskultur" einbezogen werden sollte (3). Diese Gruppe forderte schon damals eine objektive Erforschung der Realität der gegenwärtigen Lebens-

weise. Wünschenswert wären Studien über das Leben nicht nur des Dorfvolkes, sondern auch der Arbeiterschaft und Kleinstadtbewohner. Diese sollten auf soziologischen Grundlagen basieren (4). In der konkreten ethnographischen Arbeit setzte sich damals aber die traditionelle Ansicht durch, daß im Leben und in der Kultur des Dorfvolkes nur die Überlieferungen früherer Epochen zu suchen sind. Diese Ansicht prägte dann die tschechoslowakische Volkskunde für mehrere Jahrzehnte.

Aktuell wurden die Gedanken über die Gegenwartsvolkskunde erst nach dem 2. Weltkrieg. Die Nachkriegszeit war auch in der Tschechoslowakei durch heftige Diskussionen über Objekt, Methoden, Terminologie, Ziele und Grenzen des ethnographischen Studiums gekennzeichnet. Es gab kritische Stimmen zur Erforschung der Arbeiterschaft, aber auch solche, die romantische Hypothesen aufstellten und die Arbeiterkultur idealisierten (5). Das Ziel der Erforschung des Gegenwärtorfes stand von Anfang an auf dem Programm. Dazu lieferte die sowjetische Ethnographie die theoretischen und methodologischen Grundlagen. Nachdem sich aber zeigte, daß jene Theorien - bei einer sozial-politischen Änderung (wie z. B. Kollektivierung) werde sofort auch eine Änderung der Lebensweise des Dorfes eintreten - sich nicht bestätigten, kehrten manche Volkskundler wieder zu traditionellen Themen zurück (6). Im Gegensatz dazu besaßen die Volkskundler (besonders in Prag und Brünn), die sich mit Industriegebieten und Städten beschäftigten, am Ende der 60er Jahre eine breit ausgearbeitete Theorie und Methodologie, hatten aber auch manche große Forschungsprojekte abgeschlossen (7).

Zur Bearbeitung der Problematik bedienten sich die Wissenschaftler analytischer Studien und Monographien. Bei Dorf- und Regionalmonographien hatte bereits die tschechoslowakische Volkskunde reiche Erfahrungen gesammelt, und diese sind heute eine der

wichtigsten Formen volkskundlicher Teamarbeit.

Erlauben Sie mir daher, an dieser Stelle einigen Monographien über die Arbeiterschaft ein paar Gedanken zu widmen, da ihre Auffassung zugleich auch teilweise einzelne Etappen des Gegenwartsstudiums der Arbeiterschaft aufzeigt.

Die klassischen Dorf- und Regionalmonographien waren sicher Vorbild für die ersten dieser Arbeiterschafts-Monographien. Sichtbar wird das in der slowakischen Monographie des "Bergbaudorfes Žakarovce" (8) aus dem Jahr 1956, die noch ein traditionelles Dorf darstellt und inhaltlich an traditionelle Monographien erinnert. Eine Verschiebung in der Auffassung bemerkt man in zwei weiteren Monographien über die Bergbaugebiete "Kladensko" (9) bei Prag aus dem Jahr 1959 und "Rosicko-Oslavansko" (10) bei Brünn aus dem Jahr 1961. Man studierte hier schon größere Bergbaugebiete, obwohl sie mit landwirtschaftlichen Gebieten der Umgebung eng verbunden waren. Die behandelten Themen blieben ähnlich den traditionellen. In der vierten Monographie über das größte Industriegebiet der Tschechoslowakei mit starker Konzentration der Bergbau- und Hüttenindustrie - Ostravsko (Gebiet um Ostrau) - wurde schon eine Industrieagglomeration mit ihrer komplizierten historischen, aber auch ethnischen Entwicklung verarbeitet (11). Diese Aufgabenstellung hatte Auswirkung auf die Auswahl der Methoden bei Terrainforschungen (konkret Musterbeispielmethoden und Methoden der Statistik, Demographie, enge Zusammenarbeit mit Soziologen) und auf die Auswahl der Erscheinungen, die vor allem Gesellschafts- und Familienbeziehungen, Nahrung, Wohnen und Folklore zum Inhalt hatten (12). Dieses Forschungsprojekt wurde in den 60er Jahren vom Prager Institut für Ethnographie und Folkloristik durchgeführt. (Bemerkung am Rande: Eine der ersten ethnographischen Arbeiten zu diesem Gebiet wurde in Wien schon im Jahr 1898 mit dem Titel "Die Stein-

kohlengräber im Ostrau-Karwiner Bergrevier" von Ernst Berner publiziert.)

Besonders bei monographischen Arbeiten stützen sich die Volkskundler auf Quellenmaterial historischen Ursprungs sowie auf historische Regionalforschung. So bleibt die Volkskunde eine historische Wissenschaft, auch wenn es um Fragen der Gegenwart geht. Dabei handelt es sich nicht um die historisch-ethnographische Methode, die vorrangig von einer Analyse der historischen Quellen ausgeht und eine Analyse der Erscheinungen bezweckt. Diese Auffassung prägte in den 50er Jahren K. Fojtík aus Brünn unterschiedlich zur Meinung der Prager Forscher (13).

Die Auffassung des historischen Zutritts, wodurch das Gegenwartsstudium seit den 60er Jahren charakterisiert wird, stellt ethnographische Aspekte in den Vordergrund, wobei auch die Notwendigkeit des historischen Studiums der Genese einzelner Erscheinungen über deren Entwicklung bis zur Adaption oder zum eventuellen Untergang nicht ausgeschlossen wird. Im Gegensatz zu früher wendet sich die Aufmerksamkeit auch den neu entstehenden Phänomenen zu. Zum Inhalt des Studiums wird somit der ganze Komplex des "Traditionellen" als auch des "nicht Traditionellen" in der heutigen Volkskultur (14).

Dabei spielt die Definition des Begriffs "Gegenwart" eine Rolle, der manche methodologische Probleme mit sich brachte und dessen Auffassung in den letzten drei Jahrzehnten eine gewisse Entwicklung durchmachte. Wie die Wissenschaftler zugeben, ist dieser Begriff historisch ungenau und für die Volkskundler zu wenig treffend (15). Früher wurde der Begriff "Gegenwart" nur als Komparativstudium betrachtet und die neue Gesellschaft durch das charakterisiert, was sie von der alten übernommen, respektive nicht übernommen hat. Was sie neu schuf, wurde nicht berücksichtigt. Aus

dieser Auffassung sind spezifische volkskundliche Methoden des Studiums der Gegenwart entstanden, wie z. B. die Erforschung nach Familien, Generationen, Sozialgruppen (16).

Die Orientierung des Gegenwartsstudiums auch auf die neu entstehenden Phänomene wird seit dem Anfang der 70er Jahre deutlich. Es war aber notwendig, sie zu konkretisieren. Welche Erscheinungen sind traditionell, und welche sind neu (17)? Die beste Antwort darauf gab im Jahr 1970 Adam Pranda aus Bratislava, einer der bedeutendsten Theoretiker der tschechoslowakischen Gegenwartsvolkskunde: "Ein wichtiger Moment ist der Zeitunterschied und Systemwert einzelner Phänomene der Volkskultur. Bei der Erforschung älterer Stadien untersucht der Forscher im Grunde genommen nur noch das Resultat eines komplizierten Prozesses, also nicht den Prozeß selbst in seinem Verlauf, nicht seine innere Dynamik, noch die Widersprüchlichkeit seiner Anfänge. Bei der Erforschung der gegenwärtigen Volkskultur sieht der Forscher vor allem den Prozeß selbst, alle seine Widersprüche in der Beziehung zur Struktur der traditionellen Kultur sowie zahlreiche Faktoren, welche die Entstehung neuer Phänomene anregen und beeinflußt haben. Anders gesagt: der Forscher untersucht Entwicklungserscheinungen an unterschiedlichen zeitlichen Ebenen und verschiedenen Strukturqualitäten. Die ersten historischen Erscheinungen sind eigentlich schon in der Struktur verankert, die anderen gegenwärtigen dringen erst in die Struktur ein (18)."

So kann die Gegenwart für die Forscher unterschiedliche Grenzen haben, je nach Charakter ausgewählter Erscheinungen und ihrer Bewertung oder nach historischen, wirtschaftlichen, ethnischen Entwicklung untersuchten Lokalitäten, resp. Gebiete. Eine wichtige Rolle spielt dabei auch die unterschiedliche Entwicklung traditioneller Kultur, die sich in einzelnen Gebieten in differenzierten Sta-

dien befindet.

Das ergibt z. B. in Böhmen andere Probleme und einen anderen Zutritt zum Studium der Volkskultur, als in der Slowakei (19). Verschiedene Erscheinungen, welche die slowakischen Wissenschaftler unter Gegenwartsvolkskunde studieren, sind für die Prager in manchen Lokalitäten schon Historie und gehören für sie in den Bereich der historischen Volkskunde. Das läßt sich auch beim großen Projekt der 70er Jahr - der Erforschung der Lebensweise und Kultur des Prager Industrieproletariats - wo die Auswirkungen der Industrialisierung in der Zeit zwischen 1848 und 1939 studiert wurden, beobachten (20). Ebenfalls sichtbar ist das beim derzeit laufenden Projekt "Die Erforschung der tschechischen Arbeiterschaft in Böhmen" wo am Ende der 80er Jahre eine historisch konzipierte Synthese entstehen soll (21).

Grundsätzlich wird nun unter der Gegenwartsforschung der Zeitraum von 1945 bis heute verstanden. Bei der Arbeiterschaft betreffenden Studien wählten die Prager Volkskundler "Die Emanzipationsprozesse - die Erforschung der sozialistischen Lebensweise der Arbeiter" als Leitmotiv (22). Erst im Anfangstadium ist das Studium der ethnischen Prozesse innerhalb der Arbeiterklasse, wo beide Bereiche - Historische- und Gegenwartsforschung - teilnehmen (23).

Es ist eindeutig, daß die Problematik der Erforschung der Arbeiterschaft neue Anstöße für das Studium des Gegenwartsdorfes gegeben hat. Dies umso mehr, als die Volkskundler, die sich mit der Arbeiterschaft beschäftigten, mit den Problemen der Lebensweise und Kultur anderer Klassen und Schichten konfrontiert wurden. Denn viele Erscheinungen bei der Arbeiterschaft sind durch Negation oder Adaptation der Lebensweise anderer Klassen und Schichten entstanden. Beim Studium mancher Industriegebiete stellt sich außerdem oft die Frage nach den Beziehungen Stadt - Dorfkultur.

Die 70er Jahre in der tschechoslowakischen Volkskunde sind dann

durch eine unwiderrufliche Rückkehr der Volkskundler auf das böhmische, mährische und slowakische Genossenschaftsdorf geprägt (24). Eine der wichtigsten Fragen war dabei die Auswahl der Erscheinungen, die für die volkskundliche Erforschung des Dorfes am bedeutendsten schienen. Es wurde dabei festgestellt, daß auch das heutige Dorf einen breiten Problemenkreis darstellt, den die Volkskunde mit ihren Methoden nicht alleine erfassen kann. Es kam wieder die alte Frage der Beziehung der Volkskunde zu anderen Wissenschaften, besonders zur Soziologie, zur Diskussion (25). Es wurde festgestellt, daß die Verbindung des qualitativen und quantitativen Verfahrens bei der Erforschung des Dorfes unerheblich ist. Die Sozialisierung der Methoden hat aber ihre Grenze. Václav Frolec aus Brünn, eine der größten Persönlichkeiten bei der Erforschung des tschechoslowakischen Gegenwartsdorfes, formulierte im Jahr 1978 folgende Ansicht: "Obwohl klar ist, daß sich die Sphäre gesellschaftlicher und kultureller Phänomene nicht voneinander trennen läßt, sollte die Ethnographie den Prozeß der Veränderungen auf dem heutigen Lande vor allem in den der Kulturtheorie eigenen Kategorien verfolgen, während die Soziologie das in den Kategorien des Gesellschaftssystems tut." (26)

Den Schwerpunkt legt man in der derzeitigen Phase auf das Studium der Tradition, ihres Stellenwertes und Funktion in der Gegenwart. "Dabei wird der Prozeß der Veränderungen und der Formung neuer Wesenszüge im gesellschaftlichen und kulturellen Leben im Hinblick auf die Tradition nicht als das Studium des Fortlebens von Archaismen betrachtet." (27) Die Ernennung der Tradition zum Leitmotiv der Erforschung des Gegenwartsdorfes - und auch der Stadt - ist kein Zufall. Diese Zielsetzung ist logisches Ergebnis vieler Diskussionen, die zum Thema Tradition nicht nur in der Tschechoslowakei, sondern auch in anderen Ländern geführt wurden (28).

Es darf hier nicht der Eindruck entstehen, daß die volkskundliche Erforschung des Dorfes in der Tschechoslowakei einheitlich verlaufe. So orientieren sich die Prager Wissenschaftler hauptsächlich auf die Erscheinungen, die den Prozeß der Änderungen auf dem heutigen Lande am deutlichsten spiegeln, während z. B. die Brüner das Dorf als ganzen Komplex erforschen wollen. Daher erkennt man besonders hier ein starkes Streben nach interdisziplinärer Zusammenarbeit, worauf ich später noch kommen will.

Bei den Folkloristen aller tschechoslowakischen Forschungsinstitute ist die Forderung nach interdisziplinärer Zusammenarbeit bei der Erforschung der Folkloretradition seit den 60er Jahren sichtbar. Um Mißverständnisse zu vermeiden, weise ich darauf hin, daß der Begriff Folklore nach tschechoslowakischer Auffassung keine negative Bedeutung hat. So versteht man unter Folklore "die Bezeichnung eines historisch entstandenen Komplexes aus schriftlichen, musikalischen, vokalen, tänzerischen und schauspielerischen Erscheinungen, Genren und Kommunikationsprozessen. Sie bilden eine langzeitige überliefernde offene Struktur von Stereotypen im Rahmen der volkstümlichen traditionellen Kultur, aus der sie auch entstanden." (29) Obwohl die Folkloristen in der Tschechoslowakei eine selbständige Position haben, arbeiten sie mit den Ethnographen eng zusammen, wie das schon der Name des Prager Institutes beweist (30). Die Erforschung der Erscheinungen des Folklorismus liegt zum größeren Teil in den Händen der Folkloristen. Das Faktum - Veränderung des Objektes der folkloristischen Forschung - bewerten sie dabei nicht negativ oder mit Nostalgie. Vielmehr ist das für sie Resultat eines natürlichen Prozesses. Die Beziehung der Folklore zu anderen Formen der organisierten und technisierten Kultur ist für sie nicht antagonistisch. Die zwei Kulturmechanismen stehen nicht gegeneinander, sondern ergänzen und bereichern einander ge-

gegenseitig. Infolgedessen sind diese Erscheinungsformen manchmal sehr schwer voneinander zu unterscheiden.

Mit den Fragen des Folklorismus hängen auch die Probleme des volkstümlichen bildenden Schaffens sehr eng zusammen. So wurde eine große Bedeutung der Volkskunde gerade in diesem Bereich festgestellt, "da sich andere Wissenschaftsgebiete - Kunstgeschichte, Kunsttheorie, Kunstsoziologie - mit den Fragen des Bildungsstandes und Geschmacks der Volksschichten systematisch und aufgrund von Terrainforschungen nicht befassen" (31). Man sieht auch hier ähnliche Überlegungen wie beim Studium der Folkloretradition.

Die wichtigsten Träger volkskundlicher Gegenwartsforschung möchte ich Ihnen nun detaillierter vorstellen:

Die Prager Volkskundler des Institutes für Ethnographie und Folkloristik, unter der Leitung von Antonín Robek, beschäftigen sich derzeit mit den Fragen der Gegenwartsvolkskunde in mehreren Forschungsprojekten. Ich erwähnte schon das Studium der Arbeiterschaft. Große Ziele stellen sie sich bei der Erforschung des Gegenwartsdorfes in Böhmen. Am Ende der 80er Jahre soll eine synthetische Arbeit über die "Veränderung des Dorfes in der Zeit der Sozialisierung und ihre Spiegelung in der Lebensweise und Kultur" entstehen (32).

In der ersten Phase, ungefähr zwischen 1972 und 1980, konzentrierte man sich auf die thematische Erforschung ausgewählter Erscheinungen aus methodologischen Gründen in wirtschaftlich, ökologisch, geographisch und historisch unterschiedlichen Lokalitäten, so daß man an Hand entstehender Monographien vergleichen kann, was regional spezifisch und was allgemein gültig ist.

Das derzeitige Hauptprojekt stellt die mittelböhmische Region dar. Es handelt sich dabei um ein Zentralgebiet östlich der Haupt-

stadt Prag, der sogenannten Elbeebene. Trotz hohem Anteil landwirtschaftlicher Industrie, die hier schon im 19. Jahrhundert entstand, handelt es sich um eine Region mit stark landwirtschaftlicher Prägung (33). Nach Auswertung von Quellen und Fragebogenaktionen wurden zuerst zwei charakteristische Dörfer ausgesucht, bei denen man eine Tiefmonographische Forschung durchführte. Man entschied sich hier für eine engere Auswahl wichtiger Erscheinungen, wie z. B. Wohnen, Familienstruktur, Verwandtschaftsbeziehungen - im besonderen Partnerschaftsbeziehung, Eheschließung und Hochzeit. Ein weiterer Problemkreis behandelt die Erscheinungsformen des gesellschaftlichen Lebens, mit besonderer Rücksicht auf die Rolle traditioneller Unterhaltungen und Feste im Dorf der Gegenwart - in diesem Zusammenhang wurde auch die Erforschung der Tradition der Religiosität durchgeführt. Der letzte Problemkreis beschäftigt sich mit Folklore- und Innovationsphänomenen in der mündlichen Überlieferung der Lokaltradition. Dieses Projekt steht derzeit vor der Endphase der monographischen Verarbeitung (34).

Eine weitere Ebene, in der die Erforschung des Gegenwartsdorfes durchgeführt wird, ist die Kultur und Lebensweise der Dorfbewohner in den neubesiedelten Grenzgebieten. Einige Studien im Grenzgebiet gab es schon in den 50er Jahren. Später folgt die Erforschung jener Gebiete, aus welchen die Neubesiedler, hauptsächlich Reemigranten, kamen (35). Seit dem Jahr 1977 wird diese Problematik im Rahmen eines großzügigen Forschungsprojektes "Ethnische Prozesse in der Tschechoslowakei" durchgeführt. "Aus methodologischer Sicht gibt das volkskundliche Studium des nach dem Krieg neu besiedelten Grenzdorfes die Gelegenheit, sich mit Adaptationsprozessen großer Menschengruppen, für die durch Migration ganz andere Lebensbedingungen entstanden, zu beschäftigen (36). Dieser komplizierte Integrationsprozeß verlief fast parallel zu den

wirtschaftlich-gesellschaftlichen Änderungen und macht damit das Studium noch komplizierter.

Das ganze Forschungsprojekt hier vorzustellen, ist natürlich unmöglich. Ich beschränke mich daher auf die wichtigsten Themenkreise, die bei diesem Projekt hervorgehoben wurden:

"1. Der Einzug in das Grenzgebiet, die ersten Jahre des Lebens im Grenzgebiet bis hin zur Sozialisierung der Landwirtschaft.

2. Charakteristische Züge der einzelnen Neubesiedlergruppen und der Autochtonen, ihr Zivilisations- und Kulturiveau, Stand ihrer materiellen und geistigen Kultur nach dem Jahr 1945.

3. Prozeß der Veränderungen einzelner Bevölkerungsgruppen, die im Rahmen der Lokalgesellschaft durchgeführt wurden.

4. Das Bild des Grenzgebietdorfes der Gegenwart." (37)

Ein so großes Forschungsprojekt, das sich auf alle Grenzgebiete Böhmens und Mährens bezieht, kann natürlich nicht allein durch die Arbeit der Prager Volkskundler durchgeführt werden. Daher wurde zusätzlich ein dichtes Netz externer Mitarbeiter aufgebaut, in dem auch Forscher aus Regionalmuseen und Archiven, Studenten und Informanten - besonders Chronisten, aktiv teilnehmen. In der Zeitschrift "Český lid/Tschechisches Volk" wurden in den letzten Jahren zu diesem Thema viele Studien und Berichte aus den Tagungen veröffentlicht (38).

Das zweite wichtige Zentrum der Gegenwartsvolkskunde ist Brünn mit den folgenden drei Institutionen: Zweigstelle des Prager Institutes, Ethnographisches Institut des Mährischen Museums sowie Lehrstuhl für Historie und Ethnographie an der Brünner J. E. Purkyně-Universität. Die Brünner Volkskundler können sich mit den bisherigen Resultaten ihrer Arbeit im wahrsten Sinne des Wortes rühmen. Man denke nur an die Verdienste von K. Fojtík auf dem Gebiet der Erforschung der Arbeiterschaft und L. Kunz auf dem

Gebiet der Erforschung der volkskundlichen museologischen Dokumentation der Gegenwart (39). Waren es früher einzelne Wissenschaftler, so schaut die Situation heute anders aus:

Die 70er und der Anfang der 80er Jahre sind durch eine intensive Arbeit, besonders an der Lehrkanzel für Historie und Ethnographie, geprägt worden. Eines der ersten Projekte am Ende der 60er Jahre war die Erforschung des Dorfes Brumovice (im Bezirk Breslau). Die Aufmerksamkeit wurde hauptsächlich der Sozialstruktur, der Bekleidung, dem Wohnen, der bildnerischen Tätigkeit, dem Geschmack und der Folklore gewidmet (40). Eine Sammelschrift mit dem Titel "Die Veränderungen des südmährischen Dorfes. Volkskundliche Studien aus Brumovic", erschien in diesem Jahr (41). Die ersten Ergebnisse eines weiteren Forschungsprojektes mit dem Namen "Revolutionäre Änderungen des südmährischen Landes und der landwirtschaftlichen Landschaft" wurden in zwei Sammelschriften veröffentlicht (42). Im Rahmen dieser Arbeit wird auch die Erforschung des Südmährischen Grenzgebietes durchgeführt. In diesem Jahr soll eine volkskundliche Monographie des neubesiedelten Dorfes Horní Věstonice veröffentlicht werden (43).

Was ich an der Arbeit der Brüner Wissenschaftler hervorheben möchte, ist ihr Bestreben nach einer Diskussion der Forschungsergebnisse zur Gegenwartsvolkskunde auf staatlicher und internationaler Ebene (die allerdings nur im Rahmen der Ostblockländer stattfindet). Dieses Bestreben zeigt sich in der Publikationsreihe "Lidová kultura a současnost/Volkskultur und Gegenwart", die seit dem Jahr 1974 unter der Redaktion von V. Frolec in Brünn herausgegeben wird. Die einzelnen Bände, bis jetzt acht, bringen Referate zu Konferenzen über Probleme der Gegenwartsforschung. Nur kurz einige Titel: "Lebensmilieu und Tradition" (44), "Volkskunst und Gegenwart" (45), "Faschingstradition" (46), "Das Kind und die Tra-

dition der Volkskultur" (47), "Jahresbräuche - Der gegenwärtige Stand und Veränderungen" (48).

Im besonderen nennen will ich den 4. Band aus dem Jahr 1978 "Současná vesnice/Das Dorf der Gegenwart", der im Zeichen der Problematik der integrierten gesellschafts-wissenschaftlichen Forschung des heutigen Dorfes steht (49). Diese Art betrachten die Brüner Volkskundler als die höchste Form wissenschaftlicher Arbeit. In diesem Band sind rund 50 Referate und Diskussionsbeiträge von Volkskndlern, Folkloristen, Historikern, Soziologen, Sprachwissenschaftlern, Museologen, Pädagogen, Demographen und Geographen, die auf dem gleichnamigen Symposium im Jahr 1977 in Strážnice (Südmähren) vorgetragen wurden. Dieses Symposium wird als die Kulmination bisheriger Bestrebungen, die es in der Theorie und Methodologie der Erforschung des Gegenwartsdorfes gab, bezeichnet.

Die Brüner Volkskundler begnügten sich aber nicht nur mit der Theorie und Methodologie. Die Erforschung des neubesiedelten Dorfes Horní Věstonice wurde schon voll im Sinne des integrierten gesellschafts-wissenschaftlichen Studiums durchgeführt.

Den derzeitigen Höhepunkt bei der Erforschung des Gegenwartsdorfes - konkret handelt es sich um das Gebiet Südmähren und Westslowakei - stellt ein gemeinsames Projekt Brüner und Slowakischer Volkskundler dar (50). Das Ziel ist die "Erforschung des Veränderungsprozesses in der Lebensweise und Kultur der Einwohner des heutigen tschechischen und slowakischen Dorfes, unter besonderer Berücksichtigung der Stellung, Bedeutung und Funktion der Tradition im gesellschaftlichen und kulturellen Leben sowie die Formung neuer Elemente der sozialistischen Lebensweise" (51). Die Forschung verläuft im Zeichen des integrierten gesellschafts-wissenschaftlichen Verfahrens, wobei die volkskundliche Ansicht die dominante Stel-

lung hat (52). Die präzise Analyse der Problematik, Forschungsziele sowie theoretische und methodologische Ausarbeitung konkreter Problemkreise, die von den einzelnen Wissenschaften zu erforschen sind, findet man im Artikel von V. Frolec in der Zeitschrift "Slovenský národopis/Slowakische Volkskunde", Jahrgang 1982 (53). Diesen Artikel kann man als Grundsatzklärung zur Erforschung des heutigen Dorfes in Mähren und der Slowakei für die 80er Jahre betrachten.

Das dritte wichtige Zentrum der volkskundlichen Gegenwartsforschung ist Preßburg, mit dem Institut für Volkskunde der Slowakischen Akademie der Wissenschaften und dem Lehrstuhl für Ethnographie und Folkloristik an der Komensky-Universität. Die slowakischen Volkskundler und Folkloristen haben zur Entwicklung der Gegenwartsvolkskunde in den letzten dreißig Jahren viel beigetragen; man denke nur an die Namen wie A. Melicherčík, B. Filová, A. Pranda, M. Leščák, S. Kovačevičová u. a.

In der Nachkriegszeit entwickelte sich die wissenschaftliche Arbeit wie in den tschechischen Ländern. Wichtiger Impuls war das im Jahr 1966 veranstaltete "Philosophisch-Methodologische Seminar über den Industrialisierungseinfluß und die Volkskultur" (54). Hier wurden viele ältere Ansichten kritisiert und viele neue Anstöße für das weitere Studium gegeben. Ein wichtiges Thema war die Entstehungsproblematik der sich neu formierenden Kulturgebiete (55). Ein weiterer wichtiger Beitrag zur Problematik volkskundlicher Gegenwartsforschung war dann die im Jahr 1972 veranstaltete internationale Konferenz in Smolenice (Westslowakei), unter dem Titel "Veränderungen volkstümlicher Tradition in der Gegenwart". An dieser Veranstaltung nahmen ungefähr 50 Volkskundler und Folkloristen sowie 24 Wissenschaftler aus Ostblockländern aktiv teil. Die Referate dieser Konferenz wurden veröffentlicht (56).

Die volkskundliche Gegenwartsforschung spiegelt sich deutlich in den Seiten der Zeitschrift "Slovenský národopis". Besonders intensiv sind die Beiträge seit den 70er Jahren. Man sieht das Streben nach einer systematischen Verarbeitung dieser Problematik (57). Der neueste Standpunkt aller Bemühungen wurde im Jahrgang 1982 präsentiert. Im 1. Band dieses Jahrgangs wird die Grundkonzeption der volkskundlichen Gegenwartsforschung in der Slowakei von Milan Leščák dargestellt (58). Die gesamte Problematik wird in sieben thematische Kreise eingeteilt; generell sind das zwei Problemkreise: Der erste beschäftigt sich mit der Entfaltung authentischer Formen der Volkskulturtraditionen im ländlichen und städtischen Bereich in der Gegenwart. Der zweite Problemkreis berührt die gegenwärtige Existenz und Funktion sekundärer Formen der Volkskultur, die außerhalb des Milieus ihres natürlichen Lebens existieren.

Es ist natürlich unmöglich, ausführliche Informationen über ein so umfangreiches Thema zu bringen; schließlich gibt es auch in der heutigen tschechoslowakischen Volkskunde manche unterschiedliche Ansichten und ungelöste Probleme. Es war aber auch nicht Ziel des Referates, viel zu analysieren. Es ging mir mehr um die Schilderung eines Gesamtbildes dieser Problematik und in diesem Zusammenhang einige Namen hervorzuheben, die sicherlich auch auf europäischer Ebene zur Entwicklung der Gegenwartsvolkskunde beigetragen haben.

Die tschechoslowakische Volkskunde bestätigt die Ansicht, daß es um ein Land an der Grenze zweier - früher kulturell, heute auch politisch - unterschiedlicher Systeme geht. Die Volkskundler haben nicht nur von der sowjetischen Ethnographie Impulse übernommen, sondern beobachten die Geschehnisse in anderen Ostblockstaaten, aber auch in der Bundesrepublik Deutschland und im anglo-amerikanischen Raum intensiv. Man kann sich nur wünschen, daß

"internationale Konferenzen" wirklich international werden. Das würde sicherlich die europäische Volkskunde einen Schritt weiter bringen.

Schließlich ist die moderne Volkskunde eine Wissenschaft, die sich an der Gegenwart beteiligt und damit auch ihre eigene Zukunft vorbereitet.

Anmerkungen

1. O. Skalníková - K. Fojtík, K teorii etnografie současnosti (=Rozpravy ČSAV, řada společenských věd, roč./Jg. 81, seš./Heft 6), Praha 1971, S. 3, 4.

2. Vgl. A. Robek, Dějiny české etnografie I./Geschichte der tschechischen Ethnographie I., Praha 1976, S. 110.

3. Diese Exposition wurde aus politischen Gründen nicht bewilligt. Siehe Národopisná výstava československá v Praze 1895/Volkskundliche tschechoslawische Ausstellung zu Prag 1895, nakladatelství/Verlag J. Otto, Praha, o. J., S. 43.

4. Die Begeisterung für die Soziologie ist besonders in den Arbeiten von J. Jakubec markant. Inspirator dieses soziologischen Zutritts war T. G. Masaryk. Näheres A. Robek (Anm. 2), S. 110-112, 113.

5. Dieser Zutritt zum Studium der Arbeiterschaft dauerte aber nicht lange. Siehe O. Skalníková - K. Fojtík, Etnografie současnosti - východiska a výsledky/Gegenwartsvolkskunde - Ausgangspunkte und Ergebnisse, Český lid 56, 1969, S. 266.

6. Ebd., S. 265; Bibliographiehinweis - Hanka Müllerová, Česká národopisná bibliografie za léta 1953-1962/Tschechnische volkskundliche Bibliographie 1953-1962 (=Národopisná knihnice, sv. 25/Volkskundliche Bücherei, Bd. 25) - Editionsreihe des Institutes für Ethnographie und Folkloristik, Praha 1976, Bd. I-II. Mit ins Deutsche übersetzten Titelangaben. - Vorsicht vor einem tech-

nischen Fehler: der tschechische Begriff "národopis" wird hier manchmal falsch als Völkerkunde statt Volkskunde übersetzt.

7. Siehe Mirjam Moravcová - Antonín Robek, Třicet let etnografické práce na výzkumu dělnictva/Dreißig Jahre ethnographischer Arbeit zur Erforschung der Arbeiterschaft, Český lid 68, 1981, S. 68-77.

8. Jan Mjartan (Hg.), Banická dedina Žakárovec, Bratislava 1956.

9. O. Skalníková (Hg.), Kladensko. Život a kultura lidu v průmyslové oblasti/Kladensko. Leben und Kultur des Volkes im Industriegebiet, Praha 1959.

10. K. Fojtík - O. Sirovátka, Rosicko-Oslavansko. Život a kultura lidu v kamenouhelném revíru/Rosicko-Oslavansko. Leben und Kultur des Volkes in einem Steinkohlenrevier, Praha 1961; was man bei allen drei Monographien schätzt, ist die organische Verflechtung des ethnographischen und folkloristischen Materials.

11. Die Monographie wurde noch nicht veröffentlicht. Das Manuskript befindet sich im Prager Institut für Ethnographie und Folkloristik. Für die Synthese wurde eine ganze Reihe von Studien ausgearbeitet. Siehe O. Skalníková - K. Fojtík (Anm. 5), S. 272 + Anm. 132.

12. Siehe in Deutsch veröffentlichten Beitrag von O. Skalníková, Zur Methodik ethnographischer Forschung in Industrielandschaften, dargestellt am Beispiel des Gebietes von Ostrava. In: W. Jacobeit - P. Nedo (Hg.), Probleme und Methoden der volkskundlichen Gegenwartsforschung. Vorträge und Diskussionen einer internationalen Arbeitstagung in Bad Saarow 1967, Akademie-Verlag Berlin 1969, S. 55-61.

13. Vgl. M. Moravcová - A. Robek (wie Anm. 7), S. 69-70, 77.

14. Andrej Melicherčík, Tradičné a netradičné v ľudovej kultúre/Das Traditionelle und nicht Traditionelle in der Volkskultur, Slovenský národopis 14, 1966, S. 563-569.

15. A. Pranda, Niektoré teoretické otázky štúdia ľudovej kultúry súčasnosti/Einige theoretische Fragen des Studiums der

Volkskultur in der Gegenwart, Slovenský národopis 18, 1970, S. 39; M. Moravcová - A. Robek (Anm. 7), S. 73; V. Chadzinikoly, Niektoré metodologické problémy späté s etnografickým výskumom súčasnosti/Einige methodologische Probleme, die mit der ethnographischen Erforschung der Gegenwart verbunden sind, Slovenský národopis 24, 1976, S. 530-537.

16. M. Moravcová - A. Robek (Anm. 7), S. 73.

17. Denn bei der Auffassung der Volkskultur als einen Prozeß tritt oft der Fall ein, daß die scharfe Grenze zwischen Gegenwart und Vergangenheit bei manchen Erscheinungen nicht gezogen werden kann. Es wird auch allgemein akzeptiert, daß zwischen der historischen und der Gegenwartsvolkskunde ein direkter Zusammenhang besteht. Dann gibt es aber eigentlich ohnehin nur eine Volkskunde. So könnte das auch in der Auffassung von K. Fojtík und O. Skalníková aus dem Jahr 1970 verstanden werden: Die Gegenwart wird hier als der Zeitraum definiert "über den die Informanten aus eigenem Erlebnis aussagen können." Weiters: "... in den monographischen Werken über die Gegenwart reichen manchmal die Erforschungen bis zur Jahrhundertwende zurück, einer Zeit, die man mit ethnographischen Quellen relativ gut erforschen kann." "... bei der Erforschung der Arbeitergemeinschaften, sofern es möglich ist, bis zum Anfang der industriellen Entwicklung in der erforschten Lokalität, bzw. Gebiet." (O. Skalníková-K. Fojtík (Anm. 1), S. 3, 7.).

18. A. Pranda (Anm. 15), S. 59.

19. Die Slowakei war - im Gegensatz zu Böhmen - praktisch bis Ende des 2. Weltkrieges ein Agrarland ohne größere Industrie mit Ausnahme der traditionellen Bergbauindustrie. Besonders die Nord- und Ostslowakei blieb bis Ende des 2. Weltkrieges, in manchen Gegenden bis heute, ohne direkte Industrialisierungseinflüsse. Die Entstehung größerer Industriezentren beginnt erst in der Nachkriegszeit. Aber auch die Kollektivierung hatte in Böhmen im Vergleich zur Slowakei einen unterschiedlichen Verlauf.

20. Mit dieser Problematik hat sich eine eigene Abteilung unter der Leitung von A. Robek und M. Moravcová in den 70er Jahren beschäftigt. Es gibt eine ganze Reihe Literatur zu diesem Thema. In der Editionsreihe "Národopisná knižnice/Volkkundliche Bücherei" erschienen schon 10 Bände zur "Ethnographie der Arbeiterschaft", die thematische Studien beinhalten. Den Höhepunkt der Arbeit stellt die Monographie: Stará dělnická

Praha. Život a kultura pražských dělníků 1848-1939/Altes Prag der Arbeiterschaft. Leben und Kultur der Prager Arbeiter 1848-1939, hg. von A. Robek, M. Moravcová und J. Šťastná, Praha 1981. Dieses Werk mit wertvollen Bildmaterial enthält kein fremdsprachiges Resümee; große Aufmerksamkeit wurde in diesem Zusammenhang der Bilddokumentation und den Schriftquellen gewidmet. Es entstand eine umfangreiche Kartei.

21. Siehe M. Moravcová, České dělnictvo. Koncepce úkolu, projekt výzkumu/Tschechische Arbeiterschaft. Konzeption der Aufgabe, Projekt der Forschung, Český lid 65, 1978, S. 131-139.

22. M. Moravcová - A. Robek (Anm. 7), S. 77.

23. A. Robek - M. Moravcová, České dělnictvo v etnických procesech/Tschechische Arbeiterschaft in den ethnischen Prozessen, Český lid 69, 1982, S. 67-76.

24. In einzelnen Fällen befaßten sich manche Forscher schon früher mit jenen ländlichen Gebieten (besonders in Mähren und der Slowakei), die durch eine lebendige und kontinuierliche Tradition gekennzeichnet waren. Es ging um die Fixierung des heutigen Standes der traditionellen Kultur, wobei man sich absichtlich mit den neuen Erscheinungen (verursacht durch Industrialisierung, Kollektivierung, Migration, Urbanisierung, Medieneinflüsse etc.) nicht beschäftigte. In diese Kategorie gehören auch "Notforschungen", die sich auf die Dokumentation der Volkskultur jener Lokalitäten oder Gebiete konzentrierten, die aus wirtschaftlichen Gründen (z. B. Bau eines Staudammes oder Erweiterung der Kohleförderung) zum Untergang verurteilt sind.

25. Siehe Referate in: V. Frolec (Hg.), Současná vesnice/Das Dorf der Gegenwart (=Lidová kultura a současnost, sv. 4/ Volkskultur und Gegenwart, Bd. 4), Brno 1978. Deutsche und russische Zusammenfassungen. - Siehe Buchbesprechung in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 75, 1979, Heft 1-2, S. 93, von Robert Wildhaber.

26. V. Frolec, Cíle a hranice etnografického výzkumu současné vesnice/Ziele und Grenzen der ethnographischen Erforschung des Dorfes der Gegenwart, Ebd., S. 49.

27. Ders., S. 46, 49.

28. Zu theoretischen Fragen der Tradition mir bekannte wichtige Konferenzen: Tradition der Volkskultur im Leben der sozialis-

tischen Gesellschaft (Strážnice 1973) - schriftlich in: V. Frolec (Hg.), Tradice lidové kultury v životě socialistické společnosti (=Lidová kultura a současnost, sv. 1), Brno 1974. (keine deutsche Zusammenfassung); Veränderung volkstümlicher Tradition in der Gegenwart (Smolenice 1973) - schriftlich siehe Anm. 56); Tradition und Gegenwart (Poprad 1981) - schriftlich siehe Bericht in: Český lid 70, 1983, S. 57-58. (keine deutsche Zusammenfassung); zur Folkloretradition siehe: J. Jech - O. Skalníková (Hg.), Lidová tradice. Přátelé k 85. narozeninám akademika Jiřího Horáka/Die Volkstradition. Freunde zum 85. Geburtstag des Akademikers Jiří Horák, Praha 1971. Deutsche Zusammenfassungen; Seminar: Genres der folklore-prosaischen Tradition in der Gegenwart (Smolenice 1979) - Referate schriftlich in: Slovenský národopis 29, 1981, Heft 1, S. 6-111.

29. Bohuslav Beneš, Některé otázky folklorismu v Československu. Současný stav a problematika/Einige Fragen des Folklorismus in der Tschechoslowakei. Gegenwärtiger Stand und Problematik, Národopisné aktuality 18, 1981, Heft 3, S. 170.

30. Institut für Ethnographie und Folkloristik der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften.

31. Richard Jeřábek, "Malá" a "velká" tradice na současné vesnici (Na příkladu výtvarné kultury)/"Kleine" und "große" Tradition auf dem heutigen Lande (Anhand des Beispiels der bildenden Kultur), in: V. Frolec (wie Anm. 25), S. 78; siehe auch die Buchbesprechung von O. Sirovátka in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 85, 1982, Heft 4, S. 447-448, zu R. Jeřábek, Plastika lidových tvůrců/Plastik der Volksschöpfer, Praha 1981. In der Slowakei beschäftigt sich mit den Fragen des volkstümlichen Schaffens Soňa Kovačevičová z. B. in: Vkus a kultura Pudu/Geschmack und Kultur des Volkes, Bratislava 1975. (keine deutsche Zusammenfassung).

32. Bisher wurden 3 Bände herausgegeben; Autorenkollektiv, Vesnice I. Důsledky ekonomických změn ve způsobu života/Das Dorf I. Die Folgen der ökonomischen Änderungen in der Lebensweise (=Národopisná knižnice, sv. 7), Praha 1973; Autorenkollektiv, Vesnice II./Das Dorf II., Ebd., Bd. 23, Praha 1976; Zdenka Vaněčková, Zápisy v obecních kronikách o zakládání JZD/Aufzeichnungen in den Dorfchroniken zur Gründung der landwirtschaftlichen Genossenschaften, Ebd., Bd. 27, Praha 1977; in allen

3 Bänden deutsche Zusammenfassungen.

33. Zu diesem Gebiet schon veröffentlicht: A. Robek - J. Svobodová, Kronika socialistické vesnice. Nymbursko a Poděbradsko/Chronik des sozialistischen Dorfes. Bezirk Nymburk und Poděbrady (=Práce Polabského muzea v Poděbradech, řada/Reihe B, č./Nr. 13), Poděbrady 1979. (unzureichende deutsche Zusammenfassung). - Mehr in belletristischer Form ausgearbeitete thematische Monographie, die an der Vergleichsbasis kapitalistisches - sozialistisches Dorf den Jahreszyklus der landwirtschaftlichen Arbeit und Lebensweise darstellt.

34. Siehe Jaroslava Kadeřábková - Jan Pargač - Naďa Valášková - Libuše Volbrachtová, Etnografické studium způsobu života a kultury české vesnice v období výstavby rozvinuté socialistické společnosti/Ethnographisches Studium der Lebensweise und Kultur in der Zeit des Ausbaues der entwickelten sozialistischen Gesellschaft, Český lid 68, 1981, S. 43-52.

35. Einige Literaturhinweise zum Thema siehe in: O. Skalníková - K. Fojtík (Anm. 5), S. 271, Anmerkungen 116-121.

36. Iva Heroldová, Obecné a zvláštní v poválečném vývoji české pohraniční vesnice/Allgemeines und Besonderes in der Nachkriegsentwicklung des tschechischen Grenzlanddorfes in: V. Frolec (Anm. 25), S. 143.

37. I. Heroldová, Přejchod do pohraničí, první léta života v pohraničí do socialisace zemědělství/Der Einzug in das Grenzgebiet, die ersten Jahre des Lebens im Grenzgebiet bis hin zur Sozialisierung der Landwirtschaft, Český lid 69, 1981, S. 46.

38. Weiter: Etnické procesy I./Ethnische Prozesse I. (=Národopisná knižnice, sv. 31), Praha 1977. Deutsche Zusammenfassungen. - Historisch ausgerichtete Beiträge zu tschechisch - deutschen und tschechisch - polnischen Beziehungen in der Volkskultur.

39. In Deutsch veröffentlicht von K. Fojtík, Volkskundliche Erforschung der Stadt Brno. Methoden und Ergebnisse, in: W. Jacobeit - P. Nedo (wie Anm. 12), S. 61-74: Ludvík Kunz, Kronika socialistické vesnice. Čtvrtstoletí života a díla příměstské obce Šlapanice/Chronik des sozialistischen Dorfes. Ein Vierteljahrhundert Leben und Arbeit der Vorstadtgemeinde Šlapanice bei Brünn (Publikace Ethnografického ústavu Moravského muzea v Brně, sv. 17), Brno 1974. - Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, die im

Ethnographischen Institut des Mährischen Museums in Brünn vom Dezember 1973 bis September 1974 veranstaltet wurde; L. Kunz, Etnografický výzkum a dokumentace revolučních přeměn tradičního zemědělství/Ethnographische Forschung und Dokumentation revolutionärer Änderungen der traditionellen Landwirtschaft, Český lid 69, 1982, S. 183-184. - Ein Bericht über ein Forschungsprojekt, dessen Garant das Mährische Museum unter der Leitung von L. Kunz war (keine deutsche Zusammenfassung).

40. Siehe R. Jeřábek, K problematice národopisné monografie družstevní vesnice/Zur Problematik der volkskundlichen Monographie des Genossenschaftsdorfes, in: M. Leščák - A. Pranda (Anm. 56), S. 194-200.

41. R. Jeřábek (Hg.), Proměny jihomoravské vesnice. Národopisné studie z Brumovic, Brno 1981.

42. V. Frolec (Hg.), Revoluční proměny jihomoravského venkova/Revolutionäre Änderungen des südmährischen Landes, Brno 1980; ders., Socializace vesnice a proměny lidové kultury I./Die Sozialisierung des Dorfes und die Veränderungen der Volkskultur I., Uherské Hradiště 1981.

43. In der Schriftenreihe der Philosophischen Fakultät in Brünn; Leiter des Forschungsteams V. Frolec.

44. V. Frolec (Hg.), Životní prostředí a tradice (= Lidová kultura a současnost, sv. 2), Brno 1975. (Nur russische Zusammenfassungen.)

45. Ders., Lidové umění a dnešek (=Ebd., Bd. 3), Brno 1977 (Nur russische Zusammenfassungen).

46. Ders., Masopustní tradice (=Ebd., Bd. 5), Brno 1979 (Deutsche Zusammenfassungen).

47. Ders., Dítě a tradice lidové kultury (=Ebd., Bd. 6), Brno 1980. - Siehe Buchbesprechung in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 77, 1981, Heft 1-2, S. 78 von R. Wildhaber.

48. Ders., Výroční obyčeje. Současný stav a proměny (=Ebd., Bd. 8.), Brno 1982 (Deutsche Zusammenfassungen).

49. Ders. (wie Anm. 25).

50. Ders., Socialistická vesnice - místo a význam tradic ve způsobu

Života a kultúre pracujúcich/Stellenwert der Traditionen im Lebensstil und in der Kultur der Werktätigen, Slovenský národopis 30, 1982, S. 29.

51. Ebd., S. 29, S. 38.

52. Ebd. S. 29:

53. Ebd., S. 17-39; Leider kann ein nicht tschechisch oder slowakisch Sprechender aus der kurzen Zusammenfassung die ganze Problematik kaum erfassen - was auch bei der anderen tschechoslowakischen volkskundlichen Literatur oft der Fall ist. Dies ist auf die beschränkte Seitenzahl bei den Periodika zurückzuführen.

54. Referate zum Seminar in: Slovenský národopis 14, 1966, Heft 4.

55. A. Pranda, K otázce vzniku oblastí ľudovej kultúry na Slovensku/Zur Frage der Entstehung der Volkskulturgebiete in der Slowakei, Slovenský národopis 14, 1966, S. 511-562.

56. Milan Leščák - Adam Pranda (Hg.), Premeny ľudových tradícií v súčasnosti 1. Československo, Bratislava 1977; A. Pranda (Hg.). Premeny ľudových tradícií v súčasnosti 2. Socialistické krajiny/Sozialistische Länder, Bratislava 1978.

57. So findet man z. B. in: Slovenský národopis 28, 1980, Heft 2, 14 Studien zur "Ethnographischen Erforschung der Arbeiterklasse".

58. M. Leščák, Včleňovanie pokrokových tradícií ľudovej kultúry do systému socialistickej kultúry a do života pracujúcich/Eingliederung der progressiven Volkskulturtraditionen in das System der sozialistischen Kultur und Leben der Werktätigen, Slovenský národopis 30, 1982, S. 6-36; In den nächsten 3 Heften des Jahrganges 1982 werden konkrete Studien zu den einzelnen Problemkreisen gebracht.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Vera Mayer

Stollgasse 8/17

A-1070 Wien

ASPEKTE DER GEGENWARTSVOLKSKUNDE IN SKANDINAVIEN

Von Reimund Kvideland

Wie im übrigen Europa lieferte auch in Skandinavien die nationale Idee, das wachsende Nationalbewußtsein eine erste Legitimation der Volkskunde. Dieselbe Legitimation lag in gewissem Grade den gesamten humanistischen Wissenschaften zugrunde.

Jetzt, da diese Phase endgültig vorüber ist, befinden sich, jedenfalls in Skandinavien, die humanistischen Wissenschaften in einem Zustand der Unsicherheit und suchen nach einer neuen Basis. Gleichzeitig fordern nicht nur die Regierungen immer stärker eine nützliche und gesellschaftsrelevante Wissenschaft.

Ich glaube, eine neue Basis läßt sich in zwei Problemkreisen finden. Der eine zeigt sich in der wachsenden Internationalisierung, die scheinbar im Widerspruch zur nationalen Idee des vorigen Jahrhunderts steht. Der zweite liegt in der enormen Entwicklung, die in immer schnellerem Tempo Produktion und Freizeit technifiziert und automatisiert.

Paradoxerweise haben die skandinavischen humanistischen Wissenschaften diese Problemkreise nicht in Angriff genommen, um unser gesamtes Kulturverständnis und unsere kulturelle Situation von daher zu beleuchten. Die Volkskunde beschäftigt sich allerdings schon

teilweise mit diesen Problemen, vorläufig jedoch noch ohne übergeordnete Zielsetzung.

Mit einem gewissen Recht läßt sich trotzdem behaupten: Menschliches soziales Verhalten in der modernen Gesellschaft stellt einen übergeordneten Gesichtspunkt dar. Konkret hat man zwei Problemkomplexe studiert: belastete Gesellschaftsgruppen, also Kinder, Jugendliche, Alte, Gastarbeiter, und Wohnverhältnisse, Gesundheit, Krankheit, Arbeit und Freizeit.

Diese Forschung stellt oft Aspekte unserer Gesellschaft in Frage und ist daher nicht immer die gesellschaftsrelevante Forschung, die sich die Behörden wünschen.

Der Gründer der norwegischen Volkskunde und Soziologie, Eilert Sundt, betrieb 1850-1870 typische Gegenwartsforschung mit praktischen und politischen Zielen. Erst zu Beginn der 1960er Jahre kam es in Skandinavien zu einer prinzipiellen Debatte über Gegenwartsforschung. Man diskutiert immer noch, und die Gegenwartsvolkskunde hat bei den Lehr- und Forschungszentren einen verschieden großen Stellenwert.

Einige wollen die Gegenwart um 1870 oder 1900 ansetzen, andere bezeichnen als Gegenwart alles, woran man sich erinnern kann, also den Zeitraum über den wir noch befriedigende Informationen durch Interviews und Fragebogen erhalten können. Wieder andere, z. B. der Grand Old Man der nordischen Volkskunde, Sigurd Eriksen, behauptet 1967, die wirkliche Gegenwart sei die Periode nach dem 2. Weltkrieg. Sven B. Ek, Professor für Volkskunde in Göteborg, hat darauf hingewiesen, daß Gegenwart sowohl zeitlich wie inhaltlich ein relativer Begriff ist. Er hebt den qualitativen Aspekt hervor: Gegenwart "bezeichnet den Zeitabschnitt, dessen kulturelle Struktur im wesentlichen mit der heutigen überein-

stimmt." (1) Die Tagessituation begrenzt Ek auf die 50er und 60er Jahre unseres Jahrhunderts.

Es gibt verschiedene Ausgangspunkte der Gegenwartsvolkskunde. Der Anstoß ging vom britisch/amerikanischen "behaviourism" der Sozialpsychologie, der Soziologie und der Sozialanthropologie aus. Einige sehen darin eine logische Weiterführung der historischen Forschung, wie z. B. der finnisch-schwedische Volkskundler Bo L ö n n q v i s t : "Verfolgen und Beobachten von Kulturelementen und -formen bis zum jetzigen Augenblick, das Aufzeigen des Verschwindens eines Kulturelements, wie es sich ändert und neu entsteht" ist "eine direkte Weiterführung der bisherigen volkskundlichen Arbeit." (2)

Andere sehen darin einen durch die theoretische Schulung in Sozialanthropologie verursachten Bruch. Das gilt für die junge Stockholm-Generation, die zu Beginn der 60er starke Impulse von der Sozialanthropologischen Schule um Fredrik Barth in Bergen empfing.

1966 entstand die "Forschungsgruppe für volkskundliche Gegenwartsuntersuchungen" in Stockholm (Forskningsgruppen för etnologisk samhällsundersökningar). Sie machte es sich zur Aufgabe, die moderne schwedische Gesellschaft mit Hilfe revidierter sozialanthropologischer Methoden zu studieren. Eines ihrer Ziele war, ein qualitatives Kultur- und Gesellschaftsstudium zu entwickeln. (3) Zu dieser Gruppe gehörten Persönlichkeiten, die später großen Einfluß auf die schwedische und skandinavische Volkskunde ausübten z. B. Åke Daun, jetzt Professor für Volkskunde in Stockholm, Dozent Orvar Löfgren in Lund, Dozent Matts Hellspång in Stockholm. Sie interessierten sich in erster Linie für umwälzende Gesellschaftsveränderungen: Aufgabe von Bauernhöfen und Kleinindustrie, Industrialisierung des Fischfangs, Änderungen in Erwerb, Lebensweise und Lebensanschauung.

1967 wurde in Stockholm ein nordisches Symposium mit dem Thema "Anthropologische Gegenwartforschung" abgehalten, 1970 als "The Possibilities of Charting Modern Life" erschienen (4).

Man fragte sich, ob Volkskundler zum Studium der Gegenwart dieselben Methoden anwenden könnten wie für das Studium der Vergangenheit oder ob neue Methoden nötig seien. Große Uneinigkeit herrschte vor - bis auf die Tatsache, daß Volkskundler die Gegenwart zu erforschen haben. Aber in der Praxis blieb es auch dabei; trotz aller programmatischer Worte gewann das Seminar kaum Bedeutung.

Warum wurde so wenig daraus?

Ein häufig vorkommender Einwand war, daß keiner die heutige Tradition ohne Geschichtskennntnisse verstehen könne. Oder allgemeiner ausgedrückt: Ein Phänomen wird erst verständlich, wenn man dessen Ursprung kennt (5).

Hinzu kam, daß die Studenten-Revolution mit ihrer Forderung nach Gegenwartsforschung auf marxistischer Grundlage abschreckend auf etablierte Forscher und Lehrer wirkte, sie fühlten sich verunsichert in Hinblick auf ihre historisch ausgerichtete Schulung. System-Trägheit wirkte ebenfalls mit.

Andererseits gewannen die Studenten den Eindruck, sie hätten bessere Chancen im Kampf um Museumsstellungen, wenn sie sich mit geschichtlichen Themen beschäftigten (6). Trotzdem verlangten sie Vorlesungen und Übungen in Gegenwartsvolkskunde. Die nordische volkskundliche Studentenorganisation NEFA hält seit 1967 regelmäßig Feld-Seminare zur Gegenwartsvolkskunde ab.

Einige Forscher gelangten durch politisches Engagement innerhalb der sozialistischen Parteien zur Gegenwartsvolkskunde. Sie wünschten an der aktuellen Gesellschaftsdebatte teilzunehmen. Åke Daun z. B. will von den politischen Problemen ausgehen, die

von Menschen im Feld und von Politikern definiert werden: zum Beispiel "Wohnen und Konflikte zwischen verschiedenen Bewohnergruppen - ausländische Einwanderer und Jugendliche". Andere Probleme beziehen sich auf Vandalismus und Zerstörungen in Wohngebieten, Voraussetzungen für Vereins- und Organisationsleben in neuen Wohngebieten, die Umwandlungen von Mietwohnungen zu Eigentumswohnungen und die sozialen Folgen solcher Änderungen, die Qualität des sozialen Lebens, das sich in neuen Kleinhausgebieten entwickelt.

Weitere Fragen sind z. B.: Welche Voraussetzungen haben Frauen in der Fabrik, um sich Gehör zu verschaffen, und wie sind die Beziehungen zwischen Schweden und Immigranten in der Industrie beschaffen?

Man will so viel wie möglich vom konkreten menschlichen Leben und den sozialen Beziehungen wissen - und zwar auf einem "politisch manipulierbaren Niveau". Es ist nützlich sich über den Zusammenhang zwischen Mikro und Makro klar zu werden. Woran es denjenigen fehlt, die in beschließenden Stellungen oder im Feld versuchen, menschliche Existenzbedingungen zu verbessern, ist die Kenntnis variierender Lebensformen, Vorstellungswelten, Wertsysteme und Ressourcen.

"Viele der "Beschlußfassenden" sind beunruhigt und erschreckt von der Gefährlichkeit sozialer Probleme - sie könnten politische, soziale und ökonomische Situationen zur Folge haben, die nachteilig auf die Gesellschaft und auf sie wirken könnten.

In diesem Zusammenhang haben wir bemerkt, daß die Volkskunde einzigartige und wertvolle Beiträge liefern kann. Das gilt in erster Linie für die empirische Konkretion, die qualitative Analyse und die kontextuelle Beleuchtung." (7)

Hier, meine ich, muß der wichtigste Schlüssel zum größten Teil

der skandinavischen Gegenwartsvolkskunde gesucht werden.

Die schwedische Innovationsforschung ist in der deutschsprachigen Volkskunde gut bekannt (8). Der finnische Volkskundler Ilmar Talve hat die Notwendigkeit hervorgehoben, Innovationen ständig zu beobachten, damit die Kenntnis der 'Initial-Phase' nicht versäumt wird. Wie schwer das sein kann, verdeutlicht er mit der Sammlung von Kinderspielen in Turku 1962. Er beobachtete wie sich der "Gummitwist" wie ein Strohfeuer verbreitete, aber die Bedingungen, die Verhältnisse, die dazu führten, waren ihm nicht mehr zugänglich (9).

Seit 1960 betreibt man in ganz Skandinavien Forschungen über Kinderkultur, häufig mit Betonung der Gegenwart. Hier steht Åse Enerstvedt mit ihren Studien im Vordergrund. Sie beschäftigt sich mit Spielen der Kinder in Oslo von 1964 bis heute (10). Etnofolkloristisk institutt in Bergen hat große Sammlungen, die heute ca. 12.000 Spiel-Beschreibungen und ca. 25.000 Geschichten und Rätsel-Witze umfassen. Ich habe Teile dieses Materials in Hinblick auf die Rolle traditioneller Genres bei der kindlichen Aneignung sprachlicher Kompetenz analysiert. Bengt af Klintberg in Stockholm hat sich mit Kindergeschichten und -rätseln auseinandergesetzt (11). Er hat sich auch am intensivsten mit moderner Sagen-tradition beschäftigt (12).

Methodisch wichtig ist die imponierende Studie des norwegischen Musikforschers Jon-Roar Bjørkvold (13) über die musikalische Muttersprache von Kindern. Er baut auf Beobachtungen spontaner gesanglicher Äußerungen in Kindergärten auf.

Zur modernen Sing-Aktivität möchte ich Päivikki Suojanens ebenfalls methodisch wichtige Analyse religiösen Gesanges in Ver-

sammlungen erwähnen. Das Material stammt aus einer finnischen religiösen Gruppe. Sumlen, Jahrbuch für Volkslied- und Volksmusikforschung, veröffentlichte 1982 mehrere Beiträge eines Seminars, das sich mit Sing-Aktivität beschäftigte.

Es würde zu weit führen, jeden Beitrag zur Gegenwartsvolkskunde einzeln zu behandeln. Ich will versuchen, einige Linien, die ich für wichtig und repräsentativ ansehe, herauszuarbeiten.

Die Orientierung an der Gegenwart hat z. B. zu ganz neuen Dimensionen in der Erforschung der Volksmedizin geführt. Forscher wie Bente Alver/Bergen, Birgitte Rørbye/Kopenhagen, Lauri Honko/Turku repräsentieren diese neue Forschungsrichtung, deren Zentrum sich in Bergen unter der Leitung von Bente Alver befindet. Das Kernproblem ist verhältnismäßig einfach: Warum und wie überleben ethno-medizinische Traditionen in Gesellschaften mit gut ausgebauter, moderner Gesundheitspflege?

1977 haben Ärzte eine Untersuchung durchgeführt, aus der hervorging, daß jeder fünfte Norweger Kontakt zu einem Heilkundigen hatte. Und zwei Drittel der Befragten konnten sich vorstellen, in gewissen Situationen Alternativmedizin zu versuchen. Für das öffentliche Gesundheitswesen sind das beunruhigende Zahlen; die Behörde sieht in der Alternativmedizin offenbar eine Gefahr, die das Interesse an rational und wissenschaftlich fundierter Gesundheitspflege reduziert.

Ethno-folkloristisk institutt in Bergen hat auf dieser Grundlage ein groß angelegtes Projekt über moderne Ethnomedizin unter der Leitung von Bente Alver begonnen. Eines der ersten Teilprojekte bestand darin, festzustellen, was die Ärzteschaft in Bergen eigentlich von der Alternativmedizin weiß, wie sie sich zu ihren verschiedenen Formen stellt, und welche Patienten die Alternativmedizin ver-

sucht haben.

Ein weiteres Teilprojekt sollte herausfinden, welche Typen alternativer Behandlungsmethoden heute existieren. Einzelne Heiler sind gründlich befragt worden, auch wurden ihre Methoden und das Selbstverständnis der Patienten erforscht. Bente Alver hat eine exemplarische Analyse eines "Heilers" mit "starken Händen" durchgeführt. Das geschah durch Interviews und Beobachtungen seiner Behandlungsweise (14). Im Mittelpunkt steht die Frage: Wer geht zu Heilern und mit welchen Krankheiten?

Die Patienten gehören allen sozialen Schichten an, keineswegs nur der untersten, wie es die Gesundheitsbehörden gern hätten. In erster Linie wenden sich Kranke an den Heilkundigen, denen die offizielle Medizin wenig zu bieten hat, Menschen mit chronischen Leiden, Patienten, die nach ärztlicher Aussage nicht krank sind, sich aber trotzdem krank fühlen, Schwerkranke und Menschen mit verschiedenen psychischen Leiden. Ob man Schul- oder Alternativmedizin wählt, hängt damit zusammen, wie man Gesundsein beziehungsweise Kranksein versteht. In diesem Punkt besteht oft ein deutlicher Unterschied zwischen der Auffassung der Ärzte und der Allgemeinheit. Der Heilkundige hilft dem Patienten weit mehr als der Arzt, die Krankheit in einem moralischen und sozialen Zusammenhang zu setzen, sie in seinem kognitiven System unterzubringen. Analysiert man Epikrisen, läßt sich feststellen, was Patienten mit "krank sein" verbinden, wie sie diese Situation auffassen und sich damit abfinden. Dieses Ziel wird z. B. in einem gemeinsamen Projekt von Folkloristen und Rheumatologen erarbeitet, wobei die Rheumatologen um eine volkskundliche Expertise baten.

Die ethnomedizinische Forschung will Vorstellungen und Ideen aufdecken, die wesentliche Aspekte unserer Existenz steuern und direkten Einfluß auf die Gesundheitspolitik haben können.

Ich möchte ein anderes Thema aufgreifen, und zwar das Studium der Wohn- und Lebensbedingungen, welches den Mittelpunkt in Åke Dauns Forschung bildet. Sein Ausgangspunkt ist interaktionistisch. In "Förortsliv" 1974 (15) präsentierte er die erste skandinavische volkskundlichen Analyse der Lebensbedingungen eines Stockholmer Vororts. Die Analyse basiert auf Interviews mit 100 Familien. Daun stellte als erstes fest, daß nachbarliche Aktivitäten und Organisationen nicht funktionieren. Er wollte daraufhin die Gründe finden, warum die Gemeinschaftsaktivitäten sich nicht mit dem Lebensmuster der Einwohner verbinden ließen. Wie wurde Freizeit - am Abend, Wochenende und im Urlaub - organisiert?

In "Strategi för gemenskap" 1976 (16) diskutierte er weiterhin die Faktoren, die die Bildung von Gemeinschaft in verschiedenen Wohnumilieus fördern und behindern.

In "Boende och livsform" 1980 (17) behandelte er, wie sich das Wohnen zu einem spezialisierten Lebenssektor verändert hat, mit immer lockerer werdender Verbindung zum Arbeitsleben. Er verbindet die Privatisierung mit dem Traum von einer Wohnung, frei von Arbeit und regulierenden Behörden. Am deutlichsten materialisiert sich dieser Traum in der Freizeitwohnung. Nach Daun hat die Unfreiheit der modernen bürokratischen Gesellschaft diese am Individuum orientierte Lebensform geschaffen. In diese Lebensform führen wir den Überflußverbrauch ein, der wiederum unsere täglichen Routinen und Gewohnheiten und unsere Vorstellungen vom akzeptablen Lebensstandard ändert.

Dauns wichtigste Absicht ist es, die Bedeutung des Wohnens in der modernen schwedischen Gesellschaft aufzuzeigen. Er legt eine "Verstehens"-Perspektive an seine Forschung. Das ist nicht ganz ohne Risiko: Forschung dieser Art kann als politische Unterstützung bestehender Verhältnisse verstanden werden. Dauns Anliegen be-

steht dagegen darin, wichtige Erkenntnisse an Planer und Politiker zu vermitteln, damit sie in der Lage sind, gesellschaftliche Änderungen einzuleiten.

Ein Teil seiner Forschung ist direkte Auftragsforschung, wie z. B. einige der Artikel in der Sammlung "Egennyttan och det sociala medlemskapet", 1982 (18). Hier diskutiert er die Gegensätze zwischen Individualismus und gesellschaftlicher Verantwortung. Er zeigt, wie die Idee des Eigennutzes sich im Privatkonsum von Wohnung, Auto, Urlaubsreisen etc., in Arbeit und Arbeitsverweigerung, in Vandalismus manifestiert. Daun behauptet, daß gerade die Wohnbedingungen zum großen Teil für den wachsenden Egoismus verantwortlich sind und bringt einen Entwurf einer sozialistischen Wohnungspolitik. Er behauptet, "die Kulturmuster des Menschen müssen politisch ebensoviel Aufmerksamkeit erhalten, wie äußere Gesellschaftsordnungen" (19). Dem Kulturforscher fällt die Aufgabe zu, die Konsequenzen der aktuellen Politik für die Kulturmuster zu zeigen.

Karla W e r n e r (20) gehört zu den jüngeren Stockholmer Forschern. Sie fragt nach der Rolle, die Kleinhäuser und Einfamilienhäuser in den Lebensbedingungen, dem sozialen Netz und der Arbeitskarriere von Frauen spielen.

Beispiele volkskundlicher Erforschung heutiger Wohnmilieus, die sich politisch verwenden lassen, finden wir auch sonst in Skandinavien. In Oslo leitet die Volkskundlerin Anne Louise G j e s d a l C h r i s t e n s e n ein interdisziplinäres Projekt über Stadterhaltung und -erneuerung. Unter anderem soll zwischen der Verwaltung und denen, die in den zu erneuernden Gebieten wohnen, Kontakt vermittelt werden.

Arbeit und Freizeit stehen im Mittelpunkt mehrerer Projekte sowie Studien über Fabriks- und Industriearbeiter. Åke D a u n leitete

ein Projekt der Kungliga Tekniska Högskolan: "Der Mensch und seine nächsten sozialen Beziehungen". Daraus entstand unter anderem Billy Ehn's Studie "Arbetets flytande gränser" (21) und Siv Ehn's "Arbete och kvinnoroll" (22).

Billy Ehn arbeitete in einer Arzneimittelfabrik, um den sozialen und kulturellen Inhalt und die Bedeutung der Arbeit zu studieren. Er schildert Machtkampf und Gemeinschaft und zeigt schließlich, wie Arbeit verstanden werden kann, nämlich als eine "Arena für Begegnungen zwischen formellen und unformellen Rollen, Anonymität und Individualität, Arbeitsansprüchen und Freizeitbeschäftigung" (23). Er will Aktionsmuster am Arbeitsplatz erklären und die These von der Instrumentalität der Arbeit nuancieren, indem er die fließende Grenze zwischen Arbeit und Freizeit zeigt.

Innerhalb desselben Projektes beschäftigt sich Siv Ehn mit elektronischer Industrie. Sie will Probleme und Konsequenzen zeigen, die sich aus der Kombination von Fabrikarbeiterrolle und Frauenrolle ergeben. Sie fand auch, daß Arbeit instrumentelle und soziale, positive Dimensionen hat - Kameradschaft und Abstand zum Heim.

Aus der dänischen Volkskunde habe ich einen dritten Aspekt gewählt, der sich mit dem Begriff "Lebensqualität" charakterisieren läßt. Dieser Forschungszweig wird von Palle Ove Christensen vertreten. Er hat am Dorfprojekt des Institut for europäisk folkelivsforskning in Kopenhagen teilgenommen. 1978-79 leitete er die Dorfkommision des Umweltministeriums. Seine Arbeiten haben eine historische Perspektive, aber sie beziehen sich auf Gegenwartsprobleme. Das Mandat der Dorfkommision sollte positive Eigenschaften der Dörfer feststellen und aufzeigen, wie man sie verstärken kann. Außerdem wollte man wissen, warum bestimmte

Dörfer verlassen wurden, während andere so anziehend wirkten, daß sich ihr Charakter änderte. Welche Verhältnisse entscheiden, ob ein Dorf Zukunft hat oder nicht? Die Hauptanalyse findet sich in "Fire Landsbyer" (24). Er führte seine Arbeit mit einem Modell unter dem Titel: "Modell für eine eventuelle Planung von dörflichem Wohnungszuwachs" weiter. Auf folgenden Kategorien baute er auf: 1. Ressourcen und Relationen eines Dorfes im Verhältnis zur Umgebung. 2. Bevölkerungsprofil. 3. lokale Kulturgrundlage (25).

1982 analysierte er in einer engagierten Arbeit die Krise der dänischen Landwirtschaft. Täglich werden sieben dänische Höfe aufgegeben (26). Was geschieht mit und in einer Familie, die von Zwangsauktion bedroht ist, fragt er. Er analysiert an konkreten Beispielen die besondere Lebensweise in der familienbasierten dänischen Landwirtschaft. Außerdem will er zeigen, daß diese Krise Folgen für Dänemarks Kultur und Identität hat.

In Verbindung mit der Gegenwartsvolkskunde taucht oft die Frage nach der Abgrenzung gegenüber der Soziologie und anderen Gesellschaftswissenschaften auf. Worin besteht die Eigenart der Volkskunde?

Die Volkskunde war immer historischer ausgerichtet als die Gesellschaftswissenschaften, wenn auch in der modernen volkskundlichen Gegenwartsforschung der historische Aspekt oft weniger berücksichtigt wird. Wie der Soziologe ist auch der Volkskundler an den sozial organisierten Prinzipien interessiert, die die kulturellen Muster bestimmen und deren Änderungen verursachen. Die Volkskunde ist aber stärker auf reelle Faktoren der Kulturorganisation ausgerichtet und auf die Kulturmuster, die wir an den Variationen ablesen können (27).

Gegenwartsvolkskunde ist ein reich facettiertes Forschungsfeld mit

verschiedenen Methoden und Theorien. Sie verlangt unbedingt ethisches und verantwortungsbewußtes Engagement, denn sie arbeitet mit aktuellen Problemen und beeinflußt unsere Existenz.

Die Beispiele zeigen, daß die skandinavische Gegenwartsvolkskunde sich hauptsächlich mit den einschneidenden Änderungen der Gesellschaft und unserem Alltag beschäftigt. Noch vermißt man eine durchschlagende Synthese. Ich sehe in der Herausarbeitung einer solchen Synthese, die auch unserem Fach eine neue Legitimation zu geben vermag, die größte Herausforderung der Gegenwartsvolkskunde.

Anmerkungen

1. Sven B. Ek, Samtid, nåtid, forskning. Rig 63 1980, S. 1-6; hier S. 3.

2. Bo Lönnqvist, Etnologins uppgifter i dag. In: Finsk tidskrift 1967, S. 194-206; hier S. 204 f.

3. Åke Daun, At opdage Sverige. Under medvirken af Orvar Löfgren. Jordens folk 1968, H. 3/4, S. 2.

4. Sigurd Erixon (Red.), The Possibilities of Charting Modern Life. A Symposium for Ethnological Research about Modern Time in Stockholm March 1967. Oxf. 1970 (Wenner-Gren Center International Symposium Series 13).

5. Vgl. Sigurd Erixon (wie Anm. 4), S. 12 f.; dazu auch Bengt Holbek, Modern folkloristik og historisk materiale. Gun Herranen (Red.), Folkloristikens aktuelle paradig. (NIF Publ. 10), Åbo, 1981, S. 129-146, hier S. 130.

6. Knut Kolsrud, Ethnology of the Present - Theoretical and Practical Possibilities. In: Sigurd Erixon (wie Anm. 4), S. 81-90.

7. Åke Daun, Marxistisk eller liberal etnologi? Nord Nytt 1980, H. 8, S. 27.
8. Vgl. Nils-Arvid Bringéus, Studium von Innovationen. In: Zeitschrift für Volkskunde 64, 1968, S. 161-185.
9. Ilmar Talve, Ethnological Research on the Present in Finland: Some Problems and Aspects. In: Sigurd Erixon (wie Anm. 4), S. 125-44; hier S. 127 f; dazu auch Helmut Eberhart, Das "Gummihupfn". Ein Beitrag zur Erforschung aktueller Kinder-Kinderspiele. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 82, 1979, S. 61-75; hier S. 72 f.
10. Åse Enerstved, Kongen over gata. Oslobarns lek i dag. Oslo 1971.
11. Bengt af Klintberg, Varför har elefanten röda ögon? Om absurda skaåmtgåtor bland skolbarn. In: Fataburen 1971, S. 125-42; ders., Negervitsar. Tradisjon 13, 1983, 23-45. Vgl. auch Birgit Hansen e. a. (Hg.), Barnets kulturhistorie i Norden. En kommenteret litteraturfortegnelse. NEFA, Viborg 1980.
12. Bengt af Klintberg, Folksägner i dag. In: Fataburen 1976, S. 269-96.
13. Bjørkvold, Jon-Roar, Barnesangen - vårt musikalske morsmål. Oslo 1979; ders., Den spontane barnesangen - vårt musikalske morsmål. Oslo 1980, 1-2, 368, 403 S. (Vervielfältigte Habilitationsschrift).
14. Bente Alver, Andreas. In: Alver B. G. e. a., Botare. En bok om etnomedicin i Norden. Stockholm 1981, S. 119-254. Vgl. auch ders., Moderne Ethnomedicine in Norway. - Research in Norway, 1980, S. 27-31; ders., Folk Medicine as an Open Medical System. - Folk Medicine and Health Care. Proc. of the Nordic Research Symposium 27-28 Aug. 1981, Kuopio, Finland. Kuopio 1982, S. 124-39.
15. Åke Daun, Förortsliv. En etnologisk studie av kulturell förändring. Stockholm 1974.
16. Åke Daun, Strategi för gemenskap. Essäer om boendet och samvarons villkor. Stockholm 1976.

17. Åke Daun, Boende och livsform. Stockholm 1980; hier S. 290.
18. Åke Daun, Egennyttan och det sociala medlemskapet. Stockholm 1982.
19. Åke Daun (wie Anm. 18) S. 13.
20. Karla Werner, Egen härd. Om kvinnoliv i småhusområden. Stockholm 1981.
21. Billy Ehn, Arbetets flytandle gränser. En fabriksstudie. Stockholm 1981.
22. Siv Ehn, Arbete och kvinnoroll. En fabriksstudie. Stockholm 1981.
23. Billy Ehn (wie Anm. 20), S. 19.
24. Palle Ove Christiansen (Hg.), Fire landsbyer. En etnologisk rapport om nutidige livsformer. Kopenhagen 1980.
25. Palle Ove Christiansen, Kontinuitet er livsnerven i landsbylivet. Forskningen og samfundet Nr. 9, 1980.
26. Palle Ove Christiansen, En livsform på tvangsauktion? Kopenhagen 1982.
27. Vgl. Åke Daun, Etnologi, ett perspektiv på människors kultur. Stockholm 1982, S. 7.

Anschrift des Verfassers:
Dr. Reimund Kvideland
Etno-Folkloristisk Institutt
Olaf Ryes vei 19
N-5000 Bergen

ZEITUNGSSAGE - VOLKSSAGE

Von Oskar Moser

Bei diesem Thema drängt sich zuvörderst die Frage auf: Was bedeutet die Zeitung oder die Tagespresse überhaupt für die Volkskunde? Geht man dem weiter nach, so stellt man bald und mit einiger Überraschung fest, daß es bisher dazu eigentlich nur wenige spärliche Stellungnahmen, kaum aber eine ausreichende Quellsammlung und noch weniger daher eine bündige oder gültige Antwort gibt. In Österreich jedenfalls ist der riesige Stoff bislang kaum angegangen, geschweige denn aufgearbeitet worden. Innerhalb des deutschen Sprachraumes insgesamt hat es indessen in den frühen Dreißigerjahren erste Anläufe und Versuche gegeben, die sich nach der damaligen Lage der Dinge zunächst mit bestimmten Stoffthemen innerhalb der regionalen Tagespresse befaßt haben. Zunächst freilich waren es eher literarische Kuriosa, die man aus germanistischer, vergleichender Sicht in der Tagespresse aufgriff; etwa die Geschichte vom "abgehackten Finger als Abschieds- und Hochzeitsgeschenk" des verschmähten Bräutigams, neben die man Stellen aus dem "Frauendienst" Ulrichs von Lichtenstein setzte (1). Aber schon 1933 spricht sowohl der Leipziger Germanist Otto Görner (2) als auch Gustav Jungbauer (3) in Prag von sogenannten "Zeitungssagen", nachdem schon 1932 Leopold Schmidt in seinem Aufsatz "Zu der Ballade 'Die Mordeltern'"

diesen Terminus verwendet hatte (4) und man nun allenthalben derlei grelle Sujets als Stereotypen erkannte, die in verschiedenen Tageszeitungen wiederkehrten (5). Über die "Zeitungssage" führte also ein erster Weg zur Beschäftigung der Volkskunde mit dem Medium "Tageszeitung" (6).

Einen weiteren Aufschwung nahm diese Beschäftigung bald nach dem Zweiten Weltkrieg sowohl in der Schweiz (7) wie auch in Westdeutschland (8) vor allem in Zusammenhang mit den Anregungen und Forschungen von Walter Anderson (9), Hans Trümpy (10) und Rudolf Schenda (11), wobei zunächst wieder Volkserzählung und "Zeitungsfabel" wegleitend waren, man zugleich aber bereits begann, die Zeitung ganz allgemein als eine wichtige "Quelle volkskundlicher Forschung" zu erschließen (12). Schon in den Jahren 1955/56 suchten Rudolf Max Biedermann und Hannelore Blümcke-Roth größere geschlossene Zeitungsbestände für Ulm bzw. für die Volkskunde von Württemberg aufzuarbeiten (13). Noch schwankt man im Gebrauch der Termini "Zeitungssage", "Zeitungsfabel", "stereotype Berichte", dennoch scheint sich der Erstgenannte immer mehr durchzusetzen. Aber die Gattungsgrenzen fließen, und das ist vielleicht gut. Freilich waren andere einfache Formen der Volkspoesie in unserem Medium zwar gelegentlich wahrgenommen, aber doch weit weniger beachtet worden (14), und vor allem den Bemühungen Hans Trümpys in Basel verdanken wir es, wenn andererseits von hier auch wichtige Brücken zu anderen Lesemedien wie etwa dem Kalender und verschiedener anderer Gebrauchsliteratur bis hin zum Lesebuch und Anstandsbuch gefunden wurden (15).

Gleichzeitig mit diesen fortschreitenden und ausweitenden Tendenzen in der Erforschung der populären Literatur hat man es naturgemäß nicht versäumt, Probleme und Wege der Forschung auch

mit den Erkenntnissen der Zeitungswissenschaft abzugleichen und so auch historisch festeren Boden zu gewinnen. Fördernd wirkte hier Karl Veit Riedel in Hamburg (16). Das wieder führte schließlich hin bis zu den frühesten Beschäftigungen mit der Zeitung überhaupt; so etwa in der Frühaufklärung durch den gelehrten Pragmatiker aus Schlesien Christian Weise (1642-1708) mit seiner Schrift "Über das Lesen von Zeitungen ..." (1685) oder durch den wendigeren Caspar Stieler (1632-1707) mit dessen aufschlußreichem Traktat "Zeitungslust und Nutz" (1695) (17). C. Stieler versucht bereits eine Festlegung der besonderen Merkmale einer "Zeitung" und gibt Anleitungen zum "vernünftigen Zeitunglesen", und es ist bezeichnend für ihn und seine Zeit, daß er beispielsweise die Zeitungslektüre für Jugendliche, Knechte und Mägde noch als schädlich ausdrücklich ablehnt und damit eine Einstellung bekundet, die der Unterschicht die Lektüre von Zeitungen noch vorenthält, eine Tendenz, die bis in das 19. Jahrhundert herauf besteht und parallel mit den Bemühungen um den aufklärerisch purgierten Hauskalender u. a. gesehen werden muß (18) und die im übrigen auch manches aus der später anschließenden Entwicklung im allgemeinen Leseverhalten wie etwa die Gründung von Arbeiterlesevereinen und dergl. erst verständlich werden läßt.

1. Die Zeitung als ein historisches Dokument

Jede Tageszeitung dokumentiert in regelmäßiger Folge und zur Gänze ihre Zeit. Mit diesem Zweck und Ziel aber ist sie gleichzeitig ein wohlabgerundeter Spiegel der Gesellschaft dieser Zeit. Wir sehen darin nicht zuletzt den Menschen in seinen Aktualisie-

rungen und Gruppierungen, der jeweils diese Zeit erlebt. Wer Gegenwartsvolkskunde betreibt, der kann daher dieser Art von Zeitspiegel als Quelle und als Dokumentation des Tages kaum entbehren. Vor allem die regional spezifisch abgestimmte Presse und die sogenannte "Lokalpresse" ist - wo immer sie erscheinen mag - eine Chronik des betreffenden Gemeinwesens oder einer ganz bestimmten Klientel, von denen sie im übrigen auch umgekehrt und oft entscheidend geprägt wird. Die Zeitung wiederholt und fixiert zugleich, was im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben passiert, sie hält fest, was man jeweilen gerade für wichtig fand, sie bekräftigt aber zugleich für die Agierenden wie für die Leser das Gefühl, dabei gewesen zu sein. Auf diese Art bestärkt die Zeitung nicht selten das Bewußtsein der Solidarität und bewirkt so ein Gefühl der Zusammengehörigkeit und Identität (19).

Getragen wird freilich jede Zeitung letztlich von dem, was sie bringt', d. h. zu ihren bestimmenden Merkmalen der Publizität und Soziabilität (Öffentlichkeit!), der Aktualität und Zeitnähe, der Periodizität durch ihr regelmäßiges Erscheinen gehört Beständigkeit in Form und Inhalt. Haltung und Stil sowie die äußere "Aufmachung" treten als Wesensmerkmale noch hinzu. Die mechanische Reproduktion des Printmediums, die Anonymität und Kollektivität als eine komplizierte Gemeinschaftsleistung in Text und Herstellung und schließlich auch eine gewisse, allgemein interessierende Vielfalt in Inhalt, d. h. Universalität und Generalität bestimmen diese. Kurz gesagt, die Zeitung denkt an viele und sie dient vielen. Wir finden in ihr die jeweiligen Weltereignisse des Tages neben Aktuellem aus Politik und Wirtschaft und wir finden da ebenso Lokales. Doch unterrichtet die Zeitung auch über Technik, Mode, Kunst und Literatur, über Personalialia, über Vorgänge und

Feste, über außergewöhnliche oder auch brauchwürdige Vollzüge wie über diverse Aktualitäten des ökonomischen und des kulturellen Lebens.

In diesem Zusammenhang gilt es nun, zwei scheinbar konträre Tendenzen der Tageszeitung zu unterscheiden: Einerseits bringt die Zeitung mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit nur das, was als neu und als sensationell aus dem Rahmen des Alltäglichen herausfällt, während sie das, was konstant bleibt und für den Leser offensichtlich selbstverständlich erscheint, des Berichtens nicht für wert hält. Auf der anderen Seite aber ist die Lesergemeinde für jede Zeitung etwas sehr Konstantes, etwas, mit dem diese fort-dauernd rechnen muß. Jeder Zeitungsmacher weiß, wie sehr ihn gerade seine Lesergemeinde mit ihren (Vor)Urteilen und Wünschen, ja auch mit ihren Lebensvorstellungen und Ausdrucksformen bindet und in feste Zwänge der Tradition hineinpreßt. Darum folgt gerade alles das, was zu dieser Gemeinde in Beziehung steht, was am Ende für sie wichtig ist, einem sehr deutlichen und unverkennbaren Stereotyp. Diesem Stereotyp aber folgt wieder weit-hin auch die Berichterstattung und nach ihm richtet sich nicht zuletzt der Zeitungsinhalt. Wir müssen daher bei jeder eigentlichen Tageszeitung mit dieser eigenartigen Opposition und Polarität rechnen, in der aktuelle Neuigkeiten, Außergewöhnliches und womög-lich reißerische Sensationen vor einem konstanten und eher uni-formen Leserpublikum bestehen, "sich verkaufen" müssen. Das führt uns letztlich auf eine der für uns wichtigsten Erkenntnisse hinsichtlich der Zeitung als Quelle für die volkskundliche For-schung, nämlich auf den Satz, den Karl Veit R i e d e l folgender-maßen formuliert hat (20):

"Sowohl bei der Analyse der aktuellen, erwartungsgemäß immer andersartigen Ereignisse als auch bei der Suche nach der im

Wandel konstanten Eigentümlichkeit des Volkes hat man eine erstaunliche Uniformität des Berichtsgegenstandes und Berichtes zu erwarten. Die Schilderung von Schützenfesten etwa, die noch immer Hauptereignis im Leben kleinerer Gemeinschaften (sc. in Norddeutschland) sind, gleichen sich von Jahr zu Jahr, von Ort zu Ort und von Zeitung zu Zeitung in einem Maße, die an eine fast zum Ritual gewordene Traditionsform denken läßt. Für die Volkskunde sind gerade solche Konstanten von Wert. In der Kommentierung, sei es die direkte oder die in die Meldung verschlungene, wird immer das Konstante, das, was üblich ist und der Norm entspricht, spürbar."

Mit Recht sagt daher Rudolf Schenda: "Die Zeitung ist ihrem Wesen und ihrer Tradition nach eine konservierende und eine konservative Institution". (21)

2. Drei besondere Forschungsbereiche der Zeitung

An derselben Stelle hebt Rudolf Schenda drei besonders relevante und größere Forschungsbereiche für Zeitungsquellen hervor (22):

1. Die Erforschung des sozialen Lebens vergangener Jahrhunderte, d. h. praktisch des 16. bis 19. Jahrhunderts;
2. Die Erforschung sozialer Probleme der unmittelbaren Gegenwart, dies freilich mit gewissen Auflagen;
3. Speziell die Erforschung populärer Erzählungen und anderer mündlicher Traditionen (Witz, Anekdote, Rätsel, Lied).

In seinem Entwurf zu einer in 25 Hauptgruppen untergliederten Stoffsystematik für die Archivierung solcher Zeitungsquellen setzt R. Schenda hier als Gruppe 10.0-10.8 "Einfache Formen der Volkspoesie" an. Davon bezeichnet er die drei letzten Untergruppen folgendermaßen (23):

10. 6 Geschichten, Schwänke und Schnurren
10. 7 Märchen, Sagen, Legende

10. 8 Zeitungssage, stereotype Berichte.

Es unterliegt nun kaum einem Zweifel, daß die Zeitung als solche Quelle volkskundlicher Forschung in allen von R. Schenda in dessen Ordnungssystem ausgeworfenen Teilbereichen einer kritischen Distanzhaltung und einer besonderen Methode der Sammlung, Auswertung und Interpretation bedarf.

Hier sei nun versucht, den Sonderbereich der Erzählforschung in seiner spezifischen Lagerung, und zwar zunächst im Hinblick auf das eigenständige Phänomen der sogenannten Zeitungssage kurz anzureißen und beispielhaft zu skizzieren.

Für die Zeitungssage gilt ja von vorneherein die Tageszeitung als der eigentliche Überlieferungsträger mit allen vorhin angedeuteten und nur ihr eigenen Sondermerkmalen und Voraussetzungen. Von daher stammt auch eine gewisse Eigengesetzlichkeit gerade der Zeitungssage, die man in der Sagenforschung zwar da und dort wohl notiert, aber kaum über einige Ansätze hinaus (etwa durch Stoffuntersuchungen) näher untersucht hat. Ihre ersten Entdecker Otto Görner (1930/33), André Jolles (1931) und Gustav Jungbauer (1933) sahen in ihr gewissermaßen den Prototyp der "Einfachen Form" (24). Leopold Schmidt (1932) und auch wohl Alfred Karasek-Langer (1933) verstanden darunter einfach jene fabulösen Berichte, "deren Aufkommen und Verbreitung durch die Zeitung erfolgt" (25). Aber schon hier zeichneten sich bestimmte Erzählstrukturen dieser Art von extrem krassen und jeweils örtlich fixierten Vorkommnisberichten ab wie z. B. Eltern, die aus purer Habgier ihren eigenen Sohn ermorden (26), die kraftstrotzenden Uralten (27), sensationeller Geschlechtswechsel einer bestimmten Person (28), die Dame mit dem Totenkopf (29), die neunzigjährige Schwangere in irgendeiner niederländischen Stadt (30), der Attila-

schatz, den man da oder dort gefunden haben will (31), vermutlich auch Berichte von den "fliegenden Untertassen" oder UFOs und ähnliches mehr. Eine eigene Gruppe bilden dabei offensichtlich die Geschichten und Berichte von Kindern, die das Tun von Erwachsenen nachspielen und sich dabei abschlachten, erhängen, ertränken oder verbrennen (32).

Das alles und noch manches andere mehr sind Geschichten, die die Zeitungen heute wie einstmals verwenden und berichten, die sich aber fast immer einer Nachprüfung ihrer Wahrheit und des Realbeweises durch den kleinen Trick entziehen, daß sie irgendwo ganz weit draußen, im Kaukasus etwa, in Polen, im Mondgebirge, auf dem Arrarat oder gar irgendwo in Sibirien spielen. Und sie haben stets noch eines gemeinsam: Sie lassen in dem einfachen Leser überhaupt keinen wie immer gearteten Zweifel an der Echtheit des Vorkommnisses aufkommen und selbst der fachinformierte Leser sieht dabei nicht immer und sofort hinter die Kulissen. In manchem ähneln die Zeitungssagen gewiß dem, was man als "Tremendum" vom eigentlichen Wesen der Volkssage erkannt hat; sie enthalten ähnlich wie diese höchst seltsame, nicht alltägliche und oft auch an das Unglaubliche grenzende Fakten, deren durchgehende Kraßheit freilich eher mit dem altbekannten Habitus der "Newen Zeytung" aus der Frühneuzeit konform geht, nämlich mit deren Schreckensberichten über Monstren, Prodigien, Katastrophen, Feuersbrünsten, Erdbeben, Mordtaten und dergleichen. Aber hier handelt es sich doch immer um solche Vorkommnisse, die man - auch mit heutigen Maßstäben gemessen - immer noch für möglich und durchführbar halten wird können. Die Problematik des Glaubhaften stellt sich daher hier nach meinem Dafürhalten anders als bei der geläufigeren Volkssage: Hier ist es einfach die Zeitung, das gedruckte Wort also, die solches schaffen und die mit

einer gewissen, mehr und minder geschickt arrangierten Detailschilderung und Ereignispointe, zugleich wohl auch mit einer genauest fixierten, d. h. eben zeitungsgemäßen Orts-, Zeit- und Personenangabe den Leser (zumal unter vielen anderen Tatsachenberichten eingemischt!) zu der Annahme bewegen: Es wird schon so gewesen sein.

Motivumfang und Variantenreichtum dieser Art von Zeitungssagen sind bei dem heutigen, generellen Nachholbedarf in der Erschließung von Quellen solcher Printmedien kaum schon abschätzbar. Vermutlich gelingt es auch nicht jedermann, derlei Stereotypen, von denen manche wie die vom Schlachtenspiel der Kinder bis in die Antike zurück nachzuweisen sind (33), ohne weiteres als solche Zeitungssagen zu erkennen. Aber bereits K. V. Riedel trifft völlig zurecht die Feststellung (34):

"Motive wie die beschriebenen kehren so oft wieder und sind über eine lange Zeit hin so konstant, daß es berechtigt ist, sie als Kollektivbesitz zu bezeichnen. Schon in den frühesten Zeitungen stößt man unter den politischen, historischen und wissenschaftlichen Nachrichten auf die gleichen Meldungen über Katastrophen, Unglücksfälle, Untaten, Glückszufälle, Privatissima der Oberschicht, Erotika und Kuriosa. Es ist möglich, unabhängig von der Historizität einen Typen- und Motiv-Index der Zeitungsmeldungen zu erarbeiten, wie er für die Volkserzählung längst selbstverständlich geworden ist. Die Frage, wie das Immerwährend-Vorkommende jeweils aktuell wird, läßt sich dann dahin beantworten, daß die Motive ihre Existenz, Grundform und Erscheinung einem allgemeinen Bedürfnis verdanken, das sich in einer für die Gemeinschaft zeitgemäß typischen Weise entläßt. Die Verwirklichung dieser Urbilder ist so dringend erwünscht, daß alles, was eine Analogie bietet, in den Irradiationsbezirk der Motive gelangt, wahrgenommen, umgebildet und mitgeteilt wird."

Die Möglichkeiten des Sensationellen sind dabei in der Realität unbegrenzt. Doch betont auch K. V. Riedel: "die Ausrichtung an einigen wenigen Grundlinien ist immer die gleiche. Daher gibt es eine Reihe

von sensationellen Grundkonzeptionen, die immer wiederkehren. Bestimmte Motive erscheinen regelmäßig, zu aktuellen Meldungen verdichtet, in den Zeitungen" (35).

3. Einige Beispiele aus der österreichischen Presse

Was unsere heimische Presse auch in der Gegenwart an Material diesbezüglich und laufend anbietet, ist erstaunlich. Wer sie also als Informationsquelle mit Aktualitätsbezügen betrachtet, der konnte bis herauf in die allerjüngste Zeit arg angeführt werden. Dabei sieht es vielfach so aus, als ob unsere Zeitungsmacher solche "Enten" nur als Spaltenfüller aus Raum- oder Zeitnot verwenden. Jedenfalls folgen sie damit aber auch dem Gesetz von Aktualität und Werbung und - wie bereits betont - einem speziell ihrem Medium von allen Anfängen her eigentümlichen und damit in gewisser Weise auch legitimen Brauch. Der Volksmund weiß es seit langem besser, wenn er von solchen Erzeugnissen die Meinung hat, daß "sie lügen wie gedruckt"! Und in der Tat, schon Johann Fischart, der wortgewaltige, humanistische Moralsatiriker und Volksschriftsteller des 16. Jahrhunderts, sagt in "Aller Praktik Großmutter" (1623): "Die Lügen ist getruckt, darumb ist sie ge-schmuckt" (36).

Hier seien nur etliche neuere Beispiele aus einer durchaus unvollständigen und nur zufallhaften eigenen Aufsammlung von solchen Zeitungsberichten und Zeitungssagen aus der Zeit zwischen 1965 und 1975 wenigstens nach ihren "Aufhängern" und Zeitungsquellen kurz angeführt:

Falsche oder geschändete Leiche

"Makabrer Scherz". In Saint Tropez (französ. Riviera) findet man

den Kopf einer Frau und sucht nach der übrigen Leiche, die mindestens sechs Monate im Wasser gelegen hatte, wie ein Arzt meint. Ein Polizeibeamter fand schließlich die "Lösung": als er ein brennendes Zündholz nahe an den Kopf hielt - begann dieser zu schmelzen - Wachskopf! (Volkszeitung, Klagenfurt, 1.6.1966, S. 5)

"Falsche Leichen bleiben im Sarg. Nur Kränze wurden gewechselt". In Kopenhagen wurden durch die Angestellten der Leichenbestattungsfirma zwei Särge einer 44jährigen Frau und eines 63jährigen Mannes vertauscht und beerdigt. Die Hinterbliebenen und der Pastor kamen überein, einfach die Kränze und die Kranzschleifen zu vertauschen und den Toten in ihren falschen Gräbern "ihre Ruhe zu lassen". (Kleine Zeitung, Klagenfurt. 5.5.1971, S. 5)

"Toter starb bei eigenem Begräbnis". Der 51jährige Brasilianer Waldomiro Dias de Sousa aus Belo Horizonte war im Vollrausch voreilig für tot erklärt worden. Als er auf der Bahre, von den Trauernden umstanden, erwachte, hatte ihn beim Anblick seines eigenen Begräbnisses der Schlag getroffen. (Neue Zeit, Graz. 3.7. 1975)

"Schwarze Messe in Kirchenruine. Wer schändete die Gräber von St. Mary?" In den Ruinen der Kirche von St. Mary bei Clophill (Mittelengland) hielten die Mitglieder einer Sekte bei Vollmondschein eine "Schwarze Messe". Sie benützten dabei Gebeine aus den Gräbern des Friedhofes um die Kirche und spießten den Schädel eines Mädchens auf einen langen Nagel. Sie hielten sich dabei an Vorschriften von Büchern über Magie und Geisterbeschwörung, die gleichzeitig aus den "Volksbibliotheken" verschwanden. Die Grabschänder konnten bislang nicht erwischt werden. (Die Neue Zeit, Klagenfurt. 11.4.1963, S. 5)

Schatzjäger und Schatzfluch

"Vier Schatzjäger mußten sterben." Legendärer Piratenschatz hütet sein Geheimnis - Vor dem Piratenschatz in unterirdischem Gang erstickt. (Volkszeitung, Klagenfurt. 19.8.1965, S. 3)

"Fluch des Pharaos: Neues Opfer!" Ein ägyptischer Museumsbeamter, der mit anderen für den Transport der Schätze des Tut-ench-Amon zur Ausstellung in das Londoner "British Museum" verantwortlich war, stirbt in Kairo unter mysteriösen Umständen. Auch der Generaldirektor des Kairoer Museums erlag völlig unerwartet einem Gehirnschlag. Selbst der englische Entdecker des Grabes in Luxor, der die entsprechende Expedition finanziert hatte, Lord Carnarvaon, starb drei Wochen nach der Entdeckung an den Folgen eines Moskitostiches. (Kleine Zeitung, Klagenfurt. 5.2.1972, S. 7)

"Wird Napoleons Kriegsbeute entdeckt?" Durch elektroinduktive und Radiosonden entdeckte man in einem See bei Semljewo unweit Smolensk eine 40 mal 10 Meter große "anomale" Zone. In der Sowjetunion vermutet man dort die von Napoleon vor seiner Niederlage im Jahre 1812 aus Moskau verschleppte und seither verschwundene Beute; es sollen 25 Wagenladungen Gold- und Silberschätze im russischen See versenkt worden sein. (Kleine Zeitung, Klagenfurt. 4.11.1966, S. 5)

Wunder und Prodigien

Das Wunder von Reckingen - Kind durch Wiege gerettet". In dem schweizerischen Bergdorf Reckingen hatte "am Dienstag" der Weiße Tod zugeschlagen. Ein elf Monate altes Mädchen überlebte die "Schlittenfahrt" vergnügt und nichts ahnend in seiner Wiege, wäh-

rend ihre Eltern und Geschwister starben oder schwer verletzt wurden. (Volkszeitung, Klagenfurt. 26.2.1970, S. 7.); dieselbe Nachricht "Kind in der Wiege 'ritt' auf Lawine - unverletzt!" auch in der Kleinen Zeitung, Klagenfurt, 26.2.1970, S. 5)

"Wilhelm Tell war tödliches Vorbild". Vater wollte Mandarine treffen und erschöß seine Tochter - Schütze angetrunken. (Kärntner Tageszeitung, Klagenfurt. 12.12.1965, S. 5)

"Rockefeller junior von Kannibalen aufgefressen?" Michael Rockefeller, der Sohn des Gouverneurs von New York, ist im November 1961 bei einer Expedition in Neuguinea spurlos verschwunden. Er soll angeblich von eingeborenen Kannibalen gefangengenommen und aufgefressen worden sein. Ein australischer Journalist vertritt diese Auffassung in einem kürzlich in Brisbane erschienenen Buch "Mission in Neuguinea". (Volkszeitung, Klagenfurt. 29.7.1965, S. 3)

Dies nur als kleine Auslese, und zwar nach der Tagespresse bzw. Lokalpresse einer einzigen Stadt wie Klagenfurt in Kärnten.

Daß es sich dabei tatsächlich um Stereotypen von beachtlicher Streuung und Konstanz zugleich handelt und nicht um vereinzelte Fälle, das mögen hier nur zwei "Dauerbrenner" dieser Art von Zeitungssagen zeigen, und zwar auch sie wieder nur nach den vorgenannten und durchaus begrenzten eigenen Erhebungen.

In der Kleinen Zeitung (Ausgabe Klagenfurt) vom 9.7.1965 liest man auf Seite 3:

"Wie alle Jahre: 'Ungeheuer von Loch Ness' ist wieder da".

Glasgow. - Zwei Schotten haben ihren eigenen Aussagen zufolge am Mittwoch das berühmte 'Ungeheuer von Loch Ness' gesehen: Es ist pechschwarz, hat die Größe eines Walfisches und haifischartige Flossen auf seinem Rücken.

Die beiden Schotten, William Cameron aus Glasgow und sein Bruder James, schlugen am Ufer des Loch ihr Zelt auf, als plötzlich 'Nessie' - wie die Bewohner der Umgebung das Ungeheuer vertraulich nennen - aus dem Wasser auftauchte. Das Ungeheuer erscheint den Berichten zufolge schon seit Jahrzehnten, zumeist bei Anbruch der Fremdenverkehrssaison. Vor Jahren wurde einmal eine angebliche Originalfotografie des Ungeheuers gemacht. Darauf erkennt man auf einem langen Hals einen pferdeartigen Kopf. Das Tier trug deutlich Merkmale eines prähistorischen Riesenreptils.

Nur in Parenthese sei dazu bemerkt: Aufhänger und Text solcher Zeitungsfabeln zeigen bis in alle Einzelheiten hinein charakteristische Züge und vor allem eine klar erkennbare inhaltliche Struktur in der Akzentverteilung; mit ihr wird der Leser gleichsam an den Bericht gebunden. Sehr lustig sind aber dann die spielenden Variantenbildungen durch die Zeitungsleute in ihrer zeitlichen Abfolge; 1969 war allem Anscheine nach ein besonders ergiebiges "Loch-Ness-Jahr", denn alle Textbelege stammen aus der Zeit von Juni bis August 1969, d. h. aus der übrigens offen einbekannten "Saueren-Gurken-Zeit" des Hochsommers. Nach der Klagenfurter Volkszeitung von 30.8.1969, S. 5, heißt es nämlich:

"Nessie" wieder gesichtet. Drei Personen wollen Ungeheuer von Loch Ness gesehen haben. Glasgow. - Wie es sich für die Saure-Gurken-Zeit und ein 'traditionelles' Ungeheuer gehört, ist 'Nessie' wieder aufgetaucht, die sagenhafte Seeschlange des schottischen Loch Ness. Gleich drei Augenzeugen berichteten am Freitag in Glasgow von einer Begegnung mit 'Nessie'. Mrs. Jessie Tate und die beiden unverheirateten Schwestern Phenie und Joan Ross waren

es diesmal, und sie haben das Ungeheuer nach ihren eigenen Angaben sogar photographiert ... In der Freitagsausgabe der Zeitung "Glasgow Daily Express" stehen die Abenteuer der Damen zu lesen - allerdings ohne die Photos. Phenie: "Nach ein paar Minuten sank das Monstrum langsam außer Sicht - immer ein Höcker nach dem anderen. Es war ungefähr zwölf Meter lang, aber wir konnten die Länge nur schwer schätzen, weil wir alle so aufgeregt waren."

Aber bereits am 7.3.1969 hatten die Zeitungen beider Couleurs in Klagenfurt in leicht durchschaubarer Verwertung der gleichen Agenturmeldung geschrieben:

Ein Seeungetüm vor Mexiko angetrieben: Ist es ein Dinosaurier? Biologen der mexikanischen Marine begannen gestern in der kleinen Küstenstadt Tecoluta mit der Untersuchung eines etwa 35 Tönen schweren Seelebewesens, das möglicherweise noch aus dem Zeitalter der Dinosaurier stammt. Der Kadaver des Tieres war bereits am Freitag vergangener Woche angeschwemmt worden. Der schlangenähnliche Körper ist neun Meter lang, fünf Meter breit und mit harten Flossen ausgerüstet ... Nach Bekanntwerden der Geschichte wurde der Ort von Hunderten von Touristen und Neugierigen besucht. Bisher war es auch mit Traktoren und einem Kran noch nicht möglich, den "schweren Brocken", der einen furchtbaren Geruch verbreitet, weiter an Land zu ziehen ... (Kärntner Tageszeitung, Klagenfurt. 7.3.1969, S. 5)

Mexiko: Seeungetum angetrieben. Dinosaurier oder Narwal? - Unbekanntes totes Meerestier wurde zur Touristenattraktion. Tecoluta (Mexiko). - Biologen der mexikanischen Marine begannen am

Donnerstag in der kleinen Küstenstadt Tecoluta mit der Untersuchung eines etwa 35 Tonnen schweren Seelebewesens, das möglicherweise noch aus dem Zeitalter der Dinosaurier stammt. Der Kadaver des Tieres war bereits am Freitag vergangener Woche angeschwemmt worden. Der schlangenähnliche Körper ist neun Meter lang, etwa fünf Meter breit und mit harten Flossen ausgerüstet ... Nach Bekanntwerden der Geschichte wurde der Ort von Hunderten von Touristen und Neugierigen besucht. Bisher war es auch mit Traktoren und einem Kran noch nicht möglich, den "schweren Brocken", der einen sehr üblen Geruch verbreitet, weiter an Land zu ziehen ... (Volkszeitung, Klagenfurt. 7.3.1969, S. 5)

Und ganz ebenso berichten diese beiden Tageszeitungen unter dem 9.7.1969: mit völlig gleichlautendem Text: "U-Boot auf Spuren des Loch-Ness "Ungeheuers" "(Volkszeitung, Klagenfurt. 9.7.1969, S. 2) und "U-Boot-Jagd nach dem 'Seeungeheuer'" (Kärntner Tageszeitung, Klagenfurt. 9.7.1969, S. 5). Mögen auch diese wenigen Kostproben genügen, die Story vom Seeungeheuer scheint den Zeitungsleuten auf der ganzen Welt willkommener Spaltenfüller zu sein. Man muß sich also nicht wundern, wenn darüber ganze Bücher geschrieben wurden und werden. So berichtet der englische "Daily Express", London, vom 21. Juli 1983 unter seinen Buchanzeigen:

Move over Nessie, here comes Oggie. Many experts write off the Loch Ness monster, but after 15 year's research zoologist Roy Mackal, of Chicago University, still believes in Nessie. "We recorded underwater animal sounds similar to those emitted by certain species of whale", he writes in his intriguing book SEARCHING FOR HIDDEN ANIMALS (Cadogan Books, £ 8.95) (37).

Ein zweites Grundmotiv solcher Zeitungssagen, das übrigens früh schon als journalistische Stereotype und als besonders häufiger Stoff solcher Berichte erkannt worden ist, der schier unerschöpflich zu sein scheint, ist das vom verhängnisvollen Kinderspiel. Möglicherweise handelt es sich dabei zugleich um eine belehrende Warngeschichte, wodurch das unglaubliche Alter dieses Motivs in der Volkserzählung eine zusätzlich stützende Erklärung fände. Schon die Grimms haben eine solche Geschichte unter dem Titel "Wie Kinder Schlachtens miteinander gespielt haben" (Nr. 22a) in ihre Kinder- und Hausmärchen aufgenommen; Vorlage dafür war eine Erzählung aus Westfriesland in Jörg Wickrams "Rollwagenbüchlein" von 1555 (38). Die älteste Fassung des Stoffes bringt danach der römische Schriftsteller Claudius Aelianus (um 170-235) in seinen "Varia historia" 13, 2. Schon allein die Variante vom Erhängen-Spiel wurde wegen ihrer großen Häufigkeit Anlaß für den Artikel "hängen" von W. Müller-Bergström im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (39). Will-Erich Peuckert und Lutz Röhrich führen sie eigens als typische Zeitungssage an (40). In meiner eigenen Sammlung finde ich dazu seit dem Jahre 1962 und allein aus Kärnten über ein Dutzend Zeitungsbelege. Das reicht von einem offenbar tatsächlichen tragischen Unfallbericht bis zur eher typisch-scurrilen Version:

Bub erhängte sich beim Spielen im Wald. In Tanzenberg bei Deutsch Griffen hat sich am Ostermontag nachmittag ein tragischer Unfall ereignet, dem der 13 Jahre alte Hauptschüler Arnold M. aus Hintereggen zum Opfer gefallen ist. Ein Spaziergänger schenkte zunächst einer dunklen Silhouette an einem Baum keine besondere Bedeutung, hielt dann aber doch Nach-

schau. Vor Entsetzen prallte der Mann zurück: Es war der 13-jährige Arnold M., der leblos in der Schlinge eines Stricks hing. Wie die Erhebungen ... ergaben, ist ein Fremdverschulden am Tod des Buben auszuschließen. Offenbar war die Bank, auf die Arnold M. gestiegen war, in dem Augenblick ausgerutscht, als er den Kopf in eine am Strick angebrachte Schlinge gelegt hatte. Für die Annahme, daß sich der Hauptschüler das Leben nehmen wollte, gibt es nicht die geringsten Anhaltspunkte. Der Lernerfolg in der Schule war gut, und auch im Elternhaus herrschte bestes Einvernehmen. Arnold M. ist Sohn einer kinderreichen Kleinlandwirtefamilie gewesen. (Kleine Zeitung, Klagenfurt. 14.4.1971, S. 10)

Zauberer starb bei der Probe des Galgenstricks. London. - Der berühmte englische Zauberer Brian Peach war nach langem Nachdenken zur Überzeugung gekommen, daß er durch Hypnose auch dem Tod ein Schnippchen schlagen könnte. Er hat sich geirrt und starb bei der Probe seines neuen Galgenstricks ... Freunden erzählte er: "Wenn ich mich selbst hypnotisiere und mich dann aufhänge, werde ich keine Schmerzen empfinden und auch nicht sterben." Es reizte ihn, durch eine sensationelle Gruselnummer weltberühmt zu werden. Doch dazu kam es nicht mehr. Ein Beamter von Scotland Yard gab vor wenigen Tagen bekannt: "Wir haben ihn tot im Türrahmen seines Wohnzimmers aufgehängt gefunden. Er hing an einem Strick. Irgend etwas muß bei der Probe schiefgegangen sein!" (Neue Kronenzeitung, 17.3.1975, S. 5)

Für die stete Aktualität dieses Erzählstoffes und für dessen kontinuierliche "Volksüberlieferung" scheint mir auch ein nachbarockes Votivbild Zeugnis zu geben. Die gerahmte Holztafel (28 x 35 cm)

in der Wallfahrtskirche St. Athanasen bei Berg im Drautal (Oberkärnten) zeigt den heiligen Athanasius als Fürsprecher für ein Kleinkind mit Leibrock ("Hemd") und weitscheibigem, grünem Hut, das am Hals in einer großen Seilschlinge hängt, jedoch vor dem Tod gerettet worden sein muß, weil es links daneben auf einem Tisch mit Polster und mit zum Gebet erhobenen, gefalteten Händen sitzt (siehe Abbildung). Leider wurde die offenbar sehr ausführliche Legende am Grunde des Bildes mit einem 5 cm breiten Schriftstreifen (etwa 3 Zeilen mit Jahreszahl?) nachträglich mit schwarzer Farbe unleserlich gemacht. Die Votivtafel dürfte jedoch aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammen; schon die Tilgung der Bildunterschrift weist auf den eher makabren Bildinhalt, der ganz eindeutig die Errettung beim Erhängenspiel erkennen läßt.

Das ungemein vielfältige Material dieser Zeitungssagen wirft also gewiß viele Fragen auf und interessiert nach verschiedenen Richtungen hin. Seine Existenz sollte hier nur etwas nachdrücklicher herausgestellt werden. Seine eigentliche, vielfältige Problematik liegt, jenseits aller ersten Versuche, zu einer Erfassung und Dokumentation desselben zu kommen, wohl auf der Hand und ist gewiß auch für die Volkskunde in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung. Ich kann hier wieder nur Rudolf Schenda zitieren, der vor mehr als zwanzig Jahren zu den Flugblättern und Einblatt-Drucken über das Monstrum von Ravenna schon meinte: "... es war zu oft zitiert worden, um nicht wahr zu sein, zu unbegreiflich-kompliziert, um nach Gottes Willen nicht möglich, zu schaurig-schön, um bei Gebildeten und Ungebildeten nicht doch beliebt zu sein." (41).

Anmerkungen

1. Siehe Otto G ö r n e r , Ulrich von Lichtenstein in Zerbst. Ein methodischer Versuch. In: Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde 5, Leipzig 1930, S. 33-48.

2. Otto G ö r n e r , Volkskunde und Tageszeitung. In: Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde 8, Leipzig 1933, S. 75, spricht allerdings noch nicht von der "Zeitungssage", sondern fragt zunächst, indem er genau dieses Genre im Auge hat: "Was ist eine 'Zeitungssente'? Und was ist ein literarischer Stoff?" Dazu seine Feststellung: "Zwischen Geschichten wie den zeitungssüblichen Aprilscherzen oder der von der Seeschlange und Notizen der vorliegenden Art mag nur ein relativer Unterschied bestehen, der in den verschiedensten Graden von Glaubensfähigkeit, Phantasiespiel und Wirklichkeitsauffassung seine Entsprechung findet. Aber mit dem Bericht vom ermordeten Heimkehrer nähern wir uns einer Grenze: der Grenze zwischen dem, was noch literarisch erkennbar, und dem, was als wirklich feststellbar ist."

3. Gustav Jungbauer , Zeitungssagen. In: Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde 6, Prag 1933, S. 37, 118 und 154, 217 f.; in derselben Nummer dieser Zeitschrift bringt Alfred Karasek - Langer , "Eine Zeitungssage vom 'geschlachteten und gepökelten Brüderchen'", S. 100-102.

4. Leopold Schmidt , Zu der Ballade "Die Mordeltern". In: Das deutsche Volkslied XXXIV, Wien 1932, S. 33-38.

5. Vgl. André Jolles , Neues vom abgeschnittenen Finger (mit drei Textbelegen von Zeitungen aus Leipzig, Dresden und Chemnitz). In: Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde 5, Leipzig 1930, S. 91-93; Hermann Kügler , Zeitungssagen. In: Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde 6, Prag 1933, S. 217 f. (mit 5 Zeitungssagenbelegen aus Berlin vom Erhängenspiel der Kinder).

6. Otto G ö r n e r , Volkskunde und Tageszeitung. In: Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde 8, Leipzig 1933, S. 73-84. Eine regelrechte Umfrage: "Wer kennt weitere Beispiele von Zeitungssagen?" führte Gustav Jungbauer in der Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde 6, Prag 1933, S. 118 und 154 durch.

7. Vgl. etwa Walter Heim, Neuere Zeitungsfabeln. In: Schweizer Volkskunde (Korrespondenzblatt) 44, Basel 1954, S. 68-75; Hans Trümby, Presse und Volkskunde. Ebenda 51, Basel 1961, S. 73-78; Rolf Thalmann, Zeitungen als volkskundliche Quellen (eine Beispielsammlung). Ebenda 62, Basel 1972, S. 65-67.

8. Hier gehen neue Impulse sowohl von der Erzählforschung (Walter Anderson) als auch von den Volkskundlichen Instituten in Hamburg und Tübingen aus, wo man sich verstärkt der populären Literatur und deren Quellen zuwendet.

9. Walter Anderson, Volkserzählungen in Tageszeitungen (mit Beispielen zu nicht weniger als 31 Nummern nach AaTh). In: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 1959, S. 163-175; ders., Volkserzählungen in Tageszeitungen und Wochenblättern. In: Humaniora - Festschrift für Stith Thompson, New York 1960, S. 58-68 (mit weiteren 19 Nummern ohne AaTh-Nachweis).

10. Hans Trümby, Presse und Volkskunde. In: Schweizer Volkskunde (Korrespondenzblatt) S. 51, Basel 1961, S. 73-78; ders., Volkskunde im Schulbuch des 19. Jahrhunderts. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 62, Basel 1971, S. 62-83.

11. Rudolf Schenda, Die Zeitung als Quelle volkskundlicher Forschung - Ein Leitfaden. In: Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde 1970, S. 156-168; ders., Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770-1910, Frankfurt/M. 1970; Neuauflage dtv - Wissenschaftliche Reihe 4282, München 1977; derselbe, Die Lesestoffe der Kleinen Leute. Studien zur populären Literatur im 19. und 20. Jahrhundert, München 1976.

12. Rudolf Schenda, Die Zeitung als Quelle volkskundlicher Forschung - ein Leitfaden. In: Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde 1970, S. 156-168; Hans Roth, Tageszeitungen als Quelle der volkskundlichen Forschung. Ebenda 1957/58, S. 34-38.

13. Vgl. R. M. Biedermann, Ulmer Biedermeier im Spiegel seiner Presse, Ulm 1955 (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, 1); Hannelore Roth, Tageszeitungen als Quelle der volkskundlichen Forschung. In: Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde 1957/58, S. 34-48.

14. Vgl. etwa R. Smekal, Gesungene Wiener Zeitungen. In: Neues Wiener Journal vom 5.3.1928; Max Lüthi, Das Sprich-

wort in der Zeitung. In: Proverbium 12/1969, S. 322-323.

15. Vgl. u. v. a. Hans Trümpy, Volkskunde im Schulbuch des 19. Jahrhunderts. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 62, Basel 1971, S. 62-83; ders., Der Kalender als Haushaltungs- buch, Tagebuch und Album. In: Schweizer Volkskunde (Korrespondenzblatt) 69, Basel 1979, S. 41-46; Kalender-Bilder, Illustrationen aus schweizerischen Volkskalendern des 19. Jahrhunderts. Ausstellung 1978/79 des Schweizerischen Museums für Volkskunde Basel, Basel 1978, Texte von Hans Trümpy u. a. m.; Ursula Brunold-Bigler, Die religiösen Volkskalender der Schweiz im 19. Jahrhundert (Beiträge zur Volkskunde, hg. von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 2), Basel 1981; Katharina Eder (Hg.), Kalendergeschichten. Aus Volkskalendern der deutschen Schweiz ausgewählt und herausgegeben. Mit einem Vorwort von Hans Trümpy, Frauenfeld/Stuttgart 1982.

16. Karl Veit Riedel, Tagespresse und Volkskunde. In: Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde 11, Hamburg 1967, S. 7-33.

17. Karl Veit Riedel, ebenda S. 8.

18. Rudolf Schenda, Volk ohne Buch (dtv WR 4282), München 1977, S. 66-73 und 281 f.

19. Karl Veit Riedel (wie Anm. 16), S. 16.

20. Karl Veit Riedel (wie Anm. 16), S. 10.

21. Rudolf Schenda (wie Anm. 11), S. 156.

22. Rudolf Schenda (wie Anm. 11), S. 156 f.

23. Rudolf Schenda (wie Anm. 11), S. 161.

24. So meint Otto Görner u.a.: "Es bedarf keiner Mühe weiter, wenn man Ulrichs (von Lichtenstein) Roman genau kennt, um einzusehen, daß sich wie in Ulrichs Fall so auch in dem des Zerbsters (in den Leipziger Neuesten Nachrichten vom 6. Juni 1929) eine Einfache Form vergegenwärtigt hat: ein Kasus"; Otto Görner (wie Anm. 1), S. 47. Zugleich verweist O.

Görner in einer Fußnote ebenda auf André Jolles, Einfache Formen. Halle 1929, S. 175 ff. und 195 ff.

25. Leopold Schmidt (wie Anm. 4), S. 116.

26. Leopold Schmidt (wie Anm. 4), S. 116 f. (=AaTh 939A 'Killing the Returned Soldier'); dazu zuletzt Leander Petzoldt, Zur Interdependenz von Literatur und Volksdichtung. In: Österreichischer Zeitschrift für Volkskunde XXXVI/85, Wien 1982, S. 266-276 (mit weiterer Literatur). Zum Märchen vgl. M. Kosko, Le fils assassiné (AT 939 A). Etude d'un thème légendaire. FFC 198, Helsinki 1966.

27. Otto Görner (wie Anm. 6), S. 76-79.

28. Otto Görner (wie Anm. 6), S. 79-84; Karl Veit Riedel (wie Anm. 16), S. 24 f.

29. Gustav Jungbauer, Zeitungssagen. In: Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde 6, Prag 1933, S. 37.

30. In der Kärntner Tageszeitung (Klagenfurt) vom 10.4.1969, S. 9, erscheint ein Kastentext mit der Überschrift "Zweifelhafte Schlagzeilen". Hier wird nach der Zeitung "News", welche angeblich in Dar es Salam (Tanzania) erscheint, u. a. die Schlagzeile zitiert: "Sechzigjährige Frau mit sechsjähriger Schwangerschaft schenkte einem Mädchen das Leben!".

31. Zum verbreiteten Schatzfund-Motiv vgl. weiter unten die Beispiele über "Schatzjäger und Schatzfluch".

32. Der bis heute unglaublich geläufige Stoff vom Schlachten-Spiel der Kinder mit tragischem Ende (s. u.) begegnet uns schon bei dem römischen Schriftsteller Claudius Aelianus (170-um 235). Vgl. dazu Grimms Märchen 22a: "Wie Kinder Schlachtens miteinander gespielt haben" und die Nachweise bei BP I, S. 202-204; W. Müller-Bergström, Artikel "hängen" im HDA 3, Sp. 1443 f.

33. Dazu vgl. Karl Veit Riedel (wie Anm. 16), S. 20-26.

34. Karl Veit Riedel (wie Anm. 16), S. 26 f.

35. Karl Veit Riedel (wie Anm. 16), S. 22.

36. Lutz R ö h r r i c h , Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten, Bd. 1, Freiburg/Basel/Wien (1973), S. 612 a.
37. Vgl. auch die englische zusammenfassende Darstellung von A. E. S. G. T i m D i n s d a l e , Loch Ness. Monster. London: Routledge and Kegan Paul 19662, chapter 3 'Fable and fact', p. 33-53; danach erscheint der früheste Beleg zum Monster von Loch Ness schon im Jahre 565 in der Vita sancti Columbani (II. 27).
38. BP I, S. 202-204.
39. HDA 3, Sp. 1443-1450, Art. "hängen".
40. Vgl. Will-Erich P e u c k e r t , Sagen - Geburt und Antwort der mythischen Welt (Europäische Sagen - Einführungsband). Berlin (1965), S. 37 f: "... auch die Stadt hat ihre Sagen, und das Kennwort 'Zeitungssage', das Görner um 1930 in die Sagenforschung einzuführen versuchte, ist schon ein gutes Wort und es bezeichnet ein beachtenswertes factum. Die Zeitungen mit ihren Sensationsnachrichten leben von der Sage." Lutz R ö h r r i c h , Sage und Märchen - Erzählforschung heute. Freiburg/Basel/Wien (1976), S. 20 und 35; vgl. ferner Leopold S c h m i d t , Die Volkerzählung. Märchen. Sage. Legende. Schwank. Berlin (1963), S. 60 und 282; Linda D e g h , Neue Sagenerscheinungen in der industriellen Welt der USA. In: Lutz R ö h r r i c h , (Hg.), Probleme der Sagenforschung. Verhandlungen der Freiburger Tagung 1972. Freiburg i. Br. 1973, S. 36: "... moderne Zeitungssagen, die als Gerücht umgehen und sich fortpflanzen, sind auch in Europa all-gemein".
41. Rudolf S c h e n d a , Das Monstrum von Ravenna. Eine Studie zur Prodigienliteratur. In: Zeitschrift für Volkskunde 56, Stuttgart 1960, S. 225.

Anschrift des Verfassers:

Univ. Prof. Dr. Oskar Moser

Wilhelm-Raabe-Gasse 19

A-8010 Graz



Votivbild aus der Wallfahrtskirche St. Athanasen bei Berg (Oberdrautal/Kärnten) Darstellung eines Kindes, das sich im Spiel erhängt hat, jedoch durch die Fürbitte des Hl. Athanasius gerettet werden konnte. Zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. (Aufn. O. Moser, 1982)

ANSTANDSBÜCHER ALS VOLKSKUNDLICHE QUELLEN

Von Hans Trümpy

Vorbemerkung

Diese Referat nimmt nicht zu grundsätzlichen Fragen der Gegenwartsvolkskunde Stellung, und es informiert auch nicht über entsprechende Forschungen in der Schweiz, sondern es plädiert für vermehrte Berücksichtigung einer nicht unergiebigem Gattung der Trivialliteratur.

In verschiedenen Basler Buchhandlungen stieß ich auf ein mildes Lächeln, als ich in der Absicht, mich auf die Höhe der Gegenwart zu hissen, nach neuen Anstandsbüchern fragte, aber in jedem Laden war mindestens eine Sorte des gesuchten Artikels auf Lager, und so ließ sich die seminareigene kleine Sammlung älterer Kostproben um einige Stücke wenigstens aus deutscher Produktion ergänzen. Sollten auch Sie, verehrte Anwesende, in Erwartung dieses Referats ein Lächeln aufgesetzt haben, so würde es mir nicht an Verständnis fehlen, denn der besondere Zweig der Trivialliteratur, mit dem ich mich hier beschäftigen darf, rechtfertigt es aus einigen Gründen: Da sollen Erwachsene nachträglich lernen, was man ihnen in der Jugend nicht beigebracht hat; da muten die Verfasser den Lesern nicht selten Verhaltensweisen zu, die uns drollig oder schikanös vorkommen, und da sind Belanglosigkeiten zuweilen zu Staats-

affären aufgebauscht. Trotzdem oder gerade deshalb meine ich, diese Bücher würden eine stärkere Beachtung der volkskundlichen Forschung verdienen. Ernstgenommen hat sie aufseiten der Soziologie Norbert Elias als Zeugnisse für das, was er den "Prozeß der Zivilisation" (1) genannt hat, und mein leider verstorbener Schüler Heinrich Heckendorn hat für seine volkskundliche Dissertation das Thema "Wandel des Anstands" (2) gewählt. Sonst aber sind Anstandsbücher meines Wissens nicht in den Sog der blühenden Trivialliteraturforschung geraten, obwohl sie nicht zuletzt für Lieblingsthemen unserer Zeit wie Zwang und Machtansprüche Stoff in reicher Fülle bieten (3). Ich möchte mich hier aber auf den volkskundlichen Gehalt im engeren Sinne konzentrieren.

Das Thema hat zwei Seiten: Wie weit spiegeln und registrieren diese Bücher die jeweils geltenden Normen, und wie weit beeinflussen sie diese Normen? Gelehrter mit dem Humboldtschen Gegensatzpaar formuliert: Wie weit sind sie Ergon, wie weit Energeia (4)? Gerade für die Gegenwart läßt sich das einigermaßen bequem abklären. Machen wir die Probe mit einem Problem, das heute ungezählte Familien beschäftigt, mit dem Zusammenleben unverheirateter Paare! Alfred P. Zellers brandneues Buch "Keine Angst vor gutem Benehmen" (5) kommt im Zusammenhang mit der Verlobung darauf zu sprechen (1: 139): "Immer mehr Paare leben zusammen, ohne die Bindung kirchlich absegnen oder durch einen standesamtlichen Trauschein absichern zu lassen. In diesem Fall gibt es weder Verlobungs- noch Hochzeitsfeiern." Das ist ohne Wertung als Tatsache registriert; anschließend (1: 140) rät Zeller, im Falle einer Schwangerschaft den Notar aufzusuchen. - Im alphabetisch angeordneten "Lexikon der Umgangsformen" von 1980 geht Joachim Wachtel nur gerade unter dem Stichwort "Urlaubsreisen" auf die Sache ein (2: 328): "Wenn Freund und Freundin gemeinsam in

den Urlaub fahren, entscheidet die Freundin bei jeder zweiten Reise, wie man aus Umfragen weiß, wohin die Reise geht (...). Probleme gibt es hier allenfalls mit den Eltern, die natürlich (!) dagegen sind, und mit der Hotellerie, die Doppelzimmer nicht so gern an Liebespärchen abgibt. Deshalb auch die Vorliebe für Campingplätze, wo es unkontrollierter zugeht." - Adolf Guggenbühls knapp gefaßter Ratgeber mit dem Titel "Der schweizerische Knigge", erstmals 1933 erschienen, 1981 von zwei seiner Nachkommen überarbeitet, enthält in dieser letzten Auflage neu ein Kapitel "Wohngemeinschaften", das vor gewissen Illusionen warnen soll (3c: 119): Auch die größten Idealisten seien "Reibereien" ausgesetzt, und deshalb drängten sich auch ihnen "gewisse Umgangsformen" auf. Und an anderer Stelle (3c: 64): "Ein Gast sollte versuchen, sich den Sitten des Hauses, also den Gastgebern, anzupassen. Ein junges, unverheiratetes Paar muß es in Kauf nehmen, daß konservativ eingestellte Gastgeber sie in zwei getrennten Zimmern unterbringen." Keiner der angeführten Autoren sträubt sich also ausdrücklich gegen die neue Entwicklung, aber auch keiner preist sie als willkommene Befreiung von überholtem Zwang. Die Neuerung ist ganz gewiß nicht von Anstandsbüchern ausgegangen; vielmehr registrieren sie, was auch sonst niemand mehr übersehen kann. Und doch bleibt dieses Registrieren kaum ganz folgenlos: Junge Leute könnten Bedenken von Eltern oder Verwandten dadurch zu zerstreuen versuchen, daß sie ihnen die eben zitierten Stellen zum Lesen vorlegen. Für diesen Zweck würde allerdings ein anderes Buch noch besser taugen, weil es ausdrücklich Toleranz propagiert: Dietmar Trifels, "Guter Ton heute", von einem Schweizer Verlag in Lizenz einem Kölner Original von 1974 nachgedruckt (4). Zwar ziele, heißt es im Vorwort (4: 14), noch die Mehrheit der jungen Leute auf eine Eheschließung, aber "die Reaktion der Gesellschaft" zeige, "daß immer

mehr Eltern bereit sind, die Lösung dieser Frage ihren Töchtern und Söhnen allein zu überlassen oder sich schon positiv zur 'Ehe auf Probe' einzustellen. Und es sind längst nicht mehr nur Studenten, die mit völliger Billigung beider Eltern während ihres Studiums eine Wohngemeinschaft bilden oder Ferienreisen zur 'Ehe auf Probe' nutzen. Noch gestehen sich zumeist nur Eltern unter sich oder im engsten Familien- und Freundeskreis, daß sie sich 'zu ihrer Zeit' heimlich die gleichen Rechte genommen haben. Und sie billigen diese heute ihren mündigen Kindern um so mehr zu, als sie Sorgen, Nöte und die Angst vor einer verständnislosen Umwelt kennen." Geschrieben hat dieses Vorwort, in dem auch ein Hinweis auf die Pille nicht fehlt, der "Lektor des Fachausschusses für Umgangsformen", eines Gremiums, das in der Folge mehrfach zitiert wird, mit dessen Segen also Trifels sein umfangreiches Buch geschrieben hat.

Dieser "Fachausschuß", der daneben im eigenen Namen eine kürzer gefaßte Anleitung, "Umgangsformen heute" (5), erstmals 1970 und zuletzt in überarbeiteter Fassung 1982, herausgebracht hat, stellt in der Geschichte der Anstandsbücher durchaus ein Novum dar (6). Angaben über diese selbsternannte Vereinigung bietet das genannte Buch, das ein Redaktionskollektiv verfaßt hat, selber (5: 5): Sie wurde 1956 "durch den Allgemeinen Deutschen Tanzlehrerverband (ADTV) ins Leben gerufen und ist heute ein unabhängiges, frei zusammenarbeitendes Expertengremium." Es gehören ihm bis heute Tanzlehrer, auch aus Österreich und der Schweiz an, dazu aber u.a. ein Rechtsanwalt, ein Pastor und ein Psychoanalytiker. Insgesamt umfaßt es 30 reguläre und 100 korrespondierende Mitglieder (5: 8). Der Fachausschuß hat sich Richtlinien gegeben (5: 9), die auch bei Trifels (4: 15) abgedruckt sind, z. B.: "Wir wenden uns ab von hohlen Formen als Ersatz für mitmenschliches Verhalten; von der Heuchelei eines nur scheinbaren Mitgefühls; von

autoritärer Bevormundung des Unterstellten oder Untergebenen (...); von der Überbewertung des Alters (...); von Mißachtung der Frau als Sklavin des Mannes (...); von Nichtachtung oder alberner Verherrlichung des Kindes (...)." Beachtlicher noch als dieses Sendungsbewußtsein ist für unser Fach, daß die Vereinigung mit Umfragen arbeitet, um auf der Höhe der Zeit zu bleiben (5: 12 f.). Es werden Fragebogen an 940 "Schlüsselpersonen" versandt (5: 22); hoffentlich sind in diesem Sample auch konservativ eingestellte ländliche Regionen vertreten. Auch wenn einige Zweifel berechtigt sein dürften, verdienen die für verschiedene Themen genannten Prozentzahlen die Aufmerksamkeit der Volkskunde; der "Fachausschuß" hat ihr damit ein gutes Stück Arbeit abgenommen. Zum Konkubinat wird folgendes mitgeteilt (5: 22): "Weite Kreise der Bevölkerung denken heute großzügiger über nichteheliche Beziehungen als einst. Das bedeutet keinen Sittenverfall gegenüber früheren Auffassungen, sondern eine Abkehr von doppelter Moral. Das Verständnis für Menschen, die ohne behördliche oder kirchliche Papiere zusammenziehen, wächst." Bei der "Repräsentativumfrage" hätten sich nur 2 % negativ zur "Ehe auf Zeit" geäußert (5: 23). Wie suggestiv die Frage formuliert war, bleibe dahingestellt.

Unverkennbar stehen alle neueren deutschen Anstandsbücher mehr oder weniger unter dem Einfluß des "Fachausschusses"; auch er hat zwar das Konkubinat junger Leute nicht erfunden, sondern nur vorgefunden, aber das dafür bekundete Verständnis dürfte einiges zu seiner Ausbreitung beigetragen haben und weiterhin beitragen. Für eine (meines Wissens noch fehlende) volkskundliche Untersuchung des Phänomens, bei dem selbstverständlich der "psychischen Ansteckung" entscheidende Bedeutung zukommt, bieten die genannten Anstandsbücher auf jeden Fall wichtige Anhaltspunkte.

Das gilt allerdings nicht in gleichem Maße für alle heiklen Situa-

tionen des Lebens. Über die Ehescheidung schweigen sich die deutschen Anstandsbücher meist nach wie vor aus. "Umgangsformen heute" widmet ihr als einziges der konsultierten Bücher einen Hinweis (5: 214 f.), aber es faßt nur die neuen deutschen Gesetze zusammen, ohne etwa auf die Frage einzugehen, wie man sich gegenüber dem Exehpartner oder zu dessen Freunden verhalten solle. Auskunft darüber verschafft dagegen das über 800 Seiten starke amerikanische Anstandsbuch von Amy Vanderbilt in der 1978 gedruckten Überarbeitung von Letitia Baldrige (6: 70-72), während hier andererseits das Konkubinats ein tabuiertes Thema geblieben ist, Tatsachen, die die ebenfalls ein volkskundliches Nachdenken verdienen würden.

Ich wende mich damit einem weiteren Thema der Gegenwart zu: Seit etwa 15 Jahren haben es die passionierten Raucher und Raucherinnen nicht mehr leicht, weil sie bei vielen Zeitgenossen als rücksichtslose Menschen und als Umweltverschmutzer gelten (7). Auch diese Entwicklung ist nicht von den Anstandsbüchern ausgegangen, aber manche davon spiegeln sie deutlich genug. Irmgard Wolter preist zwar in ihrem Buch von 1971 "Der gute Ton", das 1982 in einem unveränderten Nachdruck erschienen ist, den Tabak als Förderer der "Geselligkeit" (7: 82 f.), fügt aber bei (84): "Raucher vergessen gelegentlich, daß einem Nichtraucher gegenüber der Zigaretten-, Zigarren- oder Pfeifenqualm regelrecht ein körperliches Unbehagen verschafft. Ungewollt muß der Nichtraucher ja jeden Zug mitinhaliert!" Darum fordert sie Rücksichtnahme, freilich mit der Anmerkung, es sei "stimmungstötend, wenn passionierte Nichtraucher den Rauchern gegenüber ihren Ekel zu deutlich demonstrieren". Weniger tolerant gab sich ein Jahrzehnt später Wachtel (2: 267): "Seitdem es ein wachsendes Umwelt-Bewußtsein gibt, seitdem frische Luft wieder geschätzt wird, haben auch die Nichtraucher wieder Mut und Hoffnung geschöpft. Sie lassen sich

nicht mehr alles gefallen und protestieren gegen den Rauch. (...) Keiner läuft heute Gefahr, ausgelacht zu werden, wenn er zu Beginn einer Konferenz (...) den Antrag stellt, das Rauchen durch Mehrheitsbeschluß zu unterbinden und statt dessen Zigarettenpausen einzuschieben." Trotzdem spricht Wachtel so wenig wie seine Kolleginnen und Kollegen ein striktes Rauchverbot aus; sie beschränken sich alle auf den Rat, viel Rücksicht walten zu lassen. - Wir sind gewiß nicht auf Anstandsbücher angewiesen, um die verbreitete Abwertung des Rauchens zu erfassen, aber daß sie uns als Seismographen dienen können, wird man nicht bestreiten. Auch in diesem Falle läßt sich denken, daß jemand die einschlägigen Partien einem anderen zum Lesen vorlegt, etwa eine Frau ihrem rauchsüchtigen Mann oder umgekehrt, denn wenn nicht alles täuscht, sind die Frauen heute dem Nikotin der Zigaretten eher stärker verfallen. Auch dafür bietet Wachtel einen Hinweis (2: 265): "Auf der Straße ist nur Männern das Rauchen erlaubt - sagen deutsche Männer. Amerikaner denken da ganz anders. Noch sind wir den Anblick rauchender Frauen unter freiem Himmel nicht so recht gewohnt, was sich aber ändern kann. Denn schon ist das Rauchen junger Mädchen auf der Straße 'in'." Eine zutreffende Beobachtung, die uns erlaubt, Herrn Wachtel auch für andere Angaben als zuverlässigen volkscundlichen Informanten zu Rate zu ziehen. Daß Vanderbilt-Baldrige (6: 58 f.) im Kapitel über Drogen den jungen Amerikanern und besonders den Amerikanerinnen ans Herz legen, nicht auf der Straße zu rauchen, steht nicht im Widerspruch zu Wachtels Hinweis auf die USA: Das amerikanische Buch will hier und in andern Fällen bewußt einen bestehenden Zustand ändern. Für die deutschen Bücher sind übrigens die Drogen noch ein tabuiertes Thema. Abweichende Auffassungen, die uns in den einzelnen Büchern entgegentreten, sind für die Volkskunde immer beachtlich, weil sie

ergeben, daß die betreffenden Normen noch ungefestigt oder regional verschieden sind. Noch aufschlußreicher sind Veränderungen in überarbeiteten Auflagen desselben Buches (8). Das sei mit dem "Schweizerischen Knigge" von 1945, 1956 und 1981 (3 a-c) für einige Fälle demonstriert. In den älteren Auflagen wird das verspätete Eintreffen im Theater oder im Konzertsaal so gerügt (3 a: 78 = b 89): "Man weiß, wie es geht: der geduldige Gatte wartet mit der Uhr in der Hand im Hausflur. Die Frau ruft aus dem Schlafzimmer herunter, daß sie in einer Minute komme." Aber die Minuten der Frauen "werden zu Viertelstunden; wenn man schließlich im Theater ankommt, hat das Stück bereits begonnen." 1981 liest sich das so (3 c: 79): "Man weiß, wie es geht: In letzter Minute möchte man noch einen Blick in die Zeitung werfen. Die Minuten sind leider so kurz. (...) Die Minuten werden zu Viertelstunden." Der Ersatz der sich schön machenden Frau durch das unpersönliche zeitungslisende "man", das hier tatsächlich einen Mann mit zwei -nn- suggeriert, registriert selbstverständlich keinen realen Wandel, sondern spiegelt die zeittypische Angst vor feministischer Empfindlichkeit. Rücksichtnahme auf das Zielpublikum ist bei dieser Literaturgattung, für die hohe Auflagezahlen einkalkuliert werden müssen, immer in Rechnung zu stellen. Darum hat es ja auch kein deutsches Buch mit den Rauchern ganz verderben wollen.

Doch nun ein paar Beispiele für sachlich bedingte Änderungen! Guggenbühl legte dem Gast in einem Privathause 1945 und 1956 nahe, seine Schuhe selber zu putzen und das Bett in Ordnung zu bringen, sofern keine Haushalthilfe da sei (3 a: 59 f. = 3 b: 67). Dieser Zusatz ist 1981 aus naheliegenden Gründen verschwunden (3 c: 63) (9). Im Kapitel "Tanzanlässe" fehlt eine erst 1956 eingeschmuggelte Bemerkung wieder, die folgendes besagte (3 b: 86):

"Das Wange-an-Wange-Tanzen ist teilweise von 12 Uhr an üblich, aber nur unter jungen Leuten. Wo diese Sitte herrscht, würde es lächerlich wirken, wenn ein junges Mädchen sich ihr entziehen wollte." Dafür bringt die neueste Ausgabe einen Hinweis auf Dancings und Diskotheken (3 c: 76): "Dort herrschen oft ganz andere Regeln: je auffälliger und verrückter, desto besser." Neu sind im weitem Rat-schläge, wie man sich Autostoppfern gegenüber zu verhalten habe (3 c: 90), und an anderer Stelle ist statt vom Straßenanzug (3 b: 103 f.) jetzt von Jeans die Rede (3 c: 94). Dazu eine für mich er-staunliche Lesefrucht aus einem österreichischen Anstandsbuch, das sich ausdrücklich an Kinder wendet (8: 63): "In Blue-Jeans oder im Pullover kann man nicht überall hingehen." Kaum zu glauben, aber wahr: 1959! Die volkskundliche Kleiderforschung ist zur Verifizierung aufgerufen.

Das Brautkleid, 1959 bei Guggenbühl noch als Selbstverständlichkeit erwähnt (3 b: 117), wird 1981 als durchaus fakultativ bezeichnet (3 c: 101). In dieser Ausgabe lesen wir zur Trauerkleidung folgendes (3 c: 106): "Es gibt keine verpflichtenden Fristen für die engsten Angehörigen, Trauer zu tragen. Jeder kann dies nach eigenem Ermessen tun." 1945 und 1956 gab man sich weit strenger. Zwar heißt es (3 a: 106 f. = 3 b: 122), die Fristen seien "wesentlich kürzer geworden", aber dann wird als die damalige Norm für eine Witwe ein Jahr Trauerkleidung und ein weiteres Jahr Halbtrauer gefordert; "für einen Bruder oder eine Schwester trägt man sechs Monate Trauer."

Übrigens legt kaum eine andere Situation die Benützung eines Anstandsbuches näher als ein Todesfall. Auch selbstsichere Leute können bei den vielen Ansprüchen und Tabus, die erst noch gern regional oder gar lokal verschieden sind, unsicher werden und sich deshalb mit einem Blick ins Anstandsbuch Rat holen. Das Thema

"Tod" fehlt denn auch so gut wie nie, und darum sind diese Bücher auch für Volkskundler, die sich mit den Totenbräuchen der Gegenwart befassen, durchaus empfehlenswert. Hören wir einige weitere Proben zu dieser Thematik! Irmgard Wolter dekretierte 1971 (7: 154): "Erwachsene legen beim Ableben naher Angehöriger Trauerkleidung an. Weitläufige Verwandte brauchen dies nicht zu tun. Kindern sollte man die schwarze Kleidung in jedem Fall ersparen. (...) Während man sich früher streng an das 'Trauerjahr' hielt, ist man heute weitgehend davon abgekommen. Herren, die sich ohnehin auf die schwarze Krawatte und dunklen Anzug beschränkten, gehen zu helleren Tönen über. Damen vermeiden es, nach allzu kurzer Zeit sehr auffallende Farbtöne zu wählen. Am besten vollziehen sie den Wandel allmählich, Schritt für Schritt (...). Wessen Gemütslage das tiefe Schwarz jedoch entspricht, der trage es, solange er mag." Der "Fachausschuß" bemerkt kurz (5: 235 = 4: 237), jedermann dürfe heute die Dauer der Trauerzeit selber bestimmen. Als nützliche Funktion des Trauerflors im Knopfloch der Männer wird notiert, er schütze den Trauernden vor "unpassenden Gesprächsthemen". Und Wachtel (2: 314): "Genau begrenzte Trauerzeiten werden heute nur noch in betont religiösen Gegenden und Ländern befolgt. Man kommt immer mehr davon ab, den Grad der Trauer und des Schmerzes nach solchen Äußerlichkeiten und Formalismen zu bemessen." Zuletzt sehr ähnlich Zeller, der sich auch sonst gern bei Wachtel Rat geholt hat (10) (1: 146): "Wie lange und in welcher Form man um einen Gestorbenen trauert, bleibt heute jedem selbst überlassen. Trauerkleidung sagt nichts über den wahren Schmerz aus." - Keines der benutzten Bücher erwähnt jedoch, was heute in Todesanzeigen immer wieder einmal anzutreffen ist: die Mitteilung, daß die Hinterbliebenen auf Wunsch des oder der Verstorbenen keine Trauer tragen. Diese Innovation, die nach meiner Erinnerung vor 50 Jahren

in Bern einigen Staub aufwirbelte, hat offensichtlich bei den Anstandsrichtern, die sich so viel auf ihre Liberalität zugute tun, noch keine Gnade gefunden. - Generelle Folgerung: Was in Anstandsbüchern unerwähnt bleibt, muß der Realität durchaus nicht gefehlt haben. Nur positive Angaben dürften Quellenwert beanspruchen. Halten wir uns weiterhin daran, so ist nicht zu übersehen, daß unsere Bücher in Kleinigkeiten erstaunlich konservativ geblieben sind. Der "Fachausschuß" verbietet für Kondolenzschreiben die Schreibmaschine (5: 152 = 4: 335); Wachtel untersagt gleich an zwei Stellen, unter den Stichwörtern "Telephonieren" (2: 305) und "Todesfälle" (313), telephonische Beileidsbezeugungen in Übereinstimmung mit Trifels (4: 31), und Zeller dekretiert (1: 145): "Man schickt keine offenen Karten; Kondolenzschreiben müssen stets im Umschlag übersandt werden." Andererseits verbieten er (1: 144 f.) und Wachtel (2: 313) dafür die Verwendung schwarzgeränderten Papiers, denn das sei den Hinterbliebenen vorbehalten. In dieser Hinsicht sind mindestens die ländlichen Gebiete der Schweiz noch nicht auf der Höhe der Zeit. Tröstlicherwise urteilt der Fachausschuß weniger streng (5: 152): "Zu einem Kondolenzschreiben bedarf es weder des Briefbogens noch des Briefumschlags mit schwarzem Rand, jedoch soll er handschriftlich und auf weißem Papier geschrieben sein. Man geht immer mehr dazu über, nur noch die Todesanzeige und die Dankadresse (...) mit schwarzem Rand zu versenden."

Für technische Neuerungen wie Schreibmaschine und Telephon mußten jeweils neue Vorschriften "erfunden" werden, bevor sie sich einpendelten, auch das ein Vorgang, der die Gegenwartsvolkkunde betrifft. Wenn uns kleinräumige eigene Beobachtungen nicht befriedigen, bieten Anstandsbücher oft mehr als nur erste Hilfe. Für die Sitzordnung im Automobil etwa lassen sie uns nicht im

Stich. Laut Frau Wolter (7: 109) ist nur der "Herr" gehalten, "der Dame beim Ein- wie Aussteigen behilflich zu sein. Er wartet ab, bis sie bequem sitzt, und begibt sich erst dann auf seinen Platz am Steuerrad." Die Frau oder Verlobte "behält auch dann ihren angestammten Platz vorn rechts neben ihm, wenn Mitfahrer aufgenommen werden. (...) Gibt es keine 'ständige Begleiterin', darf der ehrenwerteste Gast den Platz neben dem Fahrer einnehmen." Dazu Wachtel (2: 49): "In kleineren zweitürigen Wagen ist der Sitz neben dem Fahrer (gemeinhin als 'Todessitz' bekannt) groteskerweise eine Art Ehrenplatz." Für Liberalität tritt in diesem Punkt Zeller ein (1: 67): "Wenn nur ein Mitfahrer da ist, nimmt dieser in der Regel auf dem Beifahrersitz Platz. Freilich ist man dort laut Unfallstatistik am meisten gefährdet. Es ist also durchaus berechtigt, wenn der Mitfahrer die Rückbank bevorzugt." Entsprechend erlaubt Zeller, daß sich die Ehefrau mit einem Gast nach hinten setzt, für manchen Leser sicher ein Grund zur Erleichterung.

Im Bereich des Fernsehens befassen sich unsere Bücher vor allem mit der Störung durch einen Telephonanruf. "Zwanzig Jahre haben genügt, um aus unserem Volk diesseits und jenseits der Grenze ein Heer von 'Fernsehern' zu machen", lesen wir bei Wachtel (2: 141), und er fährt fort: "Die Mattscheibe, der 'Hausfreund Nr. 1', hat uns alle verändert - unsere Gewohnheiten, unsere tägliche Zeiteinteilung, unsere Weltanschauung und, natürlich unsere Vorstellung davon, was eine gute Kinderstube ist." Für jene kritische Situation empfiehlt er (142), den Telephonhörer abzunehmen; rede der störende Anrufer nur über Belanglosigkeiten, so sei es erlaubt, auf die laufende Sendung hinzuweisen und einen späteren Rückruf zu versprechen. Komme aber Besuch, so müsse ein höflicher Mensch "den Kasten sofort ohne irgendeine

bedauernde Bemerkung abdrehen". Anders der Fachausschuß (5: 227 = 4: 29 f.): "Wer unangemeldet in unsere Fernschrunde hineinplatzt, kann nicht erwarten, daß wir eine Sendung, die wir ausgesucht, auf die wir uns gefreut und die wir erst zum Teil gesehen haben, unterbrechen. Wer zum engsten Kreis zählt und jederzeit hereinschauen darf, wird eingeweiht und gehört dazu. Alle anderen Besucher unterliegen der Regel, daß man heute unangemeldet, von seltenen Ausnahmen abgesehen, keinen Besuch mehr macht." Die Meinungen gehen da also noch auseinander; es ist zu erwarten, daß sich der Fachausschuß gegen den auch sonst konservativeren Wachtel durchsetzen wird.

Ein volkskundliches Problem sui generis ist selbstverständlich, warum es überhaupt solche Bücher gibt. Bei einer Untersuchung der Gattung hätten wir uns mit ihrer Geschichte zu befassen, die unfehlbar auf Erasmus von Rotterdam zurückführen würde, aber dafür wäre ein besonderer Vortrag nötig. Um über der Gegenwart die Vergangenheit trotzdem nicht ganz zu vernachlässigen, sei hervorgehoben, daß uns ältere Anstandsbücher oftmals Auskunft geben, wenn andere Quellen nicht zur Verfügung stehen oder nur mit Mühe zu beschaffen wären. Für ein interdisziplinäres Referat über Sauberkeit und Hygiene habe ich seinerzeit mit ihrer Hilfe rekonstruieren können, wann in bürgerlichen Häusern Badewanne und Dusche aufgekommen sind und wie oft man davon Gebrauch gemacht hat. Inzwischen ist eine kulturhistorisch-soziologische Dissertation über Sauberkeit im Kanton Waadt erschienen (11), die zur Hauptsache auf amtlichen Dokumenten des 19. Jahrhunderts beruht. Sie hat bestätigt, daß die aus den Anstandsbüchern gewonnenen Ergebnisse durchaus zutreffend waren. Für eine Radiosendung über das Grüßen haben einige meiner Schüler von sich aus zu denselben Quellen gegriffen und damit ihre Schilderung wesent-

lich bereichern können.

Während sich die heutigen Anstandsbücher an eine sehr breite Mittelschicht wenden, ergeben sich für die älteren schon äußerlich erhebliche Unterschiede. Da gibt es auf der einen Seite dünne Hefte auf schlechtem Papier und auf der andern umfangreiche Leinen- oder gar Lederbände mit Goldschnitt. Wenn eine Datierung fehlt, was unbequemerweise sehr oft der Fall ist, stellt sich die zusätzliche Aufgabe, sie mit philologischen Methoden zu rekonstruieren. Das gilt auch für das in Stuttgart verlegte umfangreiche "Handbuch des guten Tons und der feinen Lebensart" mit dem Haupttitel "Wie soll ich mich benehmen?" von einem oder einer J. von Wendell. Alles spricht dafür, daß die mir vorliegende "neunte gänzlich neubearbeitete Auflage" (9), die ich erst neulich kennen gelernt habe, kurz vor 1914 auf den Markt gekommen ist. Sie rühmt sich im Vorwort, "alle unnötigen fremdländischen Gebräuche" ausgemerzt und "deutscher Gesinnung in gebührender Weise Rechnung getragen" zu haben. Welche Leserschicht das Buch ansprechen wollte, ergibt sich u. a. deutlich genug aus der Stelle, die ich zitieren möchte, um mit einem letzten Beispiel nochmals zu zeigen, was solche Bücher hergeben können. Die Sätze wenden sich an Verlobte, die ihren Hausrat erwerben; sie hätten glänzend als Motto über mehreren neueren Untersuchungen zum populären Wandschmuck gepaßt (9: 7): "Daß Ihr Eure Zimmer nicht mit wertlosen Öldrucken ausschmücken sollt, brauche ich bei Euch Kunstverständigen wohl gar nicht zu erwähnen. Der Wandschmuck, den wir in den Zimmern des Hauses finden, gestattet meist einen richtigen Schluß auf die Bildung der Bewohner. Hat man keine guten Kupferstiche oder Ölbilder, so wähle man Lichtbilder und Steindrucke, wie sie heute preiswert zu haben sind. Wenige gute Stücke sei Euer Vorsatz."

Zeitungsarchive, Sammlungen von Kalendern und von Bildern sind - wer wollte es noch bestreiten? - wunderbare Hilfsmittel unseres Faches. Daß es sich lohnen würde, auch Anstandsbücher systematisch zu sammeln, hoffe ich plausibel gemacht zu haben.

Anmerkungen

1. Norbert Elias, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychologische Untersuchungen. Zweite, um eine Einleitung vermehrte Auflage, zwei Bde., Bern-München 1969 (zuerst Basel 1939).
2. Heinrich Heckendorf, Wandel des Anstands im französischen und im deutschen Sprachgebiet. Bern 1970 (Diss. Basel).
3. Damit befaßt sich: Volker Krumrey, Strukturwandlungen und Funktionen von Verhaltensstandards, aus einer soziologischen Inhaltsanalyse deutscher 'Anstandsbücher' der Jahre 1870-1970. In: Human Figurations. Essays for Norbert Elias. (=Amsterdams Sociologische Tijdschrift 1977), Amsterdam 1977, S. 335-348. Der Verf. kündigt eine größere Abhandlung über das Thema an.
4. Vgl. Hans Trümper, "Energetische" Gesichtspunkte in der Volkskunde. In: Dona Ethnologica (Festschrift für Leopold Kretzenbacher), München 1973, S. 28-33.
5. Vgl. Das Verzeichnis der benützten Quellen im Anhang.
6. Das umfangreiche amerikanische Anstandsbuch von Vanderbilt-Baldrige (6) erwähnt kein Gegenstück in den USA.
7. Vgl. Hans Trümper, Volkskundliche Überlegungen zum Rauchen. In: Therapeutische Umschau (Monatsschrift für praktische Medizin) 1983, S. 165-168.
8. Norbert Elias (wie Anm. 1) hat den Veränderungen in französischen "Civilités" schon große Aufmerksamkeit geschenkt.
9. Vanderbilt-Baldrige (6: 80-105. widmen dem "Household Management in a Servantless Society" bezeichnenderweise ein umfangreiches Kapitel.

10. Solches Tun gehört seit ihren Anfängen zum Wesen der Gattung.

11. Geneviève Heller, "Propre en ordre". Habitation et vie domestique 1850-1930: l'exemple vaudois. Lausanne 1979.

Verzeichnis der benützten Quellen

1. Alfred P. Zeller, Keine Angst vor gutem Benehmen. München 1983 ("1. Auflage").

2. Joachim Wachtel, Lexikon der Umgangsformen. München 1980.

3a. Adolf Guggenbühl, Der schweizerische Knigge. Ein Brevier für zeitgemäße Umgangsformen. 17., umgearbeitete Auflage, Zürich 1945.

b. ebenda 46.-55. Tausend, Zürich 1956.

c. Guggenbühls Schweizer Knigge. Ein Brevier für zeitgemäße Umgangsformen. Neue erweiterte Auflage der Originalausgabe von Adolf Guggenbühl: "Der schweizerische Knigge". 70.-80. Tausend. Bearbeitung: David und Allan Guggenbühl, Zürich 1981.

4. Dietmar Trifels, Guter Ton heute. Zürich o. J. C. 1974, "genehmigte Sonderausgabe für die Buch und Zeit Verlagsgesellschaft mbH, Köln".

5. Umgangsformen heute. Die Empfehlungen des Fachausschusses für Umgangsformen. Überarbeitete und ergänzte Neuauflage, Köln 1982 (zuerst 1970).

6. The Amy Vanderbilt Complete Book of Etiquette. A Guide to Contemporary Living. Revised and Expanded by Letitia Baldrige. New York 1978.

7. Irmgard Wolter, Der gute Ton. Ein moderner Knigge. Überarbeitet von Elisabeth Ruge. Niederhausen/Ts. 1971 (unveränderter Nachdruck ib. 1982).

8. Willy Elmayer, Früh übt sich ... Ein lustiges Buch über richtiges Benehmen. Wien 1959.

9. J. von Wedell, Wie soll ich mich benehmen? Die Sitten der guten Gesellschaft in Aufnahmen nach dem Leben. Stuttgart o. J. (laut Vorwort "neunte gänzlich neubearbeitete Auflage").

10. Volkskundliche Hinweise auf das Konkubinat finden sich bei: Ingeborg Weber-Kellermann, Die deutsche Familie. 7. Auflage, Frankfurt/M. 1982, S. 248-252: "Ehe mit und ohne Trauschein".

Anschrift des Verfassers:

Univ. Prof. Dr. Hans Trümpy
Arabienstraße 27
CH-4059 Basel

LÄNDLICHES BAUEN UND WOHNEN IM WANDEL DER GEGENWART

Von Wolfgang Komzak

Dem Wesen meiner Tätigkeit als Techniker entspricht es viel eher, gedachte Vorstellungen und Erkenntnisse in Skizzen, Pläne und Bilder als in Worte umzusetzen. So habe ich mich entschlossen, das Thema in einer entsprechenden Bildfolge zu erfassen.

Doch zuvor sollen diesem Referat die einführenden Worte der Wanderausstellung "Bauen im Burgenland, Gestern - Heute - Morgen" voran gestellt werden: "Wer heute mit offenen Augen durch die Dörfer und Ortschaften des Burgenlandes fährt, kann feststellen, wie die Errungenschaften der modernen Technik die Ortsbilder verändert haben. Asphaltstraßen, Neonbeleuchtung, Häuser aus Beton, Glas, Kunststoff, Aluminium und Edelhölzern werden zum Symbol für den wirtschaftlichen Fortschritt in diesem Land". (1)

Neues Bauland wird - oft mitten in die natürliche Landschaft gesetzt - nach wirtschaftlich-technischen Grundsätzen geschaffen, ohne auf die natürlichen Bedürfnisse des Menschen einzugehen. Es entstehen Siedlungsstrukturen nach "modernem" städtischen Vorbild, die für deren Bewohner langfristig zu Ghettos werden. In diesen monotonen Rastersiedlungen wird Bauen zum persönlichen Ausdruck des Einzelnen. Ohne Rücksicht auf eine Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft trägt jedes Haus, dem persönlichen

Geschmack des Besitzers entsprechend und nach der jeweiligen Mode gestaltet, zum stillosen architektonischen Durcheinander der Siedlung bei. (2) Es entstehen Häuser, die weit über den eigenen Bedarf hinaus gigantomane Maßstäbe annehmen, obwohl nur die Wohnküche, der Schlafrum und die Garage benützt werden. Die überdimensionierten Fassaden werden durch Großflächenfenster aufgerastert und wirken öde und leer.

Im Baustoffhandel werden billige Fertigteilprodukte angeboten, die auf Grund ihres geringen lohnintensiven Leistungsanteiles das heimische Handwerk zu Tode konkurrenzieren. Fenster, Türen und sonstige Bauteile werden massenweise maschinell exakt vorgefertigt, selbst der händisch verputzten Fassade wird die falsche Perfektion des Maschinellen auferlegt.

Oder es wird versucht, im Zuge der Nostalgiewelle unproportionierte Baukörper durch falsch verstandene Anwendung historischer Bauformen und Details zu verbessern.

Dieser vom sogenannten Fortschritt und Erfolg geprägte Stil wird vielfach durch das Beispiel potenter privater und auch öffentlicher Bauträger gefördert. Er wird damit zu einem Ausdruck unserer Zeit, der ungeachtet wirklicher Bedürfnisse vor allem das Prestigedenken befriedigt.

So aber werden heute rascher denn je die charakteristischen Merkmale der Haus- und Siedlungslandschaft in diesem Land und damit die Lebensqualität in unseren Dörfern empfindlich gestört. Immer mehr wird deutlich, daß Orte mit gut erhaltenem dörflichen Charakter, historisch bedeutsamen Bauten oder Ensembles nicht nur Kapital für den Fremdenverkehr darstellen, sondern auch für die darin lebenden Menschen hohe Lebensqualität bedeuten.

Die Ursachen sind in großen Zügen bekannt. Geänderte Wert-

vorstellungen bei der ländlichen Bevölkerung seit dem Beginn der Industrialisierung in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts und vor allem veränderte wirtschaftliche und damit auch gesellschaftliche Voraussetzungen in den vergangenen Jahrzehnten brachten den Bauern völlig neue Lebensformen nahe.

Der Ausbau der Industrie und der Verkehrswege brachte allen - auch weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus - Arbeit und Wohlstand. Viele Kleinbauern konnten der Verlockung des "leicht verdienten Geldes" nicht widerstehen und gaben ihre Wirtschaft ganz auf oder wurden Nebenerwerbsbauern. (3) Die starke Abwanderung vieler Berufstätiger aus der Land- und Forstwirtschaft in die Großstädte oder Orte mit produzierendem Gewerbe bzw. Industrie förderte die Entwicklung stadtähnlicher Lebensformen, die vor allem bei Pendlern Prestigecharakter annahmen.

Dazu einige Daten. Zwischen 1900 und 1981 konnte nur das Nordburgenland einen Bevölkerungszuwachs von 115.000 auf 129.000 verzeichnen. Im mittleren Burgenland sank die Einwohnerzahl von 48.000 auf 40.000, im südlichen Burgenland von 127.000 auf 102.000 (4). Diese Werte gelten vor allem für den Zeitraum nach dem 2. Weltkrieg. Dabei muß aber berücksichtigt werden, daß, im Gegensatz zum mittleren und südlichen Landesteil, im Nordburgenland viele Tagespendler ansässig sind.

Gemessen an der Wertschöpfung hat sich das Verhältnis zwischen landwirtschaftlicher und nichtlandwirtschaftlicher Arbeitsbevölkerung im Zeitraum zwischen 1961 und 1971 von 40 : 60 % auf 20 : 80 % verändert (5). Damit tritt aber eine völlige Umkehr der gesellschaftlichen Bedeutung zwischen den Bauern und seinem nicht landwirtschaftlich tätigen Nachbarn ein. Bauen und Wohnen, ja der gesamte Lebensstil auf dem Land wird nicht mehr vom Bauern und den Erfordernissen seiner Wirtschaft bestimmt, sondern vom ander-

weitig Tätigen, der nicht mehr am Hof wohnt, sondern an dessen Stelle oder in Aufschlußgebieten sein "Häusl", einen Wohnhausneubau, errichtet. (6)

Mit dieser Entwicklung aber tritt eine Nivellierung der Ortscharakteristika von Stadt und Land ein. In der Folge verliert vor allem die jüngere Landbevölkerung die persönliche Beziehung zur Heimatgemeinde.

Um dieser sozial negativen Entwicklung entgegenzusteuern, wäre es notwendig, eine moderne, zeitgemäße Siedlungs- und Bauentwicklung anzuregen, die auf den charakteristischen Merkmalen der jeweiligen Landschaft, der gewachsenen Siedlungs-, Haus- und Bauformen und einer ortsgerechten Bepflanzung basiert, sowie erhaltenswerten Baubestand aufzuzeigen.

Aufgabe einer aktuellen Hausforschung wäre es daher, Unterlagen für entsprechende Kriterien und Regeln auszuarbeiten. Dies geschieht gegenwärtig durch das Hausforschungsprojekt der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, dessen Basis die Arbeit von Prof. Arthur Haberlandt im Band XXVI der Österreichischen Kunsttopographie ist.

In diesem Projekt werden vorerst die baulichen Veränderungen von etwa 300 Objekten, die Haberlandt in den 30er Jahren im Burgenland erfaßt hat, dokumentiert und in der Folge die Ursachen dieser Veränderungen festgestellt. Besondere Bedeutung wird dabei 115 Originalaufnahmen beigemessen, deren Negative im Besitz des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien sind.

In einem ersten Schritt werden sämtliche in der Topographie genannten Orte bereist, die erwähnten Objekte, auch solche die auf nicht publizierten Originalfotos vorhanden sind, eruiert. Nach einer fotografischen Aufnahme im gleichen perspektivischen Winkel der Originalaufnahme wird deren Lage auf einer Generalstabskarte

M 1:50.000 festgehalten. In den einzelnen Bezirksvermessungsämtern werden dann die zugehörigen Mappenauszüge des Grundkatasters ausgehoben. Eine Vergrößerung im Maßstab 1:500 dient als Basis, das Objekt und seine Lage im Siedlungsverband, seine heutige Erscheinungsform als Baukörper oder Baugruppe und seine Stellung zu den Nachbarobjekten zeichnerisch zu erfassen bzw. dessen bauliche Entwicklung seit der Aufnahme durch Haberlandt zu rekonstruieren. So ermöglicht der Vergleich des Objektbestandes von heute und dem vor etwa 50 Jahren bei der verhältnismäßig großen Zahl der erfaßten Objekte ein übersichtliches Bild der baulichen Veränderungen im Burgenland.

Im Anschluß ist eine Auswahl interessanter Objekte zu treffen, die eingehender bearbeitet wird. Weiters sind sämtliche in der Gemeinde aufliegenden Bauaktunterlagen (Pläne, Verhandlungsschriften etc.) zu sichten und z. T. zu kopieren. Nach Möglichkeit werden außerdem alte Fotos und Dokumente (Briefe, Rechnungen, Verträge), die das Objekt betreffen, kopiert oder als Foto reproduziert.

In Gesprächen mit den Objektbesitzern oder Ortskundigen werden konstruktive und materialtechnologische Veränderungen eruiert, bauliche Details in Skizzen, Plänen und Fotos festgehalten. Ein Fragebogen, der die Ursachen dieser Veränderungen erfaßt, ergänzt im Verein mit Tonbandprotokollen diese Unterlagen.

Anhand einiger Beispiele und mit Hilfe von Bildmaterial, möchte ich Ihnen das Projekt besser verständlich machen (7).

Bildblock Donnerskirchen

1. Die östliche Ortsansicht von Donnerskirchen zeigt in der Topographie (Top. Abb. 80) und auch noch heute die charakteristische

Silhouette des Leithagebirges mit der dominierenden Wehrkirche und die geschlossene Stadelreihe. Aus den Hausäckern im Vordergrund dagegen wurden Weingärten (Abb. 1a, 1b). - Mit solchen Aufnahmen hat bereits Haberlandt den Wert des äußeren Ortsbildes als wesentliches Merkmal einer Siedlungscharakteristik dokumentiert.

2. Die Prangersäule mit der sie umschließenden Baugruppe ist charakteristisch für diesen Ortsteil von Donnerskirchen (Top. Abb. 81). Der Pranger selbst sowie Proportion und Dimension der Baukörper sind bis heute weitgehend gleich geblieben. Nur der völlige Mangel an Bepflanzung (Bäume, Vorgarten) beeinträchtigt das sonst intakte Ortsbild.

Bildblock Großhöflein

1. Die Neugasse in Großhöflein zeigt eine harmonisch geschlossene, giebelständige Fassadenzeile (8). Sie ist für das Ortsbild dieses Landesteiles typisch. Heute zweigeschossig, traufständig bebaut, die Fassaden teils mit Asbestzementplatten verkleidet, hat diese Baugruppe ihre ortsspezifischen Merkmale zum Nachteil des Ortsbildes verloren. - Der einst über der geschwungenen Toreinfahrt wachende Hl. Florian muß in einer dunklen Wandnische ein kümmerliches Dasein fristen (Abb. 2a, 2b).

Bildblock Mörbisch

1. Anhand der Planaufnahme von 1857 des Grundkatasters (Top. Abb. 92) wird die typische Siedlungsstruktur von Mörbisch als Schmalangerdorf deutlich. Charakteristisch die langgestreckten Anbauhöfe, die, paarweise gekoppelt, Hofgassen einschließen. Gegen

den Hinteraus stehen teilweise in der Tiefe gestaffelte Stadelreihen.

2. Trotz des geschlossenen dörflichen Erscheinungsbildes dieser Fassadenzeile (gestaffelte Baukörper, meist traufständig, teils mit Giebel oder Vollwalm - im Vordergrund ein Mansardgiebel), weist auf die Aufnahme von Haberlandt (9) bereits deutlich auf eine Wandlung des Ortsbildes von Mörbisch hin. - Im Vergleich dazu zeigt das heutige Ortsbild nur geringe Ansätze einer Weiterentwicklung. Die allmähliche Staffelung der Baukörper wurde durch eine neue Baulinie begradigt. Einige zweigeschossige Neubauten in der schon früher nicht sehr harmonischen Fassadenzeile werden durch neu gepflanzte Baumreihen verdeckt.

3. Der Grundriß des Anbauhofes (Top. Abb. 96a) zeigt die für Mörbisch typische Halbwirtschaft. Ein Flächenvergleich zwischen den beiden Wohneinheiten und dem Stall- bzw. Bergeraum zeigt, daß Ackerbau und Viehhaltung nur sekundär zur Deckung des Eigenbedarfes betrieben wurden. Haupterwerbsquelle war der Anbau von Wein. Die dafür erforderlichen Kellerräume sind im Grundriß leider nicht erkennbar. Abb. 98 der Topographie zeigt die Hofansicht des Hauses Mörbisch Nr. 56/57 (10). Der im Vordergrund stehende Bauer, Herr Martin Grad, ist heute Besitzer der gesamten Hofeinheit (Abb. 3a, 3b).

Anhand des Grundrisses der Topographie (Abb. 99) und alter Fotos konnten in Gesprächen mit Herrn Grad zwei wesentliche Umbauphasen gegenüber dem alten Bestand festgestellt werden (Skizze Hofentwicklung, Abb. 4).

1. Bei großteils gleichbleibender Bausubstanz wurde 1936 im Haupttrakt eine zusätzliche Wohneinheit mit eigenem Stiegenaufgang eingebaut. Die Fenster der Straßenfassade wurden ver-

größert, die leicht zurückgesetzte Tormauer abgerissen.

2. Herr Grad gelangt 1971 in den Besitz des gesamten Hofes. Er bricht die rechte Hofbebauung (eine komplette Wohn- und Wirtschaftseinheit) ab, um mehr Hoffläche zu erhalten. Dann stellt er annähernd den Bestand von 1930, jedoch mit erweitertem Wohnraum, wieder her. Auch der Hofraum wird wieder mit einer Tormauer an der Straße geschlossen.

Herr Grad lebt heute ausschließlich vom Weinbau. Stall- und Bergeräume wurden weitgehend funktionslos und bleiben daher unverändert.

Bildblock Oberschützen

1. Der Vierseithof Oberschützen Nr. 57 (Top. Abb. 144) ist auch heute nahezu unverändert (Abb. 5a, 5b). Der Grundriß von F. Simon (11) zeigt den seit der Aufnahme durch Haberlandt unverändert gebliebenen Bauzustand (Abb. 6). Der letzte Bewohner, die Mutter des heutigen Besitzers, verstarb Mitte der 60er Jahre. Seither verfällt das Objekt.

Schon der unregelmäßige Grundriß, die stark vom rechten Winkel abweichenden Räume und deren außergewöhnliche Anordnung, deuten, neben Mangel an Bauplatz, auf mehrere Bauperioden während der Erweiterung des Hofes hin. Eine Begehung des verfallenden Objektes, die Auswertung der fotografischen Aufnahmen, Mauerwerksuntersuchungen (dabei wurden versteckte Putzschnittornamente entdeckt) sowie Briefe und Rechnungen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts lassen exakt 3 Bauperioden erkennen (Skizze Hofentwicklung).

1. Die Bauweise des Wohnteiles entlang der Straße (mit dem vermutlich älteren, tonnengewölbten Keller) stimmt mit der Datierung 1811 der Durchzugsbäume der beiden Stuben überein. Zu dieser Zeit war das Objekt sicher mit Stroh gedeckt, Stall und Bergeräume dürften aus Holz gezimmert gewesen sein.

2. 1832 wurde der bestehende Kitting gemauert (datiert am Durchzugsbaum). Das merkwürdige Pultdach entstand vermutlich später nach einem Rechtsstreit wegen der Niederschlagsableitung.

3. 1856 bis 1858 erfolgte der endgültige Ausbau des Hofes. Stallung und Bergeräume wurden dem neuesten Stand des ländlichen Bauhandwerkes dieser Zeit entsprechend errichtet. Das gesamte Objekt bekam einen neuen Dachstuhl, der mit Taschensiegeln bedeckt wurde; Details des Baufortschrittes sind mittels vorhandener Rechnungen und Briefen präzisierbar.

Seit damals erfolgte keine weitere Objektveränderung. Konzeption und Dimension würden es auch heute gestatten, den Hof ohne starken Eingriff in die Bausubstanz zeitgemäßen Anforderungen der Landwirtschaft anzupassen.

2. Im Bauernhof Oberschützen Nr. 81 (Abb. 7a, 7b) weist nur mehr die Achsteilung der Straßenfassade Ähnlichkeit mit der Aufnahme von Haberlandt auf (Top. Abb. 145). Anhand von Bauplänen, Verhandlungsschriften sowie im Gespräch mit dem Besitzer, Herrn Hans Meditsch, konnten der Bestand um 1935 und die folgenden Phasen der Veränderung genau rekonstruiert werden (Skizze Hofentwicklung).

1. Um 1935 glich der Hof, ein geschlossener Vierseithof über rechteckigem Grundriß, noch weitgehend dem originalen Bauzustand aus dem Jahr 1828. Während Stall und Bergeräume noch mit Stroh gedeckt waren, zeigt der Wohntrakt bereits Taschenziegeln. Der großzügig geplante Wohnteil links von der Einfahrt deutet darauf hin, daß dieser nicht nur für Ausnahmer gedacht war. - Noch 1935 wurde anstelle des Göpels (12) eine Strehütte errichtet (Abb. 8).

2. 1953 folgt der erste große Umbau. Tenne und Stadel werden abgerissen, der Hof in den Garten geöffnet. In Verlängerung des Rinderstalles wird eine neue große Tenne gebaut, diesem gegenüber ein neuer Stadel errichtet. 1956 wird die Einfahrt des Wohnteiles vermauert und in den Wohnbereich miteinbezogen (Abb. 9).

3. Bereits 1960 wird die Tenne verlängert. Ebenso der Stadel, der nunmehr hakenförmig den Hofbereich vom Garten trennt.

4. Zwischen 1970 und 1973 findet die letzte Phase der baulichen Erweiterung statt. Ein Teil des Stadels wird zum Fahrsilo, daneben entsteht ein Hochsilo aus Beton. Der Rinderstall wird großzügig nach Süden erweitert und erhält ein riesiges flaches Satteldach, das gleichzeitig einen Teil der Hoffläche überdeckt. In dieser Zeit wird der Nachbarhof erworben, abgerissen und an dessen Stelle ein zweigeschossiger Wohnhausneubau errichtet, der von Herrn Meditsch und seiner Familie bezogen wird. In den Wohnteil des alten Objektes wird ein Untermieter einquartiert. Bemerkenswert erscheint, daß der gesellschaftliche Unterschied zwischen Ver- und Untermieter nicht nur durch den Neubau des "Hausherrn" mit überdimensionierten Fassaden- und

Fensterflächen betont wird, sondern auch in der Einrichtung deutlich wird (Einrichtungsskizze).

Während beim Untermieter die Räume großteils mit älteren Möbeln nach überliefertem Einrichtungsschema und wohnlichen "Kitsch" (von Kirtagen und Reisen in die Stadt) ausgestattet sind, spiegelt die teure Einrichtung im Haus von Herrn Meditsch die unpersönlich-unwohnliche Atmosphäre der großen Möbel- und Einrichtungshäuser des - nicht nur burgenländisch - ländlichen Raumes wider. Die kurzen Intervalle zwischen den einzelnen Bauphasen im Wirtschafts- und Wohnbereich und das Ergebnis des heutigen Bestandes zeigen deutlich, stellvertretend auch für viele andere Höfe, mit welcher Unsicherheit der heutige Landwirt gegenüber wechselnden wirtschaftlichen und teils auch gesellschaftlichen Voraussetzungen reagiert. Diese Unsicherheit wird vielfach auch durch einander widersprechende Beratungen der zuständigen Fachgremien und Vertretern des Baumarktes verstärkt.

Bildblock - Dokumentation

Der abschließende Bildblock zeigt an praktischen Beispielen erste Abschnitte des Hausforschungsprojektes der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Derzeit steht noch offen, in welcher Form die Ergebnisse dieser Arbeit in die Praxis umgesetzt werden könnten. Doch dürfte es gerade im Hinblick auf eine künftige, positive Ortsbild- und Baugestaltung - nicht nur hierzulande - kaum schwer fallen, aus diesem Material Anregung für Planung und Ausführung zu schöpfen. Alle Bauschaffenden sind dann aufgefordert, sich der Ergebnisse bedienen.

Anmerkungen

1. Wanderausstellung "Bauen im Burgenland. Gestern - Heute - Morgen". Entstanden über Initiative und mit Förderung der Burgenländischen Landesregierung. Eisenstadt 1980, Tafel 1.
2. Wolfgang Komzak, Burgenländische Volkshochschulen. Grundsatzprogramm 1982 des Referates Baukultur und Ortsbildpflege, S. 1.
3. Wolfgang Komzak, unter Beratung von Dr. Friedrich Berg, Katalog zur Wanderausstellung "Bauen im Burgenland", S. 17.
4. Österreichisches Statistisches Zentralamt, Ergebnisse der Volkszählung, Großzählung 1981. Schnellbericht des ÖSTZA.
5. Österreichisches Institut für Wirtschaftsforschung, Der Beitrag der Bundesländer zum Bruttoinlandsprodukt (WIFO 1/80).
6. Franz Grieshofer, Haus und Hof im sozio-kulturellen Wandel. In: Tadtén. Eine dorfmonografische Forschung der Ethnographia Pannonica Austriaca 1972/73. (=Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland 56), S. 132.
7. Kleinbilddiapositive, Filmmaterial Agfa CT 18.
8. In der Topographie nicht publizierte Aufnahme von Arthur Haberlandt; derzeit als Photo 11 inventarisiert.
9. (wie Anm. 8), derzeit als Photo 28 inventarisiert.
10. Haberlandt verwendete die damals üblichen Konskriptionsnummern. Das Haus Mörbisch Nr. 56/57 (ein Anbauhof für zwei Inwohner) trägt heute die Kennzeichnung Hauptstraße Nr. 17.
11. Franz Simon, Bäuerliche Bauten im Südburgenland. Ober-Schützen 1974, S. 93.
12. (wie Anm. 8), derzeit als Photo 44 inventarisiert.

Anschrift des Verfassers:

Ing. Wolfgang Komzak

A-7432 Aschau 49



Abb. 1a: Donnerskirchen. Ortsansicht um 1930 (nach A. Haberlandt, Österreichische Kunsttopographie, Abb. 80).



Abb. 1b: Gleiche Ansicht heute.



Abb. 2a: Großhöflein. Neugasse, um 1930 (nach A. Haberlandt, Österreichische Kunsttopographie, Abb. 10).



Abb. 2b: Gleiche Fassadenzeile heute.



Abb. 3a: Mörbisch. Haus Nr. 56/57, Hofansicht, um 1930 (nach A. Haberlandt, Österreichische Kunsttopographie, Abb. 98).



Abb. 3b: Gleiche Ansicht heute.

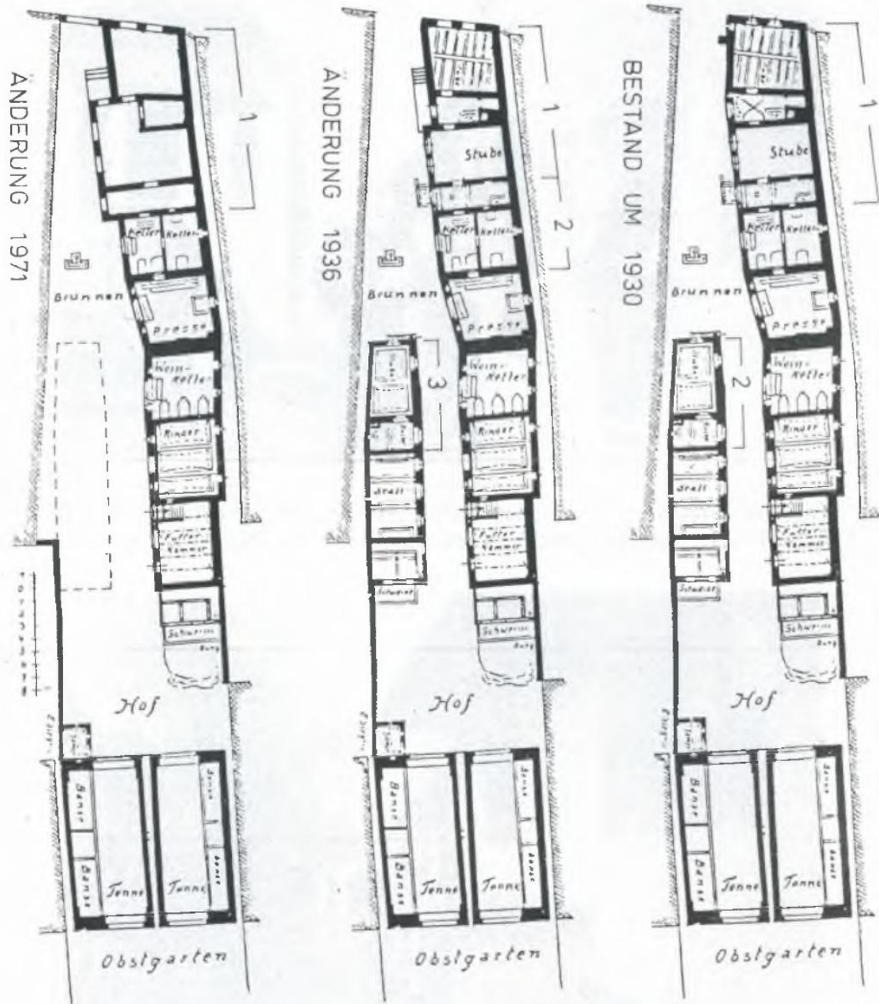


Abb. 4: Mörbisch. Haus Nr. 56/57. Bestandsänderung.



Abb. 5a: Oberschützen. Haus Nr. 57. Straßenansicht, um 1930 (nach A. Haberlandt, Österreichische Kunsttopographie, Abb. 144).



Abb. 5b: Gleiche Ansicht heute.



Abb. 7a: Oberschützen. Haus Nr. 81, Straßenansicht, um 1930 (nach A. Haberlandt, Österreichische Kunsttopographie, Abb. 145).



Abb. 7b: Gleiche Ansicht heute.

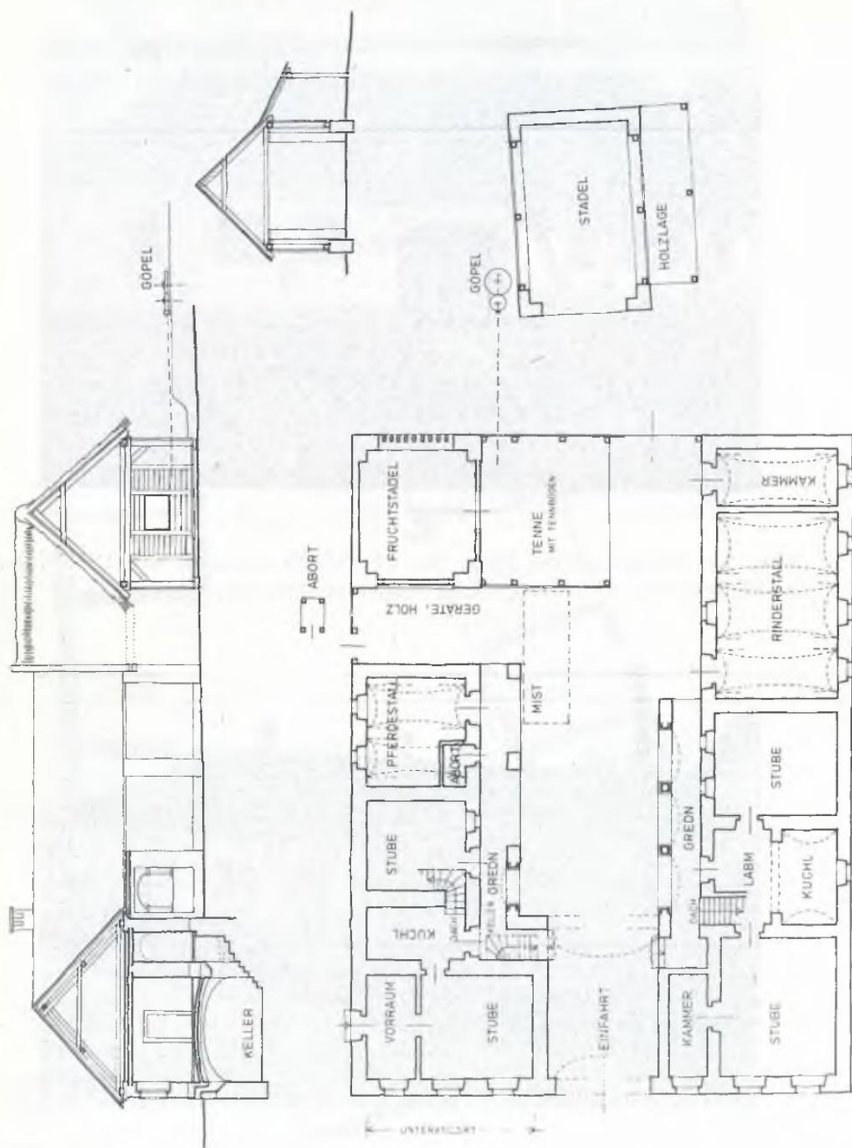


Abb. 8: Oberschützen, Haus Nr. 81. Rekonstruktion des Bestandes um 1930.

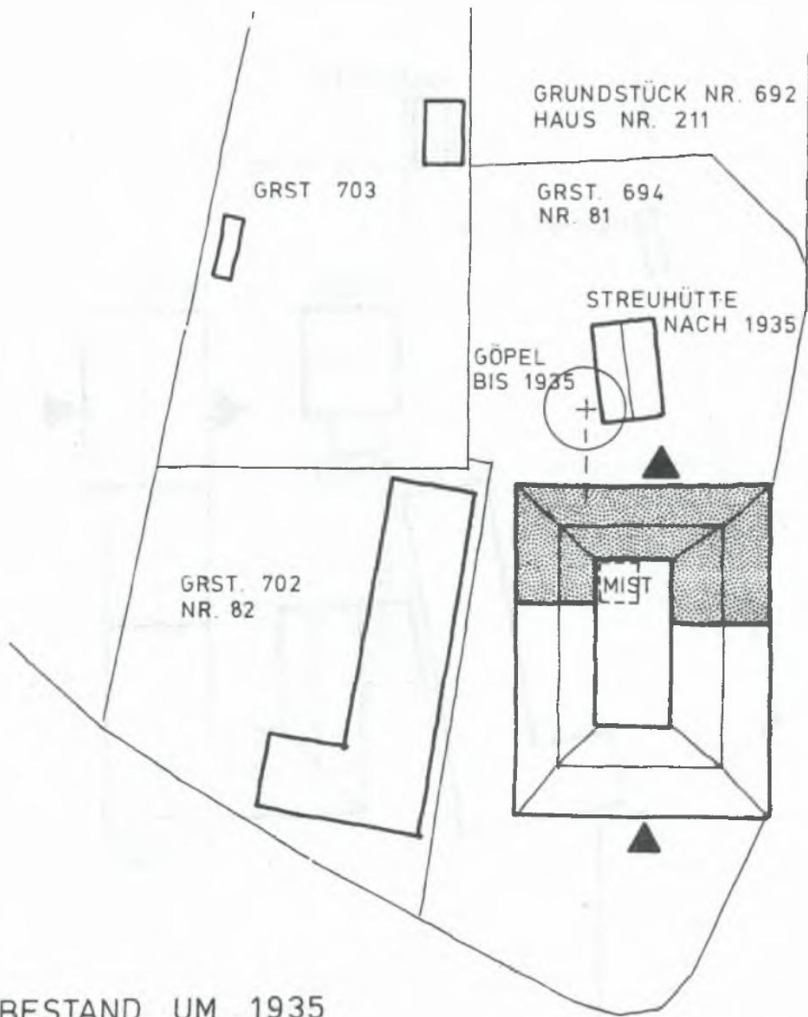
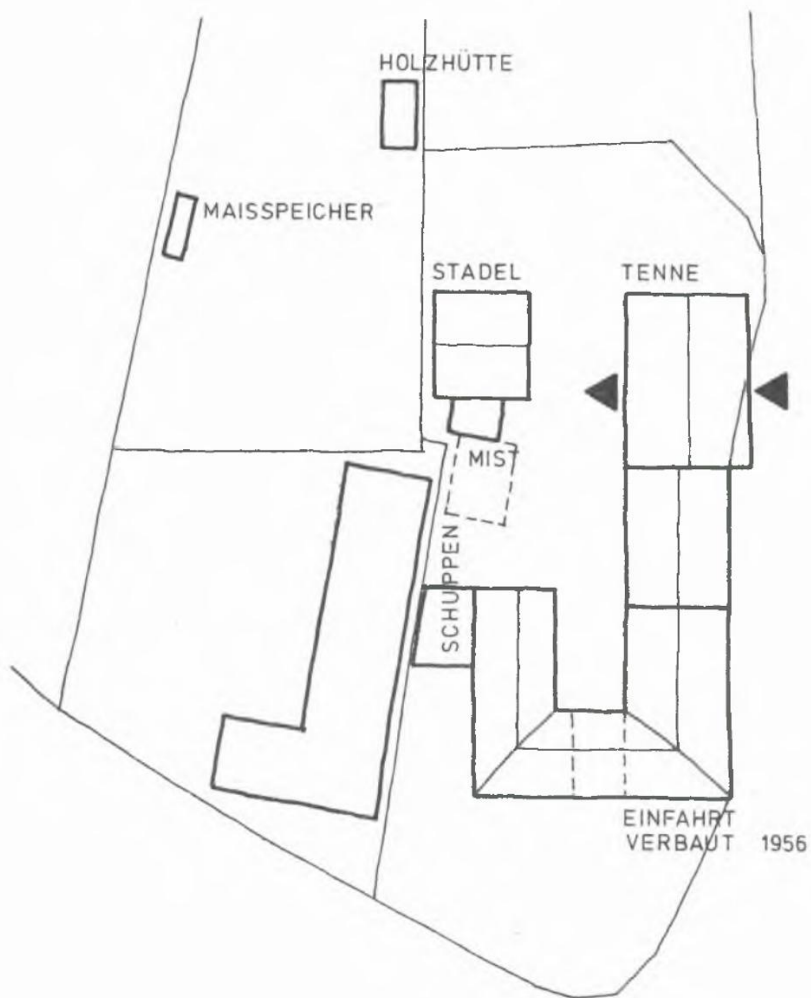
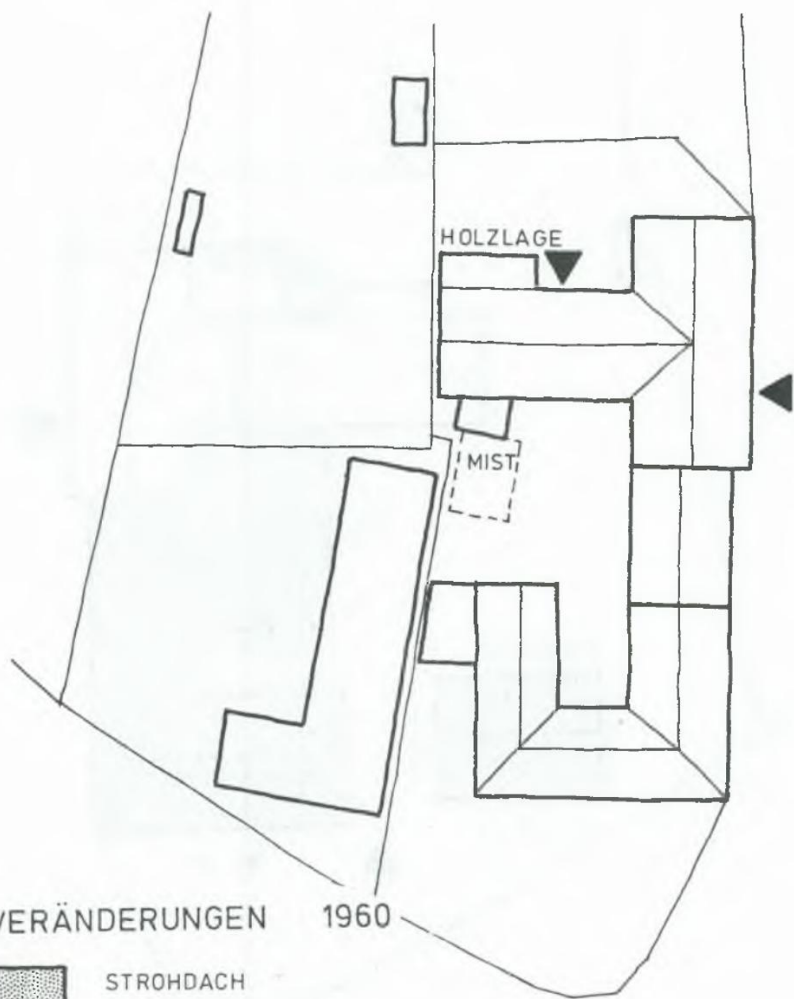


Abb. 9: Oberschützen, Haus Nr. 81.
Die Umbauphasen von 1953, 1960 und 1970 bis 1973.



VERÄNDERUNGEN 1953



VERÄNDERUNGEN 1960



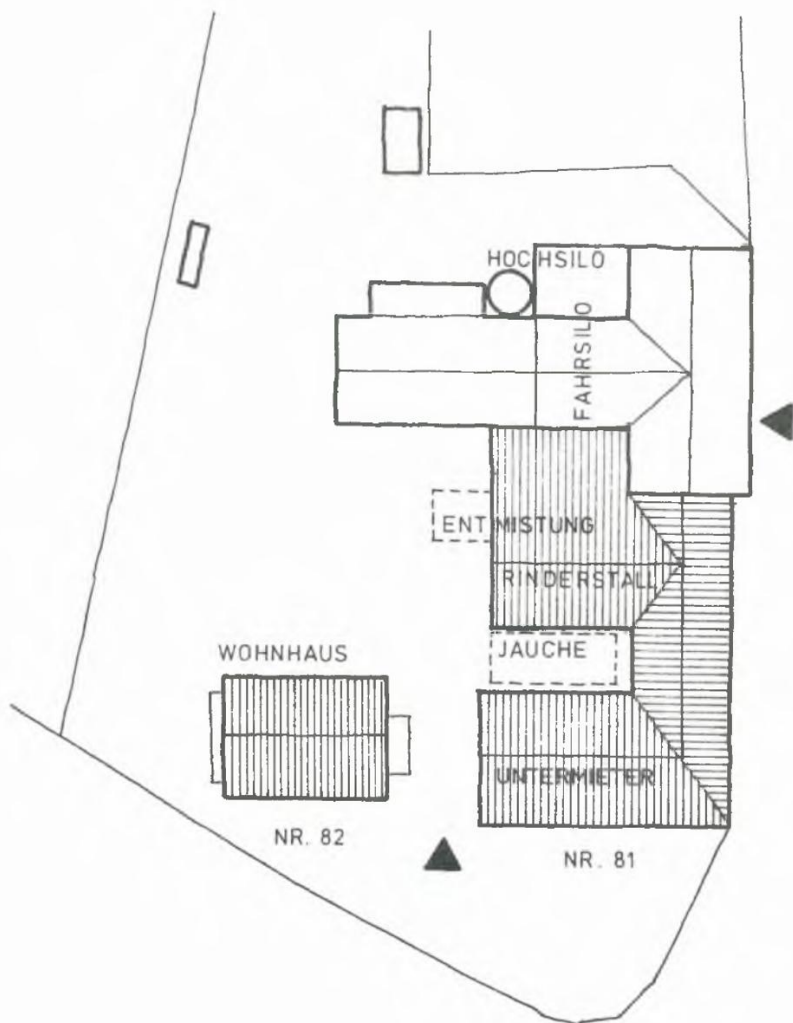
STROHDACH



WELLPLATTENDECKUNG



EINFAHRT, DURCHFAHRT



VERÄNDERUNGEN 1970 BIS 1973
BESTAND 1982

FAMILIENFORSCHUNG UND GEGENWARTSVOLKSKUNDE

Von Andreas C. Bimmer

Vorbemerkung

Familienforschung hat nach wie vor keinen dauerhaften Stammplatz in der Europäischen Ethnologie/Volkskunde erhalten, auch nicht durch ein gewandeltes Fachverständnis. Dennoch steht der auf diesem Gebiet Arbeitende nicht mehr so sehr unter Begründungszwang wie etwa vor nunmehr 15 Jahren, als Ingeborg Weber-Kellermann mit der Bemerkung, "das Thema Familie ist kein Favorit volkskundlicher Forschung" (1), ihre ersten Gedanken zu diesem Themenkreis einleitete. Die Zeit seitdem hat erwiesen, daß kaum ein anderes Gebiet, mit dem sich auch die Volkskunde befaßt, so sehr auf interdisziplinäre Zusammenarbeit angewiesen ist wie dieses. Es kam begünstigend hinzu, daß das allgemeine Wissenschaftsklima in den siebziger Jahren durch Kooperationsbestrebungen vielfältigster Art geprägt war, so daß Grenzen zwischen den Disziplinen zwar nicht fielen, aber als nicht so hinderlich angesehen wurden wie vorher und leider inzwischen auch wieder. Dieses konstruktive wissenschaftliche Miteinander führte zu fruchtbaren Diskussionen und Rezeptionen. Das sozialwissenschaftliche Verständnis von Familie war der Schlüssel der Zusammenarbeit. Dies trifft auf die historischen Disziplinen zu, die sich seitdem verstärkt mit dem Thema Familie, ihre Sozialgeschichte und ihre Lebensformen beschäftigten. Im Ge-

genzug entdeckten die - bis dahin rein gegenwartsorientierten - Soziologen und Pädagogen den historischen Zugang als Notwendigkeit, als Nachholbedarf zur Erklärung.

Betrachtet man jetzt von einem etwas abgehobenen Standort aus die Ergebnisse der bisherigen Arbeit, so entdeckt man ein starkes Schwer-, wenn nicht Übergewicht der sogenannten "historischen Familienforschung" als öffentlich sichtbares Resultat. Etliche Buchtitel, auch Zeitschriften und Sammelbände führen diese Bezeichnung im Titel (2). In Rezensionen und Forschungsberichten liest man von einem neuen Wissenschaftszweig, -gebiet o. ä. Unterschiedliche Herangehensweisen der verschiedenen Disziplinen bedingen zwar noch unterschiedliche theoretische Standpunkte, aber die Grundlegungen scheinen einhellig akzeptiert, inzwischen dominieren bereits die Spezialstudien. Und hier erhebt sich nun die Frage, wie steht es mit dem Einbezug der Gegenwartsfamilie in die vielfältigen Ansätze? Vereinzelt 'Ausflüge' in die Gegenwart können nicht darüber hinwegtäuschen, daß der zweite Schritt des historisch arbeitenden Sozialwissenschaftlers sein muß, durch die historische Herleitung auch ein Stück Gegenwart mit ihren Erscheinungsformen zu erklären. Dies mag auf den ersten Blick vermessen klingen, aber weder der Soziologe und noch viel weniger der Volkskundler können sich nur mit einem von beiden zufrieden geben, der Erklärung des Vergangenen oder der Erklärung der Gegenwart, vielmehr sind doch die erklärenden Verbindungslinien unsere Aufgabe. Ich möchte im Folgenden an einigen Beispielen verdeutlichen, welche Rolle die Gegenwart in der Familienforschung der Volkskunde gespielt hat.

Wilhelm Heinrich Riehl, der wohl nun am häufigsten zitierte, aus-

gewertete, Richtung gebende oder "verschmähte" Wissenschaftler unserer Disziplin, ist in seiner ideologisch gefärbten Auffassung von Volksforschung gern von jedem Volkskundler, gleich welcher wissenschaftlichen Couleur zum Ausgangspunkt der Analysen genommen worden. Seine Bedeutung als Mitbegründer - neben Le Play, neben Engels u. a. - einer sozialwissenschaftlich geleiteten Familienwissenschaft ist mehrfach gewürdigt und bewertet worden, sehr einleuchtend und weiterführend für unseren volkskundlichen Zusammenhang durch Ingeborg Weber-Kellermann (3). Wie steht es aber nun mit seinem Verhältnis zur Gegenwartsfamilie seiner Zeit? Bekanntlich hat Riehl im Rahmen seines Gesamtentwurfes einer "Naturgeschichte des Deutschen Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik" der Familie als sozialer Institution - wie wir heute sagen würden - eine herausragende Position zugewiesen. Er unterteilte in das Verhältnis von Mann und Weib / von Haus und Familie und war getragen von dem Bestreben, einen 'natürlich vor-gegebenen', naturgesetzlichen Zustand aus dem bisherigen geschichtlichen Ablauf herauszukristallisieren. Sicher nicht in einer romantischen Suche nach einer Urform oder gar einer "echt" germanischen Form, damit wurde Riehl erst in späteren Jahren pervertiert, sondern aus der Vorstellung heraus, nicht wider die Natur zu handeln, weil durch die Natur Bestimmtes sicher nicht falsch sein könne.

Die Gegenwart der Familie seiner Zeit hat Riehl - und dies ist bereits oft genug hergeleitet, nachgewiesen und kritisiert - eben an diesem Anspruch gemessen, für fehl- und irregeleitet befunden und für die künftige Entwicklung seine Zukunftsvorstellungen, die auch durch die Literatur hinlänglich bekannt sind, in sozialpolitische Forderungen formuliert. Prüfen des an der Realität Festgestellten mit eigenen theoretischen, auch mit eigenen ideolo-

gischen oder sozialpolitischen Prinzipien ist bis zu einem gewissen Grade sicher legitim. Riehls empirischer Blick auf seine Gegenwart ist aber dadurch so selektiv geworden, daß z. B. andere Forscher seiner Zeit eine ganz andere - sicher auch nicht immer objektive - Gegenwart feststellen konnten, so etwa Marx und Engels u. a.

Gegenwartsbeschreibung erfüllt bei Riehl eher die Funktion, die von ihm erstrebte "natürlichere" Zukunft in einer Art Schwarzweißsicht verständlicher zu beschreiben. Dies wird z. B. bei der Abhandlung über "Die Emanzipierung von den Frauen" (4) und ihre zu befürchtenden Folgen ganz deutlich. Gegenwartsforschung also nicht zum besseren Verständnis der Umwelt, erklärt aus der geschichtlichen Herleitung, sondern bewußt zur Veränderung, wenn auch im Sinne von Restauration.

Da ich für diesen Zusammenhang nur an einzelnen Punkten meine Thesen exemplifizieren kann, lasse ich bewußt etliche volkskundliche Autoren aus, etwa Horst Becker (5), dessen Intention eine ausschließlich ideologische war, aber auch Detailstudien oder die für das Thema "Familie" relevanten Fragen des Atlas der Deutschen Volkskunde. Statt dessen gehe ich gleich zu Ingeborg Weber-Kellermann über, die seit ihren ersten, das Thema noch anvisierenden Aufsätzen - etwa zu Riehl - der Volkskunde/Europäischen Ethnologie inzwischen zahlreiche, stets weiterführende Arbeiten (6) geliefert hat. Ohne Zweifel nimmt bei ihr die historische Herleitung der Entwicklung der Familie im deutschsprachigen Gebiet den breitesten Raum ein, mit deutlichem Schwergewicht auf dem 19. Jahrhundert als dem Schlüsseljahrhundert zum Verständnis unserer Zeit und vor allem der Familie unserer Zeit. Hier werden schon methodologische Unterschiede deutlich. Die Gegenwart in ihrer familienrelevanten Erscheinungen erfassen, verstehen und in

ihren wichtigen Ansätzen weiterentwickeln zu können, ist das Ziel von Ingeborg Weber-Kellermanns ethnologischer Familienforschung. Nicht der klagende Aufruf zur Überwindung der Gegenwart wie bei Riehl, sondern die stete Suche nach Indikatoren für die weitere Entwicklung - etwa am Beispiel alternativer Familienformen oder der sich wandelnden Rolle der Frau u. a. m. - sind der Motor ihrer Forschungen.

Gegenwartsanalyse ist natürlich nicht allein die Aufgabe unserer Disziplin, und hier entstehen erste Probleme der fachlichen Kompetenz und wissenschaftlichen Arbeitsteilung, die stets besonders leidenschaftlich diskutiert werden, wenn es sich um eine - vermeintlich notwendige - Abgrenzung zur Soziologie handelt.

Nicht erst seit den ersten ernsthaften institutionellen Annäherungen der Volkskunde an die Soziologie, etwa Spammers Teilnahme am Deutschen Soziologentag 1929 breiteten sich Berührungsängste mit dieser Disziplin aus. Vor einigen Jahren - als mindestens ein Nutzen der Soziologie für die Volkskunde anerkannt werden mußte, hat Bjarne Stocklund die "alte" Frage noch in das treffende Bild von Volkskunde zwischen Scylla und Charibdis (7) gerückt, um so Befürchtungen zu zerstreuen und gegenseitige Abhängigkeiten zu betonen. Besonders am Beispiel der Familienforschung wird m. E. deutlich, daß eine krampfhaft Abgrenzung zwischen den Disziplinen, die sich - natürlich mit unterschiedlichen Aspekten und Herangehensweisen - mit Familie befassen, unsinnig und wenig weiterführend ist.

Doch zurück zur ethnologischen Erfassung der Gegenwartsfamilie in den bisherigen volkskundlichen Forschungen. Ingeborg Weber-Kellermann hat in ihrem Taschenbuch "Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte" in einem Ausblick auch zur "Familie in der Gegenwart" (8) Stellung bezogen und hierbei beson-

ders auf die Ansatzpunkte und Gegenstände, die volkskundlich betrachtet werden müssen, hingewiesen. Als zu untersuchende Probleme werden genannt: Formen des Wohnens, der Familienfeste - z. B. auch Familienanzeigen in der Presse, - die sich verändernde Stellung von Frauen und Kindern in der Familie, die kulturelle Analyse von Erziehungsleitbildern oder der Einfluß schichtbedingten Familienverhaltens auf andere Schichten - etwa in der Stadt-Land-Sicht.

Nicht die Frage des "das gibt es 'noch', das muß gerettet werden" oder die Veränderung im Sinne Riehlscher Restauration ist Frau Weber-Kellermanns Forschungsintention für die Gegenwart, sondern wie die heutige Familie in ihren kulturellen Zeichen und Mustern aus der historischen Entwicklung herzuleiten, zu verstehen, zu interpretieren und zu werten ist.

Auf der Basis dieser kritisch wie vorurteilslos zu bezeichnenden Auffassung und Betrachtung von Gegenwartsvolkskunde wurden die beiden großen Feldforschungen unseres Institutes im Banat 1970/71 und in Siebenbürgen 1973 möglich, immerhin unter recht prekären, fast zerbrechlichen äußeren Umständen. In der Banat-Studie "Interethnik und sozialer Wandel im rumänischen Banat" (9) war einer der Schwerpunkte dem Thema Familie gewidmet, die Dorf-Untersuchung "Familie und Wohnen in Stolzenburg. Eine Untersuchung bei Sachsen und Rumänen in einem siebenbürgischen Dorf" (10) war von der Gesamtanlage noch stärker auf die Erforschung von Familienverhalten im Generationswandel und national differenziert angelegt.

Das Beispiel der beiden, allerdings primär unter dem Aspekt der interethnischen Beziehungen stehenden Untersuchungen gibt mir die Gelegenheit, den Anteil der Familienforschung allgemein im Rahmen von Gemeindestudien kurz zu erläutern. Ohne Zweifel müßte die Familie hierbei einen wichtigen zu untersuchenden Teil-

aspekt bilden neben anderen sozialen Gruppierungen wie Nachbarschaft, Vereine, Altersgruppen, pressure-groups und andere gemeindepolitische Zusammenschlüsse. Auf den ersten Blick erfüllt sich bei vielen Gemeindeforschungen diese Erwartung - jedoch nur zu einem Teil -, stehen/standen doch immer andere Forschungsprobleme im Vordergrund, abgesehen von theoretischen Erörterungen, z. B. Integrations-, Identitäts- oder Fragen des sozialen und kulturellen Wandels. Familie und ihre kulturellen Realisierungen fungieren also als Indikator für 'übergeordnete' Interpretationen.

Trotz dieser Einschränkungen und um so eher in deskriptiven Arbeiten findet sich in nahezu jeder Gemeindeuntersuchung lohnendes Material zur Familiensituation in dem jeweiligen Dorf, der Gemeinde etc. Die Ergiebigkeit für weitere, im Sinne einer Sekundäranalyse angelegte Auswertungen ist allerdings nicht immer sehr groß - nicht zuletzt auch in Ermangelung der ursprünglichen Erhebungsdaten der jeweiligen Untersuchungen (11).

Ich möchte im folgenden noch etwas näher auf unsere Siebenbürger Studie eingehen, die inzwischen von meiner Kollegin Anemie Schenk ausgewertet wurde und kurz vor der Veröffentlichung steht. Dies soll vor allem deswegen erfolgen, weil m. E. Gemeindeforschungen neben den später zu behandelnden Arbeiten zum Brauch einen ganz relevanten Einstieg in die Familienforschung der Gegenwart ermöglichen, quasi den sozialen Rahmen für das familiale Umfeld abgeben.

Unser Untersuchungsort war eine kleine Gemeinde (12) im Einzugsbereich von Sibiu/Hermannstadt mit annähernd gleichen Teilen rumänischer und siebenbürgisch-sächsischer Bevölkerung. In einem Team rumänischer Ethnologen aus Hermannstadt und Bukarest einerseits und Ethnologen aus Marburg andererseits untersuchten wir mit einem gleich angelegten Fragebogen je 100 rumänische und 100

sächsische Familien zur Problematik Wohnen, Arbeiten - so weit es im Dorf geschah - und Familie (Selbstverständnis, Lebensweisen, Familienzusammensetzung und -geschichte) und zwar für einen Zeitraum von drei Generationen, d. h. der jeweils von den Befragten noch erlebt worden war. Bezogen auf den Aspekt der Gegenwartsvolkskunde haben sich uns hier nun sehr interessante Wandlungsprozesse aufgetan, vor allem, weil sich für die Befragten selbst eben auch ganz entscheidende soziale Veränderungen - eben nach 1945 - ergeben haben. Neben den rein politischen - auf die ich nicht näher eingehen will - waren es vor allem wirtschaftliche Veränderungen, - natürlich bedingt durch die politische Situation, aber auch durch Technik und Strukturveränderungen.

Der Übergang von einem durch bäuerlichen Besitz geprägten zu einem, durch staatlichen Landbau und Pendlerwesen gekennzeichneten Ort hat auch seine Spuren im Familienleben, Wohnen und in der Familienstruktur hinterlassen. In kurzen Worten läßt sich dies so charakterisieren: Bis 1956 - und im subjektiven Bewußtsein auch noch wesentlich länger - war die Familienautorität in der ersten Generation der bäuerlichen Dreigenerationen-Familie angesiedelt. Mit dem Wechsel zu staatlicher Altersversorgung und veränderten Besitz- und auch Übergabeverhältnissen sowie dem Pendeln in die nahegelegene Stadt hat sich dies geändert. Und in der Folge davon änderten sich auch die bis dahin gültigen Formen des Zusammenlebens und Wohnens. Wo es ging, zogen die Generationen "räumlich" auseinander; eine rege, nachbarschaftlich getragene Bautätigkeit, allerdings immer auf dem familieneigenen Grund und Boden, zog das sich bisher in einem Gemeinschaftsraum abspielende Wohnen und Wirtschaften auch qualitativ auseinander.

Auf diesem Hintergrund haben wir versucht, "ein Bild vom Zusammenleben der Generationen und den ökonomischen Aspekten der

Stolzenburger familialen Organisation bei Sachsen und Rumänen zu entwerfen. Die Stellung von alt und jung, Rollenverteilung und Autoritätsstrukturen, Heiratsverhalten und Heiratskreise, Altenversorgung und Erbregelung wie Einstellungen zur überlieferten Familienordnung und Konfliktmöglichkeiten in der Familie waren wesentliche Gesichtspunkte" (13), die in die Untersuchung eingingen. Mit dieser Auflistung werden m. E. die Aspekte einer Gegenwartsanalyse sehr deutlich, und ich möchte nicht weiter auf Einzelheiten dieser Studie eingehen.

Es wurde aber m. E. deutlich, daß Familienforschung sehr wohl ihren Platz innerhalb von Gemeindestudien haben kann, wemngleich Fragen der Integration der Einwohner, der Gesellung in Vereinen und Nachbarschaften, Bräuche des Feierns u. a. m. sicher im Vordergrund bisheriger Gemeindeforschungen standen.

Es mag auf den ersten Blick zwar widersprüchlich erscheinen, Gemeinde als öffentlichen und Familie als privaten, geschlossenen Raum als thematisch zusammengehörig zu betrachten; das Verhältnis von außen- und innengeleiteten Familienaktivitäten macht es aber m. E. nachvollziehbar. Auch Familien können als gemeindliche Gesellungsformen betrachtet und volkskundlich untersucht werden.

Eine wesentlich bedeutendere Rolle als in Gemeindestudien spielt die Familie aber im Kontext von Brauchforschungen. Dies gilt allemal für die traditionellen Auffassungen und Definitionen von Brauch, die sich mit Anlässen des Lebenslaufs, des Kalender- und Kirchenjahres beschäftigen. Ganz unstrittig zählt die Befassung mit Bräuchen zu Geburt und Hochzeit, zu Weihnachten und zum Namenstag in den weiteren Bereich der Familienforschung. Neben diesen allen mehr oder minder bekannten Bräuchen des Lebenszyklusses, des Kalender- und Kirchenjahres, aber auch den

Bräuchen der Arbeitswelt, die alle miteinander traditionell bestimmt sind, - sei es vom Anlaß, sei es von der Form her - gilt dies aber auch für solche Familienbräuche, die nicht ohne weiteres in einen traditionellen Brauchkanon einzuordnen sind. Ich meine hier sozio-kulturelle Verhaltensweisen, deren Gültigkeit oft nur auf den Bereich der jeweiligen Trägergruppe, d. h. hier der Einzelfamilie beschränkt ist, die aber trotzdem alle Merkmale von Brauchhandlungen, wie regelmäßige Wiederkehr, Gemeinsamkeit der Ausübung etc. aufweisen. Die Anlässe sind nicht ohne weiteres erkenntlich oder ableitbar, die Individualität verwirrend, und dennoch lassen sich zwischen traditionellen und gegenwärtig modernen Familienbräuchen Strukturen und Verbindungen aufzeigen. Ganz besondere Aufmerksamkeit gilt hier der Funktion von Bräuchen im familialen Kommunikations- und Interaktionssystem. Im binnenfamiliaren Bereich realisieren sich diese auf der - wie ich es nenne - kommunikativ-kulturellen Ebene: Hier vollzieht sich die Gestaltung sowohl des familialen Alltags- als auch des Feiertagslebens. Dazu zählen Tagesabläufe, Arbeitsteilung, Familienbräuche, Feste im Lebenszyklus, Familienrituale, die Integration individueller Gewohnheiten, Formen der Zuwendung - wie Schenken, sexuelle Beziehungen - sowie die gemeinsame binnenfamiliäre Bewältigung der Außenwelt. Die spezifische, emotionale Beziehung der Familienmitglieder zueinander sichert auf längere Zeit die Konstanz und Kontinuität der Gruppe, so daß familien-eigene Traditionen, wie eine bestimmte Form und ein bestimmter Ablauf des Weihnachtsfestes, entstehen, gepflegt und erhalten werden können. Familieneigene Traditionen und Familienrituale sind ganz wesentliche Bestandteile der Sozialkultur der Familie.

Familieneigene Traditionen - etwa das erwähnte 'Weihnachtsfest' - orientieren sich häufiger an den durch Kalenderjahr und

Lebenszyklus vorgegebenen Daten und Festen, die in jeder, oder wenigstens in vielen Familien der gleichen sozio-kulturellen Umwelt begangen werden. Geburtstag, Hochzeit und Hochzeitstag, Weihnachten, Jubiläen, um nur einige anzuführen.

Familienrituale hingegen sind spezieller auf die Bedingungen und Erfahrungen der einzelnen Familien zugeschnitten. Mit Ritual ist hier eine bestimmte soziale Regelmäßigkeit gemeint, die ihren Geltungsbereich nur in der Familie hat und nicht - was vielleicht geläufiger ist - Ritual im kirchlich-theologischen Sinne oder in einer mythologischen Bedeutung.

Mit diesen Unterscheidungen und Definitionen habe ich bereits auf einige thematische Ansatzpunkte für die volkskundliche Untersuchung der Gegenwartsfamilie hingewiesen (14). Bevor ich im folgenden einige Beispiele neuerer Arbeiten aufführe, möchte ich mit wenigen Bemerkungen den Stand der Brauchforschung in der deutschen Europäischen Ethnologie/Volkskunde charakterisieren. Zunächst einmal fällt auf, daß Brauch im Vergleich zur Familien- aber auch zur Gemeindeforschung in unserem Fach wesentlich seltener in einen interdisziplinären Zusammenhang gestellt wird - und dies, obwohl "Brauch" m. E. unsere sozialste Kategorie ist. Dennoch gab es auch hier in den letzten Jahren Strömungen, die über die Grenzen des Faches hinausreichten - so in der Festforschung - die etwa um 1978 in Soziologie, Erziehungs- und Geschichtswissenschaften einen Kulminationspunkt und damit ungewohnte Beachtung gefunden hatten. Im Zusammenhang mit Familienbräuchen ließen sich allerdings in den Untersuchungen zu den Festen kaum Anhaltspunkte finden, zumal das Forschungsinteresse eindeutig auf den 'sogenannten' öffentlichen Festen lag, also Bereiche wie Integration durch Stadtteilfeste, politischer Folklorismus etc. behandelte. Für die theoretische Entwicklung sind aber auch einige Begriffe schär-

fer entwickelt und definiert worden, die auch auf die Brauchforschung insgesamt Anwendung finden können. Ich denke hier vor allem an den erweiterten Folklorismusbegriff, an Verbindungen zur Interaktionstheorie, an die Instrumentalisierung und Säkularisierung des Ritualbegriffes.

Ich darf in diesem Zusammenhang auf meinen Vortrag beim Deutschen Volkskundekongreß 1974 in Weingarten verweisen (15), wo ich aus amerikanischer Literatur Beispiele für alltägliche Familienrituale vorstellte und ähnliche Ansätze für die weitere Brauchforschung vorschlug. Wichtiger sind aber wieder einmal skandinavische Entwicklungen. Vor wenigen Tagen erschien der Band des letzten nordischen Volkskundekongresses von 1981 in den *Studia Fennica* unter dem Titel: *Trends in Nordic Tradition Research* (16). In diesem Bericht findet sich auch ein programmatischer Aufsatz von Ulla Brück, die mit Åke Daun in Stockholm zusammenarbeitet, zum Thema *Swedish Studies of Custom: a Theoretical Perspektive* (17). Anhand der Darstellung verschiedener Brauchkonzepte ihrer schwedischen Kollegen demonstriert Frau Brück eindrucksvoll, daß für die Kategorie Brauch völlig veränderte Ansatzpunkte und Verständnisse gefunden werden müssen. Für die schwedische Ethnologie reicht die Tradierungskomponente längst nicht mehr aus. Hatte noch Anders Gustavsson aus Lund mit seinem Forschungsbericht "Ritualized Behavior" (18) in der Analyse des ritualisierten Verhaltens einen Schlüssel für gegenwärtige soziale Regelmäßigkeiten gesehen, so stellt Frau Brück in einer pointierten Forschungsgeschichte - in der die bedeutendsten Theoretiker wie Carl v. Sydow, Albert Eskeröd, Robert Wikman und andere nicht fehlen - heraus, wie umstritten eine umfassende Begriffsbestimmung von Brauch für die Erfassung der Gegenwart ist. Wie umstritten, aber wie ich auch meine, wie spannend und anregend. Eine intensive Auseinandersetzung damit erforderte einen

neuen Vortrag und kann hier und heute nicht mehr geleistet werden.

Wenn ich auf dem Hintergrund dieses Kongreßberichtes nun unsere deutsche Brauchforschung betrachte, so sind schon deutliche Unterschiede festzustellen, trotz der eingangs genannten Bewegung auf diesem Gebiet. Sieht man einmal ab von den - auch hier schon erwähnten - Festforschungen und betrachtet die Arbeiten zum Brauch, so fällt es schwer, eine treffende, griffige Zustandsbeschreibung dieses Teilgebietes zu geben. Auch aus der Mitarbeit an der Internationalen volkskundlichen Bibliographie erfahre ich ähnliche Eindrücke. Natürlich gibt es weiterhin lokal gebundene Einzelstudien, meist historisch angelegt, meist aus Dokumentationsabsicht bewußt nicht vergleichend oder in größere theoretische Zusammenhänge gestellt. Sicherlich trägt auch die häufigere Verwendung eines Folklorismuskonzeptes in der Brauchforschung zur Einbeziehung der Gegenwart und ihrer Erscheinungsformen bei. Und dennoch ergibt sich kein einheitliches Bild, aber eben auch kein aufregend diffuses; läßt sich kaum eine methodische Strömung festmachen, weiß man nicht, wohin die Reise geht, ob die Brauchforschung überhaupt so stark in Bewegung ist, daß eine Reise daraus wird.

Auf diesem, sicherlich etwas zu pessimistisch gesehenen Hintergrund könnte jetzt jedes angeführte Beispiel einer Brauchforschung verblassen, dies ist aber nicht meine Intention. Zwei kürzlich erschienene Arbeiten möchte ich im folgenden kurz erwähnen, weil sie sowohl gegenwartsorientiert angelegt sind als auch unterschiedlichen thematischen Konzeptionen unterliegen, was für den Aspekt Familie wichtig ist. Die eine ist Bernhard Oeschgers Freiburger Dissertation zum Jahresbrauchtum (19). Ihm ging es um eine empirisch abgesicherte Dokumentation gegenwärtig ausgeübter öffentlicher Bräuche im Kalenderjahr sowie um einige

Ortsfeste. So gesehen eher eine Arbeit, die zur Gemeindeforschung tendiert und mit deren Konzepten der Integration und kulturellen Identität in Bezug gebracht werden könnte. Die andere Arbeit, eine Marburger Dissertation, behandelt den Kindergeburtstag (20), also eine Brauchstudie, die klar in die Familien- und Kinderforschung reicht und auch hier ihre Bezugspunkte nimmt. Schon bei den Vorarbeiten wurde deutlich, daß es über den Geburtstag - und dessen Feier - unerwartet wenig Literatur gibt und dies, obwohl der Geburtstag eigentlich neben den großen Kalenderfesten wie Weihnachten/Ostern etc. der häufigste Familienbrauch ist, wenn auch nicht der prächtigste, etwa verglichen mit einer Hochzeit. Die Autorin, Regine Falkenberg, hat nach einer historischen Herleitung, nach einer Analyse der Materialien des Atlas der Deutschen Volkskunde, dessen Initiatoren den Geburtstag einer Frage wert fanden, das Schwergewicht ihrer Arbeit auf Befragungen gelegt, weitgehend beschränkt auf den Marburger Raum. So entstand ein schichtenspezifisch differenziertes Bild der noch lebenden Generationen und vor allem eine erste Bestandsaufnahme heutiger Geburtstagsfeiern und -formen, die von den uns allen bekannten Familienfeiern der einzelnen Altersstufen bis zum pauschal-bezahlten Kindergeburtstag in einem Mc-Donaldsladen reichen.

Neben dem Vorantreiben des Wissens für die Familienforschung tut sich aber gerade bei Frau Falkenbergs Arbeit die Kinderforschung als wachsendes Forschungsinteresse auf. Hierzu haben natürlich schon einige andere Autoren gearbeitet, etwa im skandinavischen Raum und nicht zuletzt die diese Arbeit anregende und betreuende Frau Weber-Kellermann. Und dennoch sind gerade bei der Kinderforschung derzeit ganz neue theoretische Prämissen festzustellen. In Ansätzen bei unseren Marburger Arbeiten etwa mit der Feststellung, daß das Kind als eigen-

ständige Persönlichkeit zu werten sei und nicht nur von Erwachsenen geleitet, was natürlich auch von der Altersstufe her abhängig ist. Unerwartete Nahrung fanden diese Vorstellungen unlängst in den Ausführungen des schwedischen Ethnologen Åke Daun, der in seinem Aufsatz "Ethnological Research on children" (21) in der *Ethnologia Scandinavica* 1982 dafür plädiert, zwei Forschungsansätze sorgfältig auseinanderzuhalten: The child as object - the child as subject. Er meint damit einmal, daß Kinder als Bevölkerungsgruppe im Vergleich mit anderen Bevölkerungsgruppen gesehen, gemessen, kategorisiert usw. werden, also Kinder als Objekt der Forschung. Und als zweiten Ansatz gilt es herauszufinden, was die soziale Umwelt mit all ihren Erscheinungen, Werten, Normen usw. für die Kinder und ihre Vorstellungs- und Erlebenswelt bedeuten kann, also ein Hineinforschen in das Denken der Kinder, Kinder somit als ernstgenommene Hauptpersonen, als Subjekt im Verständnis von Åke Daun.

Die Untersuchung von Familienbräuchen findet derzeit in osteuropäischen Ländern wesentlich mehr Beachtung als bei uns. Diesen Eindruck muß man jedenfalls gewinnen, wenn man die letzten Ausgaben der bibliographischen Zeitschrift "Demos" durchsieht, - allerdings meist im Zusammenhang mit Hochzeit - Taufe - Begräbnis und ähnlichen traditionellen Anlässen.

Die Tagung "Familienbräuche im Sozialismus", 1981 im Institut für sorbische Volksforschung Bautzen/DDR abgehalten, 1982 in der Zeitschrift *Lětopis* (22) abgedruckt, stand ausdrücklich im Zeichen ethnographischer Gegenwartsforschung - als Beitrag zur sozialistischen Lebensweise, wie Martin Kasper, Bautzen, in seiner Einleitung (23) formulierte. Die theoretischen Prämissen dieser Tagung möchte ich für den heutigen Berichtszusammenhang vernachlässigen, zumal das sorgfältiger untersucht und interpretiert

werden muß. Stattdessen will ich kurz darlegen, welche Themen und Problemkreise behandelt wurden. An der Tagung beteiligten sich 16 Ethnographen aus 7 sozialistischen Staaten, die sich zum überwiegenden Teil mit dem Wandel des Familienbrauchtums befassen, entweder im Verhältnis zu den bisherigen Traditionen und den neuen sozialen Bedingungen oder, auf Stadt-Land-Beziehungen. Andere Beiträge, etwa der von Ute Mohrmann über (gegenwärtige) Hochzeiten in Berlin (24) oder von dem Ungarn Sárkány über den Funktionswechsel der Hochzeit in dörflichen Gemeinden (25), suchen bewußt Gegenwartsbeschreibungen neuer, veränderter Familienbräuche aufgrund gewandelter gesellschaftlicher Verhältnisse. Die Ergebnisse sind in jeder Hinsicht noch sehr unterschiedlich, und die Ansicht von Martin Kasper in seinem Vorwort, daß die "gleichgearteten Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung in (den betreffenden) Ländern den Vergleich der Forschungsergebnisse ermöglichen" (26), vermag mich nicht zu überzeugen. Das ändert aber nichts an der Wichtigkeit dieser Publikation für die weitere ethnologische Erforschung der Gegenwartsfamilie.

Der erwähnte Tagungsband der *L'ĕtopis* und der von Ingeborg Weber-Kellermann und mir 1982 herausgegebene Sonderband der Hessischen Blätter für Volks- und Kulturforschung "Sozialkultur der Familie" (27) sind die einzigen mir bekannten Periodica der Volkskunde, die sich intensiv mit Familienforschung und deren Gegenwartsbezüge befassen, sieht man von einzelnen, gelegentlichen Aufsätzen, etwa jüngst in der *Ethnologia Europaea*, ab. Ich habe mit meinen Ausführungen versucht, einen Bericht über die Standorte verschiedener Arbeiten zur Gegenwartsfamilienforschung zu geben. Für ein volkskundliches Herangehen ist der Bezug zu den Kategorien Brauch und Gemeinde hilfreich und weiterführend. Etwas vereinfachend gesprochen: zur Gemeinde stets dann,

wenn die Außenbeziehungen der Familie betroffen sind, zum Brauch, wenn der binnenfamiliäre Bereich, der Familienstil, die familiäre Lebensweise betroffen sind. Das erscheint mir auch sehr folgerichtig und notwendig, erst recht, wenn ein erweiterter Brauchbegriff im Sinne des "ritualized behavior" oder der skizzierten skandinavischen Entwicklung zu Hilfe genommen werden kann.

Anmerkungen

1. Ingeborg Weber-Kellermann, Familienforschung zwischen Riehl und Bachofen. In: Volkskunde im 19. Jahrhundert. Ansätze - Ausprägungen - Nachwirkungen. Arbeitstagung der Vertreter des Faches Volkskunde an deutschen Universitäten. Kiel 1968, S. 30-34; hier S. 30.

2. Vgl. z. B. Michael Mitterauer, Historische Familienforschung. Frankfurt/M. 1982; oder die amerikanische Zeitschrift "Journal of Family History".

3. Ingeborg Weber-Kellermann, Familienforschung im 19. Jahrhundert zwischen Volkskunde und Gesellschaftslehre. In: Kontakte und Grenzen. Probleme der Volks-, Kultur- und Sozialforschung. Göttingen 1969, S. 329-336.

4. Vgl. Wilhelm Heinrich Riehl, Die Familie. Stuttgart 1861, 1. Buch, 3. Kapitel, S. 64 ff.

5. Horst Becker, Die Familie. Leipzig 1935.

6. Ingeborg Weber-Kellermann, Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte. Frankfurt/M. 1974¹, 1981⁶; Dies., Die Kindheit. Frankfurt/M. 1979; Dies., Frauenleben im 19. Jahrhundert. München 1983; Ingeborg Weber-Kellermann und Andreas C. Bimmer, Familienforschung aus der Sicht der Europäischen Ethnologie und Kulturgeschichte. In: Universitas 1983.

7. Bjarne Stocklund, Europäische Ethnologie zwischen

Skylla und Charibdis. In: *Ethnologia Scandinavica* 1972, S. 3-14.

8. Ingeborg Weber-Kellermann (wie Anm. 6).

9. Annemie Schenk und Ingeborg Weber-Kellermann, Interethnik und sozialer Wandel in einem mehrsprachigen Dorf des rumänischen Banats. Marburg 1973.

10. Annemie Schenk, Familie und Wohnen in Stolzenburg. Eine Untersuchung bei Sachsen und Rumänen in einem siebenbürgischen Dorf. (=Studia Transsylvanica, Bd. 10) Köln, Wien 1984, 317 Seiten (Diss. Marburg 1981).

11. Vgl. Günter Wiegelmann, Gemeindestudien in Deutschland. Trends - Probleme - Aufgaben. In: *Gemeinde im Wandel. Volkskundliche Gemeindestudien in Europa*. Münster 1979, S. 67-86; hier S. 75.

12. Slimnic (Stolzenburg).

13. Annemie Schenk (wie Anm. 10).

14. Vgl. auch meine abschließenden Bemerkungen in meinem Aufsatz: Familienforschung in der Europäischen Ethnologie. In: *Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung* 13, 1982, S. 3-16; hier S. 12 ff.

15. Andreas C. Bimmer, Die "Sitte" als Regulator familialer Kommunikation. In: *Direkte Kommunikation und Massenkommunikation. Referate und Diskussionsprotokolle des 20. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Weingarten*. Tübingen 1976, S. 167-172.

16. Lauri Honko und Pekka Laaksonen (Hrsg.), *Trends in Nordic Tradition research*. Helsinki 1983 (=Studia fennica 27).

17. (wie Anm. 16), S. 83-93 mit Kommentaren von Carsten Bregenhøj, Anders Gustavsson, Asbjørn Klepp und Bo Lönnqvist.

18. Anders Gustavsson, Ritualized behavior. Some research trends in Scandinavian Ethnology and Folklore in the 1970s. In: *Ethnologia Europaea* XII, 1981, S. 187-217.

19. Bernhard Oeschger, Zwischen Santiklaus und Martins-

ritt. Strukturen jahreszeitlicher Brauchphänomene in Endingen am Kaiserstuhl. Frankfurt/M.-Bern 1981 (=artes populares 5).

20. Regine Falkenberg, Kindergeburtstag. Eine Brauchstudie über Kinder und ihr Fest. Diss. Marburg 1982. Dies., Kindergeburtstag. Ein Brauch wird ausgestellt. Mit Beiträgen von Andreas C. Bimmer, Britta Gaedeke-Eller, Theodor Kohlmann u. Ingeborg Weber-Kellermann. (=Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin, Bd. 11) Berlin 1984, 192 Seiten.

21. Åke Daun, Ethnological Research on children. In: Ethnologia Scandinavica 1982, S. 42-52.

22. Familienbräuche im Sozialismus. Bautzen 1982 (Lětopis, Reihe C - Volkskunde, Nr. 25).

23. Wie Anm. 22, S. 4.

24. Ute Mohrmann, Hochzeiten in Berlin - studentische Forschungen zur Lebensweise in der Hauptstadt. In: Familienbräuche im Sozialismus (wie Anm. 22), S. 87-93.

25. Mihály Sárkány, Der Funktionswechsel der Hochzeit in dörflichen Gemeinden Ungarns. In: Familienbräuche im Sozialismus (wie Anm. 22), S. 87-93.

26. Familienbräuche im Sozialismus (wie Anm. 22), S. 6.

27. Andreas C. Bimmer und Ingeborg Weber-Kellermann, Sozialkultur der Familie. Gießen 1982 (=Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 13); Zu nennen ist in diesem Zusammenhang auch die Sonderausgabe "Die Frau in der Bauernkultur Pannoniens" Zagreb 1982 (Etnoloska tribina).

Anschrift des Verfassers:

Akad. Rat Dr. Andreas C. Bimmer

Institut für Europäische Ethnologie und Kulturforschung der
Philipps-Universität Marburg

Bahnhofstraße 3
D-3550 Marburg

ASPEKTE DER RECHTLICHEN VOLKSKUNDE DER GEGENWART

Von Herbert Schempf

I.

Das Thema hätte auch lauten können "Rechtliche Elemente in der gegenwärtigen Volkskultur" oder vielleicht auch "Verrechtlichung der Volkskultur". Aber der Begriff der Rechtlichen Volkskunde wurde nun einmal in die wissenschaftliche Diskussion eingeführt, und deshalb soll er auch im folgenden verwendet werden.

Innerhalb des Themenkreises "Gegenwartsvolkskunde" sollte auch ein Beitrag zur Rechtlichen Volkskunde nicht fehlen. Denn das Recht geht alle an, zumal uns Heutige in einer verrechtlichten Welt. Allerdings scheint man hiermit als Volkskundler Neuland zu betreten. Denn wenn man unter dem Stichwort Recht, Rechtsvolkskunde, Rechtssymbol oder anderen einschlägigen Begriffen in den zur Verfügung stehenden Hilfsmitteln zur Gegenwartsvolkskunde nachsieht, in Leopold Schmidts bibliographischer Einführung zur Gegenwartsvolkskunde (1) oder in der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie (2), welche der Rechtlichen Volkskunde einen eigenen Abschnitt widmet, so findet man nur spärliche Hinweise auf die Gegenwart, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß sich niemand, wenigstens kein Volkskundler, mit rechtlichen Erscheinungen in der gegenwärtigen Volkskultur zu beschäftigen scheint, was Schmidt im

übrigen auch für andere bei ihm nicht verzeichnete Gebiete der Gegenwartsvolkskunde einräumt.

Immerhin, die Bibliographie Schmidts ist 1976 erschienen. Im gleichen Jahr wurde auch "Das Recht der kleinen Leute" vorgelegt, eine Sammlung von Beiträgen aus dem Umfeld der Rechtlichen Volkskunde zu Ehren von Karl Sigismund Kramer (3), der selbst 2 Jahre zuvor einen "Grundriß einer Rechtlichen Volkskunde" (4) veröffentlicht hatte. Der Titel Kramers weckt Assoziationen an den Versuch Künßbergs (5) aus dem Jahre 1936, von der Volkskunde gelegentlich als Sammelsurium abgetan, den Themenkreis der Rechtlichen Volkskunde zu umschreiben. Gegenüber dieser ersten Stoffsammlung, die noch die Rechtsarchäologie (6) mit einschließt, entwirft Kramer jedoch ein Modell soziokultureller Ordnungsgefüge, wie sei seiner Auffassung nach der Wirklichkeit der ersten Jahrhunderte der Neuzeit entsprochen haben dürften, aber auch bis in die Gegenwart hineinreichen und in denen dem Recht eine bestimmende Größe zugewiesen wird. An Kramers Überlegungen knüpfen die Verfasser des Rechts der kleinen Leute an, wobei sie aber das im Vorwort angesprochene Verhältnis zwischen Recht und sozialer Wirklichkeit für die Gegenwart kaum diskutieren, sondern ihre Zuflucht vorwiegend zu historischem Material nehmen. Eine Darstellung von Erscheinungen der gegenwärtigen Volkskultur wird nur gelegentlich versucht, so etwa bei Hermann Bausinger in seinem Beitrag "Sprachschranken vor Gericht" (7) oder bei Albert Ilien und Utz Jeggle in ihrer Skizze "Zum Recht der kleinen Leute auf wissenschaftliches Verstandenwerden" (8).

Es ist kein Zufall, daß sich in diesem Band gerade die Vertreter der Tübinger Schule zu Wort gemeldet haben. Denn ihr Projekt Hausen oder Kiebingen, wie es später hieß, schließt auch durchaus Themen mit ein, die der Rechtlichen Volkskunde der Gegenwart zuzuordnen sind, etwa Erbgewohnheiten, Grenzsteinverrückung oder die sozi-

ale Geltung des Einzelnen (9), wengleich das gegenwärtig feststellbare Rechtsverhalten von ihnen zu einseitig allein auf vergangene ökonomische Bedingungen zurückgeführt wird (10). Dem Spannungsverhältnis zwischen Recht und sozialer Wirklichkeit widmen sich eher die moderne Rechtssoziologie und die Kriminologie, die damit gerade jene Aufgabe zu erfüllen scheinen, die man der Rechtlichen Volkskunde für die Gegenwart zuschreiben möchte. Doch die Rechtssoziologie, und gleiches gilt für die Kriminologie, ist keine historische Wissenschaft und vermag geschichtlich bedingte Erscheinungen nicht oder nur teilweise zu erklären.

Die Frage drängt sich auf, warum bislang Rechtliche Volkskunde nahezu ausschließlich unter historischen Aspekten betrieben wurde. Für denjenigen, der sich ihrer Fragestellung von der Rechtsgeschichte her nähert, wie etwa ihr Namensgeber Künßberg, ist dies nicht weiter verwunderlich. Ist doch die Rechtliche Volkskunde von ihnen vor allem als Hilfsdisziplin zur Erforschung des älteren deutschen Rechts verstanden worden. Denn man glaubte, aus gewissen Erscheinungen, deren sich die Volkskunde wissenschaftlich annimmt, auf bestimmte Rechtsnormen in der Vergangenheit schließen zu können. Beispielhaft sei hierzu aus einer der sicherlich populärsten Schriften zur Rechtlichen Volkskunde zitiert, dem 1920 erstmals erschienenen "Rechtsbrauch und Kinderspiel" von Eberhard von Künßberg (11), einer Untersuchung zur Deutschen Rechtsgeschichte und Volkskunde, wie er sie bezeichnete, 1952 in einer überarbeiteten Fassung durch K.S. Bader neu aufgelegt. Künßberg glaubte im Kinderspiel, und ähnliches gilt für alle anderen von ihm beobachteten Bereiche, in kindlicher Verkleidung erhalten gebliebene Rechtsaltertümer (S. 47), Trümmer einer älteren Rechtsauffassung (S. 52) zu erblicken, die sich letztlich, wenn auch mit Schwierigkeiten, zu einem System des älteren deutschen Rechts zusammenfügen lassen: "Die anschaulichen

Formen des älteren Rechts, seine sinnfrohe Symbolik, die dem beobachtenden Kind oft wie ein anmutiges Spiel vorgekommen sein mag, forderten ja gerade zum Nachspielen auf, wenn auch schon das Mitspielen nicht immer möglich war. Die uns in kindlicher Verkleidung erhaltenen Rechtsaltertümer stammen aus verschiedenen Zeiten, die einzelnen Stücke und Bruchstücke passen nur selten und zufällig zusammen. Frühes und Spätes steht oft unvermittelt nebeneinander" (S. 47). Gerade deshalb beurteilt er eine Erscheinung wie das Kinderspiel nach ausschließlich juristischen Kriterien wie öffentliches Recht, Privatrecht, Straf- und Prozeßrecht, wengleich er einräumt, daß diese Kategorien nicht ausreichen, um dem Phänomen als Ganzem gerecht zu werden. Zu kurz kommt daher wohl das eigentlich Volkskundliche am untersuchten Gegenstand, sieht man davon ab, daß der Geist Hans Naumanns und dessen Vorstellungen vom gesunkenen Kulturgut beschworen werden, wenn Künßberg fortfährt: "Sitten und Gebräuche sinken herab und werden entwertet; tausendfach zeigt uns dies die Sprache, deren abgegriffene Münzen schließlich den ursprünglichen Wert kaum mehr erahnen lassen; wir beobachten die gleiche Erscheinung in der Tracht, im Kunstgeschmack, bei allerlei Gebrauchsgegenständen" (S. 45) und, so wäre hier zu ergänzen, eben auch im Kinderspiel.

K.S. Bader hat diese Vorstellungen aufgegriffen, wenn er vom gesunkenen Rechtsgut (12) spricht, ohne allerdings die doch recht grobe Unterscheidung Naumanns zwischen "gesunkenem Kulturgut" einerseits und dem "primitiven Gemeinschaftsgut" andererseits zu übernehmen. Der Prozeß des Absinkens von Rechtsgut wird von ihm wesentlich komplizierter und dynamischer begriffen, indem er die oftmals damit verbundenen Struktur-, Schicht- und Milieuwechsel betont. Aber auch für ihn bleibt die Rechtliche Volkskunde in erster Linie ein Teil der Rechtswissenschaft und speziell der Rechtsge-

schichte: "Man muß die wichtigsten Fragestellungen der Volkskunde kennen, ohne dabei jede Modeströmung mitzumachen, aber man muß die juristische Denkwelt bewahren" (13). Diese Ausrichtung auf die Geschichte hat natürlich den Blick auf die Gegenwart beeinträchtigt.

Wenn die volkskundliche Wissenschaft sich mit rechtlichen Erscheinungen der Volkskultur beschäftigt, so hat sie die geradezu dogmatische Ausrichtung auf die Vergangenheit nicht. Nur ist ihr Umgang mit dem Recht aus Gründen, die noch darzulegen sein werden, oftmals eigenwillig und in höchstem Maße subjektivistisch. Kennzeichnend hierfür mag sein, daß etwa in einem Beitrag wie "Vorüberlegung zur Funktion des Rechts" (14) nicht ein einziger juristischer Autor zitiert wird, so als ob von Seiten der Jurisprudenz noch niemals über dieses Thema nachgedacht worden wäre. Und, um ein weiteres Beispiel anzuführen, noch im Jahr 1969 war es möglich, eine Geschichte der Deutschen Volkskunde (15) vorzulegen, worin ein Hinweis auf Künßberg und die Rechtliche Volkskunde nicht zu finden ist, wohl aber auf Marx, Engels und die moderne Soziologie von Max Weber bis René König. So muß man feststellen, daß rund 50 Jahre nach dem programmatischen Aufsatz Künßbergs über "Rechtsgeschichte und Volkskunde" 1925 (16) die von ihm definierte Rechtliche Volkskunde von seiten der Volkskunde immer noch kaum beachtet wird.

Wenn die Volkskunde überhaupt von Rechtlicher Volkskunde oder Rechtsvolkskunde spricht, dann geht es ihr naturgemäß um etwas anderes als dem Rechtshistoriker. Sie sucht nicht nach Überresten älterer Rechtsnormen, sondern nach Zeugnissen des Weiterlebens volksrechtlicher Anschauungen in bestimmten Äußerungen des Volkslebens, etwa im Bereich der Sprache oder des Brauchtums, versucht insbesondere die Frage zu beantworten, wie sich Anschauungen von

dem, was recht ist und was nicht, bilden, fragt also letztlich nach der Rechtsüberzeugung im Volk. Und hier beginnt die Volkskunde nun wieder für den Rechtswissenschaftler Bedeutung zu erlangen. Denn der Konflikt zwischen der gesetzten Rechtsordnung und dem vermeintlich subjektiven Recht des Einzelnen, der Interessenausgleich zwischen beiden, stellt sich ihm jeden Tag aufs neue. Künßberg hat auch diese Wechselbeziehung durchaus gesehen (17) : "Damit soll nicht gesagt werden, daß die übrige Jurisprudenz die Volkskunde ignorieren dürfte. Im Gegenteil, der praktische Jurist hat allen Anlaß, den Äußerungen der Volksseele nicht verständnislos gegenüberzustehen, die vielbeklagte Kluft zwischen Volk und Recht, oder genauer, zwischen lebendem Volksrecht und Juristenrecht, wird eher und öfter überbrückt werden können, wenn der Jurist sich um die Volkskunde kümmert, Denken und Fühlen des Volkes, seine Rechtsanschauungen verstehen lernt".

Weniger emphatisch hat Kramer dies am Ende seines Versuches so ausgedrückt (18): "So muß eine Rechtspolitik, die zum Wohle des Einzelnen, unter Vermeidung von Privilegien für bestimmte Kreise und Sachkomplexe eine wachsende Gerechtigkeit zum Ziele hat, mit mancherlei Hindernissen rechnen, die in der Vergangenheit errichtet noch heute nachwirken. Sie muß aber auch die Rechtsstrukturen der Vergangenheit kritisch würdigen und positiv zu Bewertendes mit einbeziehen, wenn sie diese Hindernisse überschreiten will".

II.

"Wo Menschen sich zu einer Gruppe zusammenschließen oder wo sie zu einer Gruppe zusammen geworfen werden, ergibt sich die Notwendigkeit einer Ordnung". Aus dieser Feststellung Kramers (19) ergibt sich für unser Thema zweierlei. Zunächst darf man feststel-

len, daß es solche Gruppen eben auch in der Gegenwart gibt. Der Einzelne ist eingebettet in die Familie, die Gemeinde, die Kirche, den Betrieb, in welchem er arbeitet, den Verein, in welchem er sich in seiner Freizeit betätigt. In diese Gruppen wächst man hinein, bleibt ihnen ein Leben lang verbunden oder vermag sie nach Belieben zu wechseln oder ganz aufzugeben, wie den Betrieb oder den Verein. Früher waren solche Gruppen vielleicht zahlreicher als heute. Man denke nur an die Zünfte oder die neuerdings wieder mehr beachteten religiösen Bruderschaften (20). Aber solche Gruppen spielen auch in der Gegenwart noch eine bedeutsame Rolle im Leben des Einzelnen. Der Hinweis auf die zumal in ländlichen Gebieten, aber auch in der Stadt bedeutsame Nachbarschaft (21) mag hier genügen.

Die volkskundliche Forschung hat sich immer gerade solcher kleinerer Gemeinschaften angenommen. Für die Gegenwart sei etwa verwiesen auf die Arbeiten von Werner Galler über die niederösterreichischen Burschenschaften (22), von Richard Wolfram und anderen über die Jungmännerbünde der Schweiz (23), von Helene Grün über die Arbeiterschaft der VÖEST (24) oder ganz allgemein auf diejenigen Publikationen, die gerade in jüngster Zeit Vereine zum Gegenstand volkskundlicher Forschung gemacht haben (25). Alle diese Arbeiten leisten daher immer auch einen mehr oder weniger bewußten Beitrag zur Rechtlichen Volkskunde und zur Rechtlichen Volkskunde der Gegenwart.

Die Ordnung innerhalb dieser Gruppe wird - und dies ist die andere Feststellung - hergestellt durch das Recht. Allerdings scheinen sich hier kaum überbrückbare Gegensätze zwischen der Volkskunde einerseits und der Rechtswissenschaft andererseits zu ergeben. Denn Recht ist für den Juristen das Normgefüge, aus dem sich die Rechtsordnung zusammensetzt. Normen sind für ihn, ohne

daß dies abschließend diskutiert werden kann, von oben her erlassene und sanktionierte Rechtssätze. Er wird also beispielsweise vom Vereinsrecht sprechen und den Inbegriff aller Normen meinen, die das Vereinsleben rechtlich bestimmen.

Demgegenüber versteht der Volkskundler unter Normen etwas gänzlich anderes, nämlich Handlungsmuster, Verhaltensforderungen für wiederkehrende Situationen. Gemeinsamkeiten scheinen nur darin zu bestehen, daß Normverstöße im Sprachgebrauch beider Wissenschaften vielfach Sanktionen nach sich ziehen, wenn auch nicht notgedrungen nach sich ziehen müssen. Für die Volkskunde treten damit Rügebräuche (26) in den Mittelpunkt des Interesses. Denn die Rüge ist die Sanktion für abweichendes, nicht normgerechtes Verhalten. Hierzu nun wurde in der Vergangeheit reiches historisches Material gesammelt, vom Haberfeldtrieben (27) bis hin zur Eselshochzeit von Hütten in der Eifel 1959 (28), in Salzburg (29), in Franken (30) und anderswo. Soweit Rügebräuche auch heute noch feststellbar sind, knüpfen diese oftmals an solche älteren Erscheinungen an.

Aber es finden sich auch Neubildungen. Nicht alle Narrengerichte haben eine so lange historische Tradition wie das "grogünstige Narrengericht" im ehemals vorderösterreichischen Stockach, um 1800 von dem k. u. k. Oberamtsrat Johann Raiser eingehend beschrieben (31) und wohl weiter zurückreichend. Mit der Karnevalswelle haben ähnliche Erscheinungen auch anderswo Eingang gefunden, wo das Faschingsbrauchtum an sich andere Wege gegangen ist. Hier beschränkt sich die Rüge noch darauf, die Normabweichung einer größeren Öffentlichkeit, etwa durch mündlichen Vortrag oder schriftlich in der Faschingszeitung zur Kenntnis zu bringen.

Es erscheint bemerkenswert, daß sich die volkskundliche Forschung der Gegenwart, die sich gerne auch als Arbeitervolkskun-

de (32) versteht, mit einem Phänomen wie der Betriebsjustiz, bislang wenigstens, nicht auseinandergesetzt hat, obwohl doch die Parallele zum Rügebrauchtum sich geradezu aufdrängt. Auch hier werden Verstöße gegen die Betriebsgemeinschaft, Beleidigungen, Diebstähle, leichte Körperverletzungen und nicht kriminelle Ordnungsverstöße durch eben diese Gemeinschaft selbst und mit zum Teil schwerwiegenden Folgen für den Betroffenen geahndet, ohne daß eine staatliche Kontrolle stattfindet. Helene Grün, die eingehend das Brauchtum der VÖEST-Arbeiter untersucht hat (33), konnte hierzu aber entweder nichts feststellen oder hat dieser Frage keine Aufmerksamkeit gewidmet, weil sie sich nicht für kompetent hielt.

Umso zahlreicher sind die empirischen und juristischen Untersuchungen, welche die ausländische Forschung (34) dem Phänomen angedeihen läßt. Empirische Darstellungen liegen vor für Belgien, Holland, die USA, Schweden, aber auch für die sozialistischen Länder, wo allerdings die vergleichbaren Gesellschaftsgerichte den verlängerten Arm des Staates darstellen und gesetzlich verankert sind und nicht, was das Typische der Betriebsjustiz ausmacht, als Rechtsprechung eines relativ autonomen Bereichs unter Umgehung der staatlichen Gerichtsbarkeit. Die Diskussion um deren Existenz und ihre dogmatische Einordnung, vor allem aber um eine staatliche Kontrolle dieser Erscheinungen, hat in der Bundesrepublik dazu geführt, daß eine Reihe prominenter Wissenschaftler den Entwurf eines Gesetzes zur Regelung der Betriebsjustiz (35) vorgelegt hat, der bislang allerdings auch nur Entwurf geblieben ist und derzeit wohl auch aus politischen Gründen keine Aussicht hat, Gesetz zu werden. Die Bedeutung dieser von der Rechtsprechung ausdrücklich tolerierten Betriebsjustiz für den Einzelnen wird deutlich an den Maßnahmen, die sie verhängt. Der Sanktionskatalog reicht von einer

mündlichen oder schriftlichen Verwarnung über einen Verweis mit Kündigungsandrohung bis hin zum zeitweiligen oder gar dauernden Ausschluß von den betrieblichen Sozialleistungen, zu Geldbußen, Versetzung, Kündigung oder gar fristloser Entlassung.

Ich habe diese Erscheinungen aus dem gegenwärtigen Arbeitsleben deshalb herausgegriffen und etwas ausführlicher darzustellen versucht, weil sich hieraus m.E. etwa Doppeltes feststellen läßt:

1. Offenbar scheint auch in der Gegenwart die selbständige Rechtsausübung des Volkes durch Sanktionen gegen abweichendes Verhalten ein Faktum zu sein. Es erscheint verständlich, daß aus Gründen rechtsstaatlicher Kontrolle der Ruf nach dem Gesetzgeber laut wird, um wenigstens Auswüchse zu verhindern und das Ganze in rechtsstaatliche Bahnen zu lenken. Denn ein schlichtes gesetzgeberisches Verbot scheint von der Rechtswirklichkeit nicht beachtet zu werden. Um hier überhaupt relevant tätig werden zu können, muß der Gesetzgeber das Phänomen akzeptieren und in rechtsstaatliche Bahnen zu lenken versuchen. Diesen Weg ist der Gesetzgeber, wie ich an anderer Stelle zu zeigen versucht habe (36), oftmals schon in der Vergangenheit gegangen, indem er rechtlich-volkskundliche Erscheinungen in die Kodifikation mit aufnahm oder doch wenigstens in einer Ausführungsbestimmung tolerierte. Als Beispiel mag der Dreißigste (37) genügen, ein Institut des alten deutschen Rechts, das bis in unsere Tage Geltung behielt (§ 1969 BGB) und, wie Kurt Ranke (38) gezeigt hat, auf sehr alte Traditionen und Vorstellungen zurückreicht.

Damit scheint die These (39) widerlegt, daß die von der Volkskunde so geschätzten kleineren Gemeinschaften in unserer heutigen Rechtswelt eine zu geringe Ausstrahlungskraft besitzen, um den Gesetzgeber maßgeblich beeinflussen zu können. Es scheint sehr

wohl denkbar, daß sich der Gesetzgeber, wenn er ein Einschreiten für notwendig und sinnvoll erachtet, weiteren solchen gesellschaftlichen Gruppierungen zuwendet, etwa der eingangschon erwähnten Nachbarschaft, wenn es um die Bekämpfung der heute im Zeichen leerer Finanzkassen wieder stark diskutierten Schwarzarbeit geht. Als Schwarzarbeit wird ja bekanntlich nicht angesehen, was sich im Rahmen der Nachbarschaftshilfe bewegt. Wie aber diese letztlich zu definieren ist, blieb bislang der Rechtssprechung vorbehalten. Den Gesetzgebern vom Mittelalter bis heute ist es nicht gelungen, die Schwarzarbeit auszurotten. Ja sie erhält in unserer Gegenwart durch die Arbeitszeitverkürzung sogar neue Dimensionen (40).

2. Das Zweite, was mir für unser Thema bemerkenswert erscheint, ist der Umstand, daß diese selbständige Rechtsausübung des Volkes sich in justizförmigen Bahnen bewegt, ohne daß insoweit bestimmte Formen vorgeschrieben wären. Vereine beispielsweise sind autonom, können ihre Angelegenheiten selbst regeln, ohne daß die staatliche Gesetzgebung eingreift. Der Betriebsablauf wird durch selbst gegebene Betriebsvereinbarungen geregelt, der Gesetzgeber beschränkt sich darauf, Minimalanforderungen zu stellen. Überhaupt nicht gesetzlich geregelt ist die Nachbarschaft, sieht man von gewissen Relikten des einstigen markgenossenschaftlichen Flurzwanges hier einmal ab. Und doch gibt es im Bereich der Betriebsjustiz, wenn auch wohl seltener als bislang angenommen, spezielle Ordnungsausschüsse, welche die Funktion eines Gerichts übernehmen, im Bereich der Vereine sind es Schlichtungsausschüsse, welche die Konflikte zwischen Vorstand und Vereinsmitgliedern lösen sollen. Die Nachbarschaft, wozu als Beispiel auf Erscheinungen im deutschen Hunsrück (41) zurückgegriffen werden soll, kennt einen selbst gewählten Amt-

mann, Schöffen, Schultheiß, Procurator und Gerichtsschreiber mit entsprechenden Funktionen. Diese aus der alten Gerichtsverfassung übernommenen Namen zeigen, wie man sich bei der Ausgestaltung der autonomen Gerichtsbarkeit an Vorbildern der gesetzten Rechtsordnung orientiert.

K.S. Bader hat für diesen Vorgang der Adaptierung rechtlicher Erscheinungen in Anlehnung an die Terminologie Naumanns den Begriff vom gesunkenen Rechtsgut geprägt und ihn als ein volkskundlich wie volkpsychologisch gleichermaßen bedeutsames Phänomen erkannt, neben anderen (42). Man mag einwenden, daß es doch sachlogisch sei, eine Gemeinschaft auch mit einem Rügeorgan auszustatten. Sachlogisch ist aber doch wohl nur der Umstand, daß es ein solches Organ gibt, nicht aber auch, daß es justizförmig arbeitet.

III.

In diesem kurzen Beitrag sollen und können nur Aspekte der Rechtlichen Volkskunde der Gegenwart geboten werden, kein geschlossenes System einer oder gar der Rechtlichen Volkskunde. Für die Gegenwart hatten wir die Rechtliche Volkskunde angesiedelt im Spannungsverhältnis zwischen Rechtsordnung und sozialer Wirklichkeit und hier besonders im Verhältnis des Einzelnen zu den ihn umgebenden sozialen Gruppen. Indes ist dies nicht die einzig mögliche und denkbare Betrachtungsweise. Recht ist eben auch eine Kulturerscheinung, und die Rechtliche Volkskunde hätte demnach aufzuzeigen, wie das Recht sich in die volkstümliche Kultur einfügt (43). Dies wird notwendigerweise mancherorts stärker sein, andernorts weniger oder überhaupt nicht. Rechtliche Volkskunde im so verstandenen Sinne erschöpft sich daher nicht, wie gelegentlich

von der Volkskunde angenommen, in der Darstellung und Erklärung kurioser Rechtsbräuche. Die Rechtskultur eines Volkes findet vielmehr Eingang in all seine oder doch viele seiner Äußerungen, in die Sprache ebenso wie in Märchen, Sage und Legende, in das Brauchtum bis hin zum eingangs erwähnten Kinderspiel. Das Recht ist eine bestimmende Größe der Volkskultur gleich anderen. Auch die Gegenwart kennt daher Rechtssagen (44), gebraucht Redewendungen rechtlichen Inhalts (45), auch wenn der ursprüngliche Sinn uns nicht mehr sofort geläufig ist.

Damit aber erweist sich, daß die Rechtliche Volkskunde auch der Gegenwart nicht gleichzusetzen ist mit dem Recht der kleinen Leute. Der hierin propagierte Begriff der "Kleinen Leute", so modern er klingt, ist nicht nur unscharf (wer zählt noch dazu, wer nicht mehr?), und verengt notwendigerweise das Blickfeld ausschließlich auf die sozialen Unterschichten. Schon den Verfassern der Festschrift wurde ihr selbstgewähltes Korsett zu eng. Immerhin konnte Hans Moser (46) zeigen, wie das Rügebrauchtum um den Strohkranz bis in die höchsten gesellschaftlichen Schichten Eingang fand. In vornehmen Häusern des Braunschweiger Landes wurden die Strohkranzreden, womit die nicht mehr jungfräuliche Braut gerügt wurde, teils mit galanten Zweideutigkeiten, teils mit derbem Humor versehen gehalten. Im Jahre 1759 wurde eine solche Rede sogar anlässlich der Vermählung des Markgrafen Friedrich von Bayreuth mit der Prinzessin Karoline von Braunschweig öffentlich vorgetragen.

Neben einem Absinken scheint es also auch ein Aufsteigen zu geben. Das zitierte Beispiel aus Braunschweig mag vielleicht ein Einzelfall sein. Viel wichtiger aber ist - und diese Einwände gelten auch dem seitens der modernen Privatrechtsgeschichte aufgestellten Begriff vom schichtspezifischen Privatrecht (47)-,

daß das Recht für alle gilt. Dies umso mehr in einer Zeit, welche der Gleichheit aller vor Gesetz und Recht verpflichtet ist. Die Rechtliche Volkskunde ist, so meine ich, ein wesentliches und durchaus ernst zu nehmendes Gebiet der Volkskunde. Daß es bislang eher von Juristen, speziell von Rechtshistorikern bearbeitet wurde, hat wissenschaftsgeschichtliche Gründe und Ursachen. Indes scheint sich auch hier ein Wandel anzubahnen. Denn in dem Maße, wie die Rechtsgeschichte aus den Lehrplänen der Universitäten zu verschwinden beginnt, geht auch das Interesse an ihr und ihrer Nachbardisziplin, der Rechtlichen Volkskunde, zurück. Das Reservoir der möglichen Wissenschaftler von morgen wird kleiner. Die oftmals an die Stelle der Rechtsgeschichte gerückten empirischen Sozialwissenschaften können die eingetretene Lücke nicht ausfüllen. Umso mehr scheint sich die Volkskunde ihrer etwas ungeliebten Tochter anzunehmen.

Es war Leopold Schmidt (48), der 1962 über den Forschungsstand der Rechtlichen Volkskunde hier im Burgenland gehandelt und dabei festgestellt hat, daß viele Erscheinungen, die von volkskundlicher Seite einfach als Brauch registriert wurden, bedeutend genauer agnostiziert werden können, wenn man dem rechtlichen Element mehr Beachtung schenkt. Leopold Schmidt hat immer wieder auf dieses rechtliche Element in der Volkskultur auch der Gegenwart hingewiesen, etwa in seiner Abhandlung über den "Stock im Eisen - der Kern der Sagen um den mythischen Stadtmittelpunkt von Wien" (49), jenen nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aufgestellten, mit eingeschlagenen Nägeln übersäten Baumstumpf, Rechtspfahl und Prangersäule, oder in seinem Beitrag zu "Jaggschutzen und Fuchsprellen" (50), ein Thema, welches erst kürzlich ein Rechtshistoriker aufgegriffen und auf Vorbilder im klassischen Altertum zurückgeführt hat (51). Hierher gehören

aber auch das schöne Buch über "Zunftzeichen" (52) und das Kapitel Volksrecht in seiner "Volkskunde von Niederösterreich" (53). Diese wenigen Beispiele verdeutlichen aber auch, daß die Volkskunde ohne die Rechtliche Volkskunde nicht auskommen kann, wenn sie nicht unvollkommen bleiben will. Ein letztes Beispiel hierzu. Erst jüngst hat ein Volkskundler gezeigt, daß viele Redensarten eben dann nur richtig verstanden werden können, wenn man den rechtshistorischen Hintergrund und speziell die rechtsvolkskundliche Forschung hierzu zur Kenntnis nimmt (54). Wer denkt schon daran, wenn er einem anderen "einen Korb gibt" (55)?

Auch in dem Maße, in welchem sich die Volkskunde den sachlichen Zeugnissen der Volkskultur zuwendet, also Sachvolkskunde betreibt, wird sie plötzlich mit der Rechtlichen Volkskunde konfrontiert. Hag und Zaun (56) sind eben nicht nur Zeugnisse einer Kulturlandschaft, sondern ebenso der Rechtskultur. Plötzlich taucht auch wieder ein heute noch in Verwendung befindliches Zählholz, ein "Buttntragasteckn" (57) in das Bewußtsein, welches sich sehr schön in die Reihe der Kerbhölzer, Kaveln und Rowische, wie sie hierzulande heißen, einreihen läßt und zu den Zeugnissen der Weinbergkultur rechnet, wo Hüterstern, Hüterhackln, Hüterstock und Hütergoasseln (58) gleichfalls bis in die jüngste Gegenwart hineinreichen, alles Erscheinungen, die auch mit dem Recht und seiner volkstümlichen Ausprägung zu tun haben. In der Gegenwart, in der nüchternen technischen Welt von heute, sind solche Erscheinungen natürlich seltener geworden. Dafür sind neue Formen der Diskriminierung zutage getreten, wie etwa eine neue Form der Prangerstrafe, wenn der Ehemann durch Zeitungsannonce bekannt gibt, daß er für die Schulden seiner Ehefrau nicht länger aufzukommen gedenkt oder wenn eine Gemeinde die Namen der-

jenigen durch Anschlag öffentlich bekannt macht, die bei der unerlaubten Ablagerung ihres Hausmülls ertappt wurden.

Es konnten hier weitgehend nur Andeutungen gemacht werden, wo Erscheinungen, die für die Rechtliche Volkskunde der Gegenwart von Bedeutung sind, zu suchen sind. Auch hier werden Erscheinungen und Tendenzen den Tageszeitungen oder den ähnlich arbeitenden Medien Rundfunk und Fernsehen zu entnehmen sein. Da ich in Österreich zu Gast sein durfte, mag hierzu zum Abschluß die auch von Leopold Schmidt in seinen "Problemen der Gegenwartsvolkskunde" (59) zitierte Notiz in der "Wiener Zeitung" vom 8.2.1968 "Erde aus Sievering nach Indien" nochmals in Erinnerung gerufen werden. Die Pressenotiz lautete damals: "Ein Sack österreichischer Erde wird in den nächsten Tagen die Reise nach Indien antreten. Das Ziel ist Pondicherry (Südindien), wo die erste Unesco-Stadt, eine Kulturmetropole für 122 Unesco-staaten (darunter auch Österreich), erbaut wird. Mit dem Säckchen Erde aus einem Garten in Wien-Sievering dokumentiert Österreich die Verbundenheit mit dem Projekt der Gründung einer internationalen Kulturmetropole, in der Menschen verschiedener Länder harmonisch zusammenleben und dort kulturellen, erzieherischen und wissenschaftlichen Tätigkeiten nachgehen sollen. Erd-säckchen aus einem Großteil der Unesco-Staaten werden bei der Grundsteinlegung der einzelnen Pavillons eingemauert und sollen das erste Symbol für übernationale Verbundenheit sein. In der "Stadt der Kultur", die den Namen Auroville haben wird, sollen die Kulturen der gesamten Welt nicht nur intellektuell repräsentiert werden, sondern auch in der Verschiedenheit der Architekturstilarten, der Malerei, der Bildhauerkunst, der Musik und in den verschiedenen Lebensweisen zum Ausdruck kommen".

Während sich wohl einer rechtlichen Betrachtung entzieht, warum

das Säckchen Erde gerade aus einem Garten in Sievering (60) entnommen werden mußte und nicht aus einem solchen in Favoriten oder, um nicht einseitig zu erscheinen, aus der Leopoldstadt stammen durfte, fragt man sich natürlich auch, warum es gerade Erde sein mußte und nicht etwa Urkunden oder dergleichen genügt haben, wie sie üblicherweise bei Grundsteinlegungen eingemauert werden. Neben einem mythischen Bezug wird man dabei eben daran erinnert, daß rechtlich ein Teil oftmals das Ganze verkörpert, so wie im alten deutschen Recht die Übergabe einer Erdscholle die Übergabe des Grundstücks selbst verkörperte (61). Und so steckt eben symbolisch in jedem dieser Säckchen der Anteil des betreffenden Landes an dem der UNESCO für ihre Zwecke zur Verfügung gestellten Grund und Boden für die Errichtung des Kulturzentrums. Man sieht daraus, daß die Rechtliche Volkskunde auch der Gegenwart von der Rechtsgeschichte eben doch nicht loskommt.

Anmerkungen

1. Leopold Schmidt, Gegenwartsvolkskunde. Eine bibliographische Einführung. Wien 1976 (Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Sonderband 1).
2. Zuletzt erschienen ist der Band für die Jahre 1977 und 1978 (Bonn 1981). Zur Geschichte des Unternehmens vgl. Rolf W. Brednich, Die Internationale Volkskundliche Bibliographie. In: *Ethnologia Europaea* X, 1977/78, S. 185 ff.
3. Das Recht der kleinen Leute. Beiträge zur Rechtlichen Volkskunde. Hg. v. Konrad Köstlin und Kai Detlev Sievers, Berlin 1976.
4. Karl S. Kramer, Grundriß einer rechtlichen Volkskunde. Göttingen 1974.

5. Eberhard Frhr. von Künßberg, Rechtliche Volkskunde. Halle 1936.

6. In zunehmendem Maße versteht sich die Rechtsarchäologie als eigenständige Disziplin und versucht sich von der Rechtlichen Volkskunde abzugrenzen. Witold Maisel, Abgrenzung der Rechtlichen Volkskunde von der Rechtsarchäologie. In: Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde Bd. 2, Zürich 1979, S. 93 ff. Ders., Gegenstand und Systematik der Rechtsarchäologie, ebenda Bd. 1, Zürich 1978, S. 4 ff. Vgl. ferner Karl von Amira / Claudius von Schwerin, Rechtsarchäologie Teil I, Berlin 1943; Hermann Baltl, Rechtsarchäologie des Landes Steiermark. Graz/Köln 1957; ders., Rechtliche Volkskunde und Rechtsarchäologie als wissenschaftliche Begriffe und Aufgaben. In: Schweizer Archiv für Volkskunde 48, 1952, S. 65 ff.; Hermann Steininger, Beiträge zur Rechtsarchäologie in NÖ., Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde. Bd. 2, Zürich 1979; Peter Putzer, Prolegomena zu einer Rechtsarchäologie Salzburgs, ebenda Bd. 3, Zürich 1981; Louis Carlen, Rechtsarchäologie in der Schweiz. In: Festschrift für Hermann Baltl, Innsbruck 1978, S. 89 ff.

7. Konrad Köstlin und Detlev Sievers (wie Anm. 3), S. 12 ff.; dazu auch Hermann Bausinger, Deutsch für Deutsche. Frankfurt/Main 1972, S. 49 ff. (Fischer Taschenbuch 6145).

8. Konrad Köstlin und Detlev Sievers (wie Anm. 3), S. 89 ff.

9. Max Matter u.a., Das Projekt Kiebingen. In: Zeitschrift für Volkskunde 76, 1980, S. 92-100.

10. Max Matter (wie Anm. 9), S. 99.

11. Zuerst erschienen Heidelberg 1920 (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Jg. 1920, Abh. 7); 2. ergänzte Auflage, Heidelberg 1952. Ich zitiere nach der 2. Auflage.

12. K.S. Bader, Gesunkenes Rechtsgut, Kunst und Recht (Festgabe für Hans Fehr). Karlsruhe 1948, S. 8 ff.

13. ders., Rechtliche Volkskunde in der Sicht des Juristen und

Rechtshistorikers. In: Das Recht der kleinen Leute (wie Anm. 3), S. 11.

14. Helge Gerndt, Vorüberlegungen zur Funktion des Rechts. In: Das Recht der kleinen Leute (wie Anm. 3), S. 34 ff. jetzt auch in: Helge Gerndt, Kultur als Forschungsfeld. München 1981, S. 132.

15. Ingeborg Weber-Kellermann, Deutsche Volkskunde zwischen Germanistik und Sozialwissenschaften. Stuttgart 1969 (Sammlung Metzler 79).

16. Jahrbuch für historische Volkskunde 1925. Neu herausgegeben von K.S. Bader als Rechtshistorische Arbeiten, Bd. 3, Köln/Graz 1965.

17. K. S. Bader (wie Anm. 16), S. 64.

18. Karl S. Kramer (wie Anm. 4), S. 163.

19. Karl S. Kramer (wie Anm. 4), S. 17.

20. Ludwig Remling, Bruderschaften als Forschungsgegenstand. In: Jahrbuch für Volkskunde 3, 1980, S. 89 ff.

21. Karl S. Kramer, Die Nachbarschaft als bäuerliche Gemeinschaft. München 1954; Olga Skalnikova, Die Nachbarschaft in Prager Mietshäusern am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts. In: Festschrift für Gerhard Heilfurth, 1968, 345-352. Vgl. auch Anm. 41.

22. Werner Galler, Die Burschenschaft des östlichen und mittleren Weinviertels. Phil. Diss., Wien 1971, ders., Die Osterzeit im Weinviertel Burschenbrauch. In: Wissenschaftliche Mitteilungen aus dem Niederösterreichischen Landesmuseum 1, 1979, 53-62.

23. Richard Wolfram, Studien zur älteren Schweizer Volkskultur. Wien 1980 (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte 362), insbesondere S. 167 ff.; H. E. Cromberg, Die Knabenschaftsstatuten der Schweiz. Winterthur 1970.

24. Helene Grönn, Brauchtum der Fabrikarbeiter, Beobachtungen in der VÖEST-Alpine-AG. Wien 1974 (Mitteilungen

des Instituts für Gegenwartsvolkskunde 2).

25. Hermann Bausinger, Vereine als Gegenstand volkskundlicher Forschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 55, 1959, S. 98-104. Weitere Literatur bei Michael Martischinig, Vereine als Träger von Volkskultur in der Gegenwart. Wien 1982 (Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde 9).

26. Martin Scharfe, Zum Rügebrauch. In: Hessische Blätter für Volkskunde 61, 1970, 45 ff.

27. Wilhelm Kaltenstadler, Das Haberfeldtreiben. München 1971. Immer noch wertvoll ist die Darstellung bei Georg Queri, Bauernerotik und Bauernfehme in Oberbayern. München 1911, Neudruck München 1969 (auch dtv 1053). Leider bringt die Darstellung keine Belegstellen.

28. Gerhard Lutz, Sitte, Recht und Brauch. Zur Eselshochzeit von Hütten in der Eifel. In: Zeitschrift für Volkskunde 56, 1960, S. 74.

29. Karl Adrian, Volkstümliche Rügegerichte im Salzburgerischen. In: Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. 56, 1926, S. 282 ff.

30. Josef Dünninger, Rügegericht eines unterfränkischen Dorfes im 19. Jahrhundert. Festschrift für Heiner Heimberger. Stuttgart 1971, S. 31-36.

31. Abgedruckt bei Herbert Berner (Hg.), Fasnet im Hegau. Singen 1959, S. 131 ff.; Raiser wurde 1696 in Linz a. d. Donau geboren und starb 1770 in Mimmenshausen bei Salem. Das Manuskript befindet sich im Stadtarchiv Augsburg. Vgl. auch H. Baier, Kuoni von Stockach und sein Narrenprivileg. In: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde IX, 1935, S. 90 ff.

32. Karl Ilg, Arbeitervolkskunde. Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie 16, 1962, S. 155 ff. Vgl. auch Martin Scharfe u.a., Volkskundliche Arbeiterkulturforschung. Zeitschrift für Volkskunde 75, 1979, S. 259 ff.

33. Helene Grunn (wie Anm. 24).

34. Zum folgenden Günther Kaiser/Gerhard Metzger-

Preziger (Hg.), Betriebsjustiz. Berlin 1976.

35. Entwurf eines Gesetzes zur Regelung der Betriebsjustiz. Tübingen 1975 (Recht und Staat 447/448).

36. Herbert Schempf, Rechtliche Volkskunde und moderne Gesetzgebung. In: Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde 1, Zürich 1978, S. 89-106.

37. Zum Dreißigsten siehe W. Orgis, in: HRG Bd. 1, Sp. 785 mit weiteren Nachweisen.

38. Kurt Ranke, Indogermanische Totenverehrung, Bd. 1: Der 30. und 40. Tag im Totenkult der Indogermanen. Helsinki 1951.

39. K.S. Bader (wie Anm. 13), S. 6.

40. Hans Herold, Die Schwarzarbeit einst und jetzt. In: Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde 4, Zürich 1982, S. 107-149.

41. Josef Ruland, Nachbarschaft und Gemeinschaft in Dorf und Stadt. Düsseldorf 1963 (Volkskundliche Untersuchungen im Rheinland 5). Vgl. auch K.S. Bader, Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes I. Weimar 1957, 52 ff und II, Weimar 1962, 41 ff; Burkhard Schwering, Nachbarschaft und Vereine in Ahaus. Münster 1979 (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 18). Siehe auch Anm. 21.

42. K.S. Bader (wie Anm. 12).

43. Auf diesen Gesichtspunkt hat besonders Klemens Gustav Schmelzeisen in seiner Besprechung des Rechts der kleinen Leute hingewiesen (Forschungen zu Rechtsarchäologie und rechtlichen Volkskunde 4, Zürich 1982, 99 ff.). Vorbehalte gegen Begriff und Inhalt der Festschrift für K. S. Kramer auch in meiner Rezension des Buches, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie 31, 1977, S. 177-180.

44. In Salzburg wird erzählt, daß anlässlich der Hungerkrawalle vom September 1918 eine wütende Menschenmenge einen wohlgenährt erscheinenden Salzburger bis zur Franziskanerkirche verfolgt habe. Die dort am romanischen Hauptportal rechts über dem Sockel eingemeißelte Schwurhand als Asylzeichen mag bewirkt haben,

daß die Menge von dem Gejagten abließ, als er sich in das Kircheninnere flüchten konnte. Vgl. Nora Wattedeck, In Salzburg erzählt man. Salzburg 1980, S. 15. Zum Problem des Asylrechts und der Freistätten Ortwin Henssler, in: HRG I, Sp. 243. Volkserzählungen mit rechtlichen Bezügen sind auch in dem Band "Deutsche Volksmärchen seit Grimm" enthalten, z. B. S. 48 und S. 102 (Fischer-Taschenbuch 1175).

45. Ottavio Lurati, Rechtsbrauchtum in Redewendungen. Vortrag anlässlich der 20. Tagung der Abteilung für Rechtliche Volkskunde der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 1982. Einstweilen sei verwiesen auf Lutz Röhrich, Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Freiburg 1973. Ergänzungen hierzu bei Leopold Schmidt, Sprichwörtliche deutsche Redensarten. In: Österreichische Zeitschrift f. Volkskunde, Neue Serie 28, 1974 S. 82-130.

46. Hans Moser, Jungfernkranz und Strohkrantz. In: Das Recht der kleinen Leute (wie Anm. 3), S. 140-161.

47. Wolfgang Leiser, Schichtspezifisches Privatrecht. In: Zeitschrift für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung 93, 1976, S. 1 ff.

48. Leopold Schmidt, Der Forschungsstand der rechtlichen Volkskunde im Burgenland. Burgenländische Heimatblätter 24, 1962 S. 226.

49. Leopold Schmidt, Der Stock im Eisen als mythischer Stadtmittelpunkt Wiens. In: Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien X, 1952/53, S. 75-81. Wieder abgedruckt in: Leopold Schmidt, Die Volkserzählung. Berlin 1963, S. 175-182; Herbert Fischer, Funktionstypen des Europäischen Rechtspfahls. In: Festschrift für Hans Lentze, Innsbruck 1969, S. 169 ff.

50. Leopold Schmidt, Jaggschutzen und Fuchsprellen. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie 22, 1968, S. 1-31.

51. Andreas Wacke, Eine Nachlese zum Volksbrauch des Prellens. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie 33, 1979, S. 151 ff. Ders., Ein Unfall beim "Prellen". In: Rheinisches Museum für Philologie 123, 1980, 68 ff.

52. Leopold Schmidt, Zunftzeichen. Salzburg 1973 (auch dtv 2858).
53. Leopold Schmidt, Volkskunde von Niederösterreich Bd. 1, Horn 1966, 131 ff.
54. Ottario Lurati (wie Anm. 45).
55. Lutz Röhrich, Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Freiburg 1973, S. 528.
56. Helene Grünng, Hag, Zaun, Gatter und Gattertor. In: Festschrift für Franz Maresch, Wien 1979, S. 173 ff.; vgl. ferner K.S. Bader, Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes I., Weimar 1957, S. 74. ff., insbes. S. 85.
57. Helmut Eberhart, Die "Buttnragasteckn". In: Festschrift für Franz Maresch, Wien 1979, S. 83 ff.
58. Werner Galler, Hüterhackln, Hüterstecken, Hütergoassln. Ebenda S. 119 ff. Zur Weinberghut siehe auch Elfriede G. Lies, Einiges über rezente Weinhüterbräuche im Wiener Weingebirge. Festgabe für Leopold Schmidt, Wien 1972, S. 188-201; Weingartenhüter (Ausstellungskatalog), Wien 1979 (Katalog des NÖ. Landesmuseums, Neue Folge 93).
59. Leopold Schmidt, Probleme der Gegenwartsvolkskunde. Wien 1974, S. 266 (Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde 1).
60. Da Sievering eine Gründung des Heiligen Severin war, mag bei dem Vorgang aus österreichischer Sicht auch der christliche Missionsgedanke eine Rolle gespielt haben. Zu Severin vgl. Rudolf Zinnhobler-Erich Widder, Der Heilige Severin, Linz 1982. Sowie: Severin zwischen Römerzeit und Völkerwanderung (Ausstellungskatalog), Linz 1982.
61. Schröder-Künßberg, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte. 6. Aufl., Berlin/Leipzig 1922, S. 304. J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer I., Leipzig 1899, Neudruck Darmstadt 1974, S. 157.

Anschrift des Verfassers:

Herbert Schempf

Hauffstraße 12

D-7015 Korntal

ZUM STELLENWERT EINER GEGENWARTS- BEZOGENEN BRAUCHFORSCHUNG

Von Franz Grieshofer

Die Einladung zur Tagung "Gegenwartsvolkskunde. Dokumentation und Forschung" zielt ein Foto, auf dem junge Männer gerade einen schlanken, bis auf den Wipfel geschälten Nadelbaum am Stadtplatz von Mattersburg aufstellen (Abbildung). Da während der Tagung, die im Mai stattfand, aber kein solches Festzeichen in Mattersburg zu sehen war, kann es sich um keinen Maibaum, sondern nur um einen Kirtagsbaum handeln. (1) Die abgebildete Szene spielt am Vorabend des Kirtages, der in Mattersburg am Sonntag nach Fronleichnam begangen wird.

Am Sonntag beginnt der Festtag mit einem gemeinsamen Kirchgang (2). Nach dem Essen treffen sich die Burschen in ihrem Stammwirtshaus, wo sie vom Wirt Weinflaschen und Gläser erhalten. Nachdem sie auf der Gasse "drei Stückln" getanzt haben, ziehen sie damit zum Haus der Rowischmeisterin, dem Mädchen des Rowischmeisters, wie der Wortführer der Burschen in Mattersburg heißt. (3) Hier haben sich inzwischen auch die Mädchen versammelt, und gemeinsam läßt man sich die reichliche Bewirtung munden. Dann erbittet der Rowischmeister von seinem Mädchen den festlich geschmückten "Pflug". Dieser "Pflug", der auch als "Burschenstock" bezeichnet wird, besteht aus einem waagrechten Brett, auf dem

eine kleine geschnitzte Figurengruppe angebracht ist, die ein Pferdegewand mit einem pflügenden Bauern zeigt. Dieser sogenannte "Pflug" stellt das Gemeinschaftssymbol der Burschen dar, das während des Jahres über dem Stammtisch im Gasthaus hängt, am Kirtag jedoch zu den Mädchen gebracht wird. Alle von den Burschen zum Tanz eingeladenen Mädchen knüpfen zum Zeichen der Teilnahme ein buntes Band, das mit der Kleidung korrespondiert, an die Unterseite des "Pfluges". Am Nachmittag holen die Burschen nun ihr Zeichen von der Rowischmeisterin ab und zeigen es bei einem ersten gemeinsamen Tanz im Hof der schaulustigen Bevölkerung. Anschließend wird mit Musik zum Hauptplatz marschiert, wo die Burschen ihr "Vivat" den Honoratioren darbringen. Dann wird der "Pflug" auf dem Kirtagsbaum aufgezogen und um den Baum getanzt. Einen Höhepunkt bildet der eigenartige Springtanz der Burschen, der sich daran anschließt. Gegen Abend ziehen Burschen und Mädchen und mit ihnen die zahlreichen Gäste in den Gasthof, wo die Unterhaltung weitergeht.

Konstatieren wir also zunächst, daß es sich beim Mattersburger Kirtag um einen traditionellen Brauch handelt, der - um es allgemein zu formulieren - eine wichtige Rolle im Festkalender, besonders aber im Gemeinschaftsleben, innehat. Außerdem - um den Buchtitel von Bertl Petrei zu zitieren - um einen "lebendigen", das heißt, um einen gegenwärtigen Brauch. Bildet dieser aber deswegen schon einen Gegenstand der Gegenwartsvolkskunde?

1. Traditionelles Brauchtum

Gegenwartsvolkskunde hat sich natürlich auch mit traditionellem Brauchtum, also mit Erscheinungen, deren Ursprung Jahrhunderte zu-

rückliegt und sich leider oft im Nebel verliert, zu beschäftigen. Selbst dann, wenn es von der Volkskunde bereits untersucht wurde. Ich glaube nämlich, daß dafür eine spezielle Betrachtungsweise notwendig ist, weil bisherige Ansätze wie Reliktforschung, kultur-anthropologische, vergleichende oder historische Forschungsrichtungen, deren Wert nicht bestritten wird, den gegenwärtigen Stellenwert eines brauchwürdigen Phänomens - der sich von Generation zu Generation ändern kann - nur ungenügend zu analysieren vermögen. Diese Behauptung möchte ich an dem eingangs gebrachten Beispiel erläutern.

a) Reliktforschung

Gegenüber anderen Landschaften wird der Kirtag im Burgenland noch in einer - so hat es zumindest den Anschein - sehr ursprünglichen Form begangen. Clara Prickler hat aus den nüchternen Angaben in Rechnungsbüchern des 17. Jahrhunderts, Mosaiksteinchen gleich, ein buntes schablonenartiges Bild eines Kirtags zusammengesetzt, das Jahrhunderte lang Gültigkeit besaß und - freilich verblaßt - bis heute gilt. (4) Man kann also beim rezenten burgenländischen Kirtag noch ältere Schichten der Festbegehung konstatieren. Er erweist sich gegenüber Ausformungen in anderen Landschaften als ein Relikt, das sich im Burgenland - offensichtlich nicht zuletzt wegen seiner Randlage - noch bis in die Gegenwart erhalten hat. Allerdings gibt es - was Bertl Petrei sehr schön zeigt - bei der Durchführung des Kirtags von Ort zu Ort Nuancen. (5) Da ist zunächst die sich fast ausschließende Gegensätzlichkeit von Fasching und Kirtag. Wo nämlich die Burschen als Organisatoren der Faschingsunterhaltung auftreten, fehlt eine entsprechende Kirtagsveranstaltung und umgekehrt. Außerdem variiert der

Ablauf. Da und dort unterbleibt der gemeinsame Kirchgang, das Vivat oder das Straßenstückl. Obwohl der Rowisch als Kirtags-symbol und als Zeichen des Burschenvaters erhalten blieb, hat er seine ursprüngliche Bedeutung als Zählgerät für die Abrechnung mit dem Wirt verloren. Oft ersetzt nur ein Wipfel den Kirtagsbaum.

Die Forschung spricht hier von Schwundformen, aus denen die Re-liktforschung - wie bei einem Puzzle - versucht, mit Hilfe einzelner Elemente eine Idealform zusammenzufügen, um auf diese Weise den Vollbrauch zu rekonstruieren. - (Ein beliebtes Exerzierfeld für diese Betrachtungsweise bildet übrigens die Hochzeit.) Der gegenwärtigen Braucherscheinung wird man mit einem derartigen Ansatz freilich nicht gerecht.

b) Anthropologisch-ethnologischer Ansatz

Ein Spezifikum des burgenländischen Kirtags ist ohne Zweifel darin zu sehen, daß hier die Burschenschaft - um den allgemeinen Sammelbegriff für ähnliche Organisationen zu verwenden - als Veranstalter auftritt. (6) Ihr kommt im Dorf eine wichtige gesellschaftliche Funktion zu. Die Burschenschaftszeit stellt einen bedeutenden Abschnitt im Lebenslauf dar, der die Entwicklung der Burschen - wie der Mädchen in der Mädchenschaft - prägt und für das Erwachsensein vorbereitet. Die Durchführung der vom Kalender festgelegten Bräuche dient der Anbahnung zwischenmenschlicher Beziehungen, die einem strengen Kodex unterliegen. Die Burschenschaft gilt als Hüter von Sitte und Ordnung. Aus der Literatur kennt man dazu den "Anbandlsonntag" (7) oder den "Janckerltag" (8). Nur an diesem Tag durfte der Bursch zu dem Mädchen gehen, das er verehrte. Wehe, wenn er an einem anderen

Tag ging: dann mußte er der Burschenschaft eine "Weinstrafe" zahlen. Absprachen, wer welches Mädchen zum Tanz abholen soll, gibt es noch heute unter den Burschen. Sie haben sich dann um das Mädchen zu kümmern und dafür zu sorgen, daß es beim Tanz nicht "auf der langen Bank sitzen bleibt". Hier ergeben sich interessanterweise starke Übereinstimmungen mit dem gesellschaftlichen Kodex der Studenten in Bezug auf die Couleurdamen.

Neben dem Recht auf die Mädchen und dem Recht auf Bewirtung zählt Christine Johannesen vor allem noch das Rüge- und Kontrollrecht zu den Kennzeichen der Burschenschaft (9). Darauf gründen sich die gesellschaftlichen Funktionen und die verpflichtenden Verhaltensnormen dieser ehemals festgefügtten Gemeinschaft, deren Zugehörigkeitsdauer durch die entsprechenden "rites de passage" markiert wurde (10).

Bertl Petrei hat jedoch gezeigt, daß die Burschenschaft im Burgenland keineswegs als homogene Gruppe anzusehen ist. Bei genauem Hinsehen bemerkt man nämlich, daß sie sowohl hinsichtlich der sozialen, konfessionellen wie auch altersmäßigen Zusammensetzung stark divergieren. Oft übernehmen auch andere Altersgruppen bzw. Organisationen (Vereine, Komitees) unter Beibehaltung älterer Strukturen die Agenden der Burschenschaft. Wo sich aber - bei Wahrung äußerer Formen - das soziale Gefüge ändert, kommt es damit zwangsläufig zu einer Änderung des Stellenwertes des Brauches für Burschen und Mädchen.

c) Vergleichende Betrachtungsweise

Die vergleichende Volkskunde zeigt uns, daß es burschenschaftsähnliche Organisationen bereits im klassischen und nordischen Altertum gab. (11) Ihr Auftreten läßt sich besonders bei Toten- und Vegetationskulten, aber auch bei kriegerischen Auseinandersetzungen

feststellen. In der Volkskunde hat sich besonders die "Männerbundschule" mit diesen Phänomenen auseinandergesetzt. Bertl Petrei zitiert in Zusammenhang mit dem Mattersburger Kirtag Richard Wolfram, der Pflugumzug und Sprungtanz, die man überall auf unserem Kontinent bei männerbündischem Brauchtum findet, als "wohlbekannte Teile des gesamteuropäischen Fruchtbarkeitszaubers" (12) nennt. Das ist sicher eine wichtige Komponente, die auf einige Elemente des komplexen Kirtagsbrauches zutreffen mag.

Die Entwicklung und das Fest an sich finden dadurch aber keine ausreichende Erklärung. Ganz abgesehen davon, daß diese Betrachtungsweise für die Gegenwart nicht relevant ist.

d) Historische Betrachtungsweise

Beispielhaft seien in diesem Zusammenhang nur die zahlreichen Arbeiten von Hans Moser (13), die Arbeit von Helge Gerndt über den Vierbergelauf (14) und jene von Walter Hartinger über das Totenbrett (15) genannt, die endlich historisches Licht in das hypothetische Dunkel brachten. Abschweifend vom Mattersburger Kirtag sei auch an den Artikel von Olaf Bockhorn über die Widderprozessionen in Osttirol in der Festschrift für Richard Wolfram (16) gedacht, weil darin die gleiche Problematik angesprochen wird, um die es hier geht.

Bockhorn greift in seinem Beitrag das Kontinuitätsproblem auf, weil er - und das, glaube ich, kann man verallgemeinern - in der populärwissenschaftlichen Literatur nach wie vor den "Mythos vom heidnischen Ursprung" der Widderprozession rezipiert findet. Der Hornfund von Lavant und die Situla von Welzelach bilden für Bockhorn nämlich keine Argumente für die Annahme eines derart hohen Alters, da sie keinen Nachweis für eine Prozession

bringen. Gerade dieses Element bildet jedoch das Wesen des Brauches. Er läßt daher auch die Tatsache, daß Tier- und Widderopfer über die ganze Erde und in vielen Kulturen verbreitet waren und vom Christentum übernommen wurden, nicht als Beweis gelten. Für ihn "bleibt das Jahr 1635 als erster nachweisbarer Termin für das Verlöbniß und die damit verbundene Prozession bestehen, erst ab da könnte man unter Umständen von jener 'absolut-chronologischen' Verfolgung der Kontinuität sprechen, welche L. Schmidt (und mit ihm K. Weinhold, G. Graber, F. Haider, eigene Anm.,) Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende früher ansetzte" (17).

Als genauer Kenner Osttirols zeigt Bockhorn aber auch die Aktualität und Dynamik des Brauches auf, etwa wenn er die Widderversteigerung der Sportunion RAIKA Außervillgraten zum Zweck der Errichtung eines Fußballplatzes anführt. Durch diese Profanierung erhält der Brauch eine völlig neue Dimension. Ich meine nun aber, daß eine gegenwartsbezogene Brauchforschung gerade solche Erscheinungen und Funktionsänderungen zu beachten hat, um die tatsächliche Relevanz des Brauches für die Gesellschaft und deren Einstellung dazu aufzuhellen.

Das soll uns aber auch wieder zum Mattersburger Kirtag zurückführen. Vorauszuschicken ist, daß es darüber keine umfassenden historischen Vorarbeiten gibt. Aus den 20er Jahren liegt eine Beschreibung von Ernst Löger (18) vor, die sich weitgehend mit dem gegenwärtigen Ablauf deckt, den Bertl Petrei (19) und zuletzt Michael Martischnig (20) mit einer lückenlosen Fotodokumentation festgehalten haben. Aus den Rechnungsbüchern der Herrschaft Hornstein-Seibersdorf in den Esterházy-Familienarchiven Forchtenstein und Budapest konnte Clara Prickler ein anschauliches Bild der Kirtagsbräuche und des damit verbundenen Schützenwesens für die Mitte des 17. Jahrhunderts liefern (21). Zu den Merkmalen solch

eines "klassischen" Kirtags gehörten Schießen, Wettkampf und Tanz. Kennzeichnend für das alte Festgeschehen ist es freilich, daß es in die feudale Gesellschaftsstruktur eingebettet war. Terminlich durch den kirchlichen Kalender festgelegt, bedurfte es nämlich der herrschaftlichen Zustimmung. Der Fürst setzte das "Beste" für die Gewinner im Wettlauf oder Wettreiten aus, er löste den Ehren- tanz bei den Jungfrauen ein und bewirtete die Burschen. Er schuf mit dem Fest einen Höhepunkt, von dem man ein Jahr lang zehrte bzw. worauf sich speziell die Jugend das ganze Jahr freute. Diese Jugend war aber weitgehend in sich geschlossen. Erst mit der Aufhebung des Feudalsystems begann sich die bäuerliche Jugend von der gewerblichen oder von der Arbeiter-Jugend abzugrenzen und sich ein eigenes Symbol, den Pflug, zu schaffen. Neben ideologischen Zusammenschlüssen kommt es im Burgenland aber auch zu konfession- nellen Gemeinschaften. Diese Verbände, die sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts neu zusammenschließen, sind mit den "Jung- frauen" und mit der "jungen Bursch" früherer Zeiten daher nur mehr bedingt zu vergleichen. (22) Und genauso ist zu überprüfen, ob die unter der Bezeichnung "Burschenschaft" Vereinigten von 1983 in Mattersburg noch jener Organisation entsprechen, die sich 1949 nach dem Krieg wieder unter dem Symbol des "Pfluges", der diese Jahreszahl trägt, zusammenfanden, um den Kirtag nach alter Sitte zu veranstalten. Bedingt durch die starke soziale Umstrukturi- erung, die das bäuerliche Element in Mattersburg weitgehend zum Verschwinden brachte, kam es aber bald zu einer mehrjährigen Unterbrechung des Kirtages. Erst als sich Architekt Kappl mit Unterstützung des Theatervereins des Festes neuerlich annahm, wurde der Kirtag wieder gefeiert. (23) Er sammelte engagierte Bur- schen und Mädchen um sich, und ließ eigene Trachten schneidern, wobei die "Dirndl" der Mädchen zu Phantasiekostümen gerieten.

Durch die sozial und altersmäßig uneinheitliche Trägerschicht, insbesondere aber durch die theatralische Inszenierung bekommt das Fest, das einst in einem ursächlichen Lebenszusammenhang mit der Jugend stand, nun eine neue Dimension. Es gerät zum Folklorismus-Fest. Indem man bewußt an den alten, traditionellen Elementen (Baum, Springtanz, "Tracht") festhält, stilisiert man den Kirtag zu etwas Besonderem, zu einem Spezifikum für den Ort, mit dem man sich gegenüber anderen Orten hervorheben kann. Der Kirtag wird zu einem Integrationsfaktor, wobei natürlich weiterhin politische wie auch wirtschaftliche Intentionen eine Rolle spielen, die es darzulegen gilt.

e) Funktionelle Betrachtungsweise

Eine solche Analyse vorzunehmen, ist Aufgabe der Gegenwartsvolkswunde. Die funktionelle Betrachtungsweise scheint mir dafür am besten geeignet zu sein, weil dabei die einzelnen Elemente, die den Kirtag - um bei unserem Beispiel zu bleiben - bestimmen, in wechselseitiger Beziehung gesehen werden. Die Funktion erschließt sich aus der Interdependenz der Elemente, wobei diese als Strukturen (wirtschaftliche, soziale, politische, religiöse, phänomenologische, etc.) aufzufassen sind. Insofern sich die Struktur eines Elementes ändert, ändert sich notwendigerweise auch die Funktion, bekommt ein Brauch einen neuen Stellenwert. Die Berücksichtigung der historischen Komponente ist dabei unerläßlich. Erst damit kann der Wandel bzw. die Kontinuität (wenn sich die Elemente und somit auch ihre Wechselbeziehung durch einen längeren Zeitraum nicht ändern) eines Brauches festgestellt werden.

Eine solche Betrachtungsweise ist auch besonders geeignet, den Stellenwert des erneuerten Brauchtums zu erhellen.

2. Erneuerter Brauchtum

In seinem populären Buch über das lebendige Brauchtum schreibt Otto Swoboda über das "Wilde Gjaid", das am zweiten Donnerstag im Advent im südlichen Umkreis der Stadt Salzburg erscheint: "Wilde Perchtenjagden zur Zeit der winterlichen Sonnenwende waren früher in den ganzen Ostalpen weit verbreitet. Als ihre Vorläufer sind unschwer die analogen Aufzüge der Kelten, die Saturnalien der Römer sowie die Umzüge der Bockssänger des Dionysios bei den alten Griechen zu erkennen. Die Wilde Jagd im Salzburger Vorland, die seit 1880 'geruht' hatte, ist 1949, genau nach überlieferten Formen neu ins Leben gerufen worden" (24). Es mag auch der Initiator dieses Brauches, der ehemalige Leiter der Salzburger Heimatpflege, Kuno Brandauer, überzeugt gewesen sein, mit der Neueinführung dieses Brauches, dessen Kenntnis ihm sein Vater übermittelte, im Sinne der Kontinuität einen "echten" Brauch geschaffen zu haben. (25) Form und Ablauf lehnen sich an das überlieferte Beispiel an. Das ist aber schon alles, denn an Stelle der Bauernburschen führen nun Mitglieder der Brauchtumsgruppe "Jung Alpenland" den Brauch auf; im Gegensatz zu den einfachen Masken aus Sackleinen oder den berußten Gesichtern verwendet man nun groteske Masken, die Werner Dürnberger dafür kreierte. Die ehemaligen Anklöckler erhalten zudem eine mythologische Umwandlung zum "Wilden Gjaid", bei dem es nur mehr 12 Mitwirkende geben darf.

Einer gegenwartsbezogenen Brauchforschung kann es nun nicht darum gehen, diese folkloristische Erscheinung gut oder schlecht zu heißen, sondern sie hat sich zu bemühen, eine genaue Analyse von diesem Phänomen zu liefern. Vor allem gilt es, den ideologischen

Unterbau dieses nun schon seit 35 Jahren in der pfleglichen Obhut der Dienststelle für Heimatpflege existierenden Brauches darzulegen, wofür die Persönlichkeit Kuno Brandauers den Schlüssel bietet. (26)

Eine ähnliche Aufgabe stellt sich beim "Thomasniglo" von Gams im Salztal, dem Karl Haiding in der Festschrift für Franz Lipp (27) eine wissenschaftliche Abhandlung widmete. Dieser Brauch, der bis 1927 in Übung war und sich bis jetzt nicht weiter als bis in die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts lückenlos zurückverfolgen läßt, verdankt seine Erneuerung Anfang der 70er Jahre dem Bemühen von Herrn Dr. S. Moser und dem Ehepaar Edlinger (28). "Während in früheren Zeiten nur die Häuser der Oberen Gams aufgesucht wurden", schreibt Karl Haiding, "erstreckt sich das Thomas-Niglo-Laufen jetzt über den Großteil der Gemeinde. Um die weiten Entfernungen bewältigen zu können, benutzten die Maskenträger einen Kleinbus, den einer von ihnen lenkte. Den Abschluß bildet ein geselliges Beisammensein mit anderen Ortsbewohnern. Der Brauch verschönert allen Gemeindeangehörigen den Thomasabend und ist bisher davon verschont geblieben, ein Schaustück für sensationslüsterne Außenstehende zu werden" (29). Abgesehen davon, daß dieser Brauch natürlich schon im Fernsehen und in der Presse Beachtung fand, scheint Haiding letzteren Umstand als Echtheitsbeweis anzusehen. Im Sinne der vergleichenden Betrachtungsweise versucht er daher auch eine Kontinuität mit dem alten Berchtenglauben herzustellen. (30) Damit liefert er aber die Motivation für ein Tun, dessen Beweggründe sicher nicht mehr dem unreflektierten Handeln früherer Zeiten entsprechen.

Wie sehr man die Volkskunde als Beweis für die Berechtigung folkloristischen Handelns mißbrauchen kann, zeigt das Beispiel der "Perchten" von Oberdrauburg. Bei diesen "Perchten" handelt es

sich um "Bartln", also Krampusse, die von der Faschingsgilde ins Leben gerufen wurden. Wahrlich ein Ulk! Die Rechtfertigung dafür holte man sich beim "Nestor österreichischer Volkskundeforschung", bei Viktor Geramb, von dem man "ausdrücklich" aus seiner Publikation "Deutsches Brauchtum in Österreich" in der österreichischen Narren-Presse zitiert: "Das Berchtenlaufen und der Berchtentanz: Es sind dies Mummereien und Lärmumzüge in der Dreikönigsnacht. In den deutschen Alpenländern (da und dort noch lebendig, sonst aber erst seit kurzer Zeit abgestorben und daher sicher der Wiederbelebung fähig) unter verschiedenen Bezeichnungen: Berchtenjagen, Perchtlaufen, Perchtspringen, Glöckln, Perchtln; Beriggeln usw.". Dazu bemerkt der Initiator in der Österreichischen Narren-Presse weiter: "Im Rahmen der Gerambschen Ausführungen erscheint mir der Hinweis auf die Wiederbelebung und die direkt ausgesprochene Erwartung einer solchen besonders sinnfällig, vielleicht auch deshalb so willkommen, weil sie den Oberdrauburgern dadurch die "Vollmacht" zu ihrem in Kreisen der älteren Volkskundler nicht ohne scheele Seitenhiebe aufgenommene Initiative erteilt" (31).

Natürlich gab es schon früher in Oberdrauburg "Bartln", die in Begleitung eines Nikolaus durch den Ort zogen. (Die Namen der Nikolausgestalter sind seit 1918 bekannt.) Sie waren in Felle gekleidet, die Gesichter rußgeschwärzt oder mit primitiven Masken verdeckt. Seit 1963 holte man sich dafür Holzmasken aus Matrei, die - nicht zuletzt unter dem Einfluß der jährlichen Filmdokumentation durch Otto Koenig vom Institut für Verhaltensforschung - eine starke Tendenz zum Grotesken und Hypertrophen aufweisen. (32) 1965 begannen nun auch Kurt Glänzer und Franz Helmer in Oberdrauburg nach dem Matreier Vorbild übergroße Maskenköpfe zu schnitzen. Die überdimensionierten Holzmasken mit Fellhinterkopf zeigen ein relativ einheitliches Gepräge, sie

weisen stark affenähnliche Physiognomien mit gewölbter Stirn, tiefliegenden, glotzenden bzw. rollenden Augen, breiter Nase mit riesigen Nasenflügeln und mit breitem, fletschenden Mund mit kräftigen Zähnen auf, der auch dem Ausblick dient. Die Masken verleihen den Trägern riesenhaftes Aussehen. Der Anlaß für die Anschaffung solcher Masken und Pelze war eine Hochwasserkatastrophe, die 1965 Oberdrauburg heimgesucht hatte. Die Faschingsgilde der "Fröhlichen Stadtrichter zu Clagenfurth" spendeten darauf der Faschingsgilde von Oberdrauburg einen Betrag zur Linderung der Not. Die Oberdrauburger Faschingsgilde überlegte nun ihrerseits auf welche Weise man sich bei den Klagenfurtern bedanken könnte und verfiel auf die Idee, ihnen einen Weihnachtsbaum zu schenken, der vom Nikolaus in Begleitung der "Perchten" überbracht werden sollte. Und so wurde im Dezember 1966 eine große Gruppe mit Nikolo, Engeln, kleinen und großen Bartlh und Perchten, Hexen, Kräutermadln, Heischerinnen und Habergeiß, insgesamt 70 Personen, nach Klagenfurt entsandt, wo sie von 10.000 Zuschauern bestaunt und begrüßt wurden. Seit dieser Zeit bilden die "Perchten" ein Markenzeichen der Faschingsgilde und darüberhinaus des Ortes Oberdrauburg, die allerdings nicht wie bei Geramb am 5.1., sondern am 5.12. laufen. In der Tat handelt es sich ja auch um Bartln oder Klaubaufe, wie sie im benachbarten Osttirol genannt werden, doch man machte unter Hinweis auf die volkskundliche Literatur aus dem "Bartl=Perchtl = eine Perchte".

Dieses Beispiel zeigt, wie man unter dem Deckmantel der Volkskunde völlig neue Ausformungen sogenannten "Brauchtums" zu rechtfertigen sucht, obwohl Funktion, Trägerschicht, insbesondere aber die Einstellung und der Antrieb mit der traditionellen Struktur in keiner Weise übereinstimmen. Die Aufgabenstellung einer gegenwartsbezogenen Brauchforschung liegt hier offen zu Tage,

gerade auch dann, wenn solche neuen Phänomene einen neuen Stellenwert innerhalb einer örtlichen Gesellschaft bekommen.

Eine Brauchanalyse, wie sie mir für die Gegenwartsvolkskunde notwendig erscheint, liefert Helmut Fielhauer mit seinem Beitrag in der Festschrift für Richard Wolfram über "Palmesel und Erntekrone. Zwei Folklorismusskizzen aus dem Niederösterreichischen Festkalender" (33).

In Altenmarkt im Yspertal führte der damalige Pfarrer 1965 den Palmeselumzug in seiner Gemeinde ein, Edith Klenk (Hörandner) und Emil Schneeweis machten bereits zwei Jahre später die Fachwelt auf diese Wiederbelebung aufmerksam. (34) Der neue Pfarrer verzichtete aber Ende der 70er Jahre auf den Umzug mit dem geschnitzten Palmesel, gegen den Willen des alten Pfarrers und auch gegen den Willen der Gemeindeglieder, die sich daran gewöhnt und die wirtschaftlichen Vorteile schätzen gelernt hatten. Fielhauer legt in seinem Beitrag nun die Beweggründe dar, die den Altpfarrer bei seinen Handlungen leiteten. Dieser war im Priesterseminar mit der "Quickborn-Bewegung" in Berührung gekommen, eine dem Wandervogel nahestehende katholische Jugendbewegung, die ihre Hauptaufgabe in einer liturgischen Erneuerung aus dem Geist des Volkstums heraus sah. "'Deutsche Kulturarbeit' und 'Pflege' waren die wichtigsten Mittel zu einer christlichen Zielsetzung", schreibt Fielhauer. "Vertieft wurden diese Tendenzen später bei dem jungen Theologen durch die persönliche Bekanntschaft mit dem Klosterneuburger Augustiner-Chorherrn Pius Parsch, einem der bedeutendsten Wegbereiter des Volksliturgischen Apostolates, das mit dem Zweiten Vatikanum seine höchste Anerkennung fand Mit seinem solcherart herauskristallisierten Interessen an deutscher Volks- und Altertumskunde fand der zu Ende der Zwischenkriegszeit ins Waldviertel als Pfarrer Berufene neben seinen kirchlichen Obliegenheiten ein

reiches Betätigungsfeld vor", das Fielhauer näher ausführt (35). Und das erklärt, aus welchen Quellen der Altpfarrer die Rechtfertigung für die Wiederbelebung des Palmesels nahm: aus der Kirchenbewegung der 20er Jahre und aus einer freilich veralteten "Volkstums-wissenschaft".

Die Arbeit Fielhauers liefert aber auch das Beispiel für die 3. Kategorie von Bräuchen.

3. Neues Brauchtum

In dem genannten Beitrag für die Wolfram-Festschrift behandelt er die Erntekrone (36), die heute in Niederösterreich und wohl in ganz Österreich eine allgemeine Erscheinung des kirchlichen Erntedankfestes darstellt.

Anhand einer Fragebogenerhebung stellt Fielhauer fest, daß für die überwiegende Mehrzahl der Befragten der Erntekranz etwas Neues seitens der Kirche und der bäuerlichen Organisationen darstellt. Als Beginn nennt man die 30er Jahre und als Initiator wieder eine Persönlichkeit aus dem Priesterstand, nämlich den um das bäuerliche Volksbildungswesen verdienten Dechant Leopold Teufelbauer, dessen Name untrennbar mit Hubertendorf bei Amstetten verbunden ist. (37) Bereits 1933 gab er eine Broschüre für Seelsorger zur Gestaltung des Erntedankfestes heraus (38).

Teufelbauer ist aber nicht der Innovator der Erntekrone, sondern nur der regionale Vermittler. Die Anregung stammt wieder aus Deutschland. Ihr Träger ist die "deutsche" Erneuerungs- und Dorfkirchenbewegung mit Pfarrer Josef Weigert an der Spitze.

Hinweise über das Vorkommen der Erntekrone sind vor 1938 allerdings sehr spärlich. Erst der Nationalsozialismus zieht dieses Fest in seine Volkspropaganda. Die Erntekrone wird Mittelpunkt "des

Erntedankfestes des deutschen Volkes". Othmar K. M. Zaubek bringt dafür Beispiele aus den Zeitungen der damaligen Zeit, wobei es sich vorwiegend um eine städtische Erscheinung handelt (39). Zu einer breiten Durchsetzung der Erntekrone kam es erst um 1960, propagiert vom Österreichischen Bauernbund und von den katholischen Jugendverbänden, die die Erntekrone nun gewissermaßen als ihr politisches Standessymbol beanspruchen.

Fielhauer meint nun, daß sogar bei diesem Beispiel Kontinuitäts-Denker in den Fehler verfallen könnten, Form und Inhalt, Erscheinung und Bedeutung in einer Art Kulturmorphologie gleichzusetzen, da "Kronen"- und "Kranz-Bräuche" schon früh bezeugt und weit verbreitet sind. Vor allem die Erntebräuche um das erste oder letzte Schnittgut verleiten zu vergleichender Betrachtungsweise. Fielhauer bemerkt dazu aber treffend, "daß bei einer solchen Betrachtungsweise wesentliche Aspekte, vor allem jene der Geltung und Aufgabe im gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang und somit vor allem der Verlagerung und Veränderung im sozialen, wirtschaftlichen und politischen Stellenwert verkannt werden." (40)

Als Forschungsfelder, die innerhalb der 3. Kategorie "Neues Brauchtum" unter dem Aspekt einer funktionellen Betrachtungsweise zu untersuchen wären, bieten sich der Valentinstag, Mutter- und Vattertag, Fahrzeugweihen, Jungbürgerfeiern, Laternenumzüge, Adventsingen usw. an. (41) Es braucht nicht besonders betont werden, daß bei der Untersuchung neuer Bräuche die Innovationsforschung zu berücksichtigen ist. (42)

Immer soll und muß es aber darum gehen, Brauchtümliche Handlungen auf ihren kulturellen und gesellschaftlichen Stellenwert in der Gegenwart hin zu untersuchen. Das gilt für traditionelle, erneuerte wie für neue Bräuche gleichermaßen.

Anmerkungen

1. Das heißt aber nicht, daß es im Burgenland keine Maibäume gibt. Über "Die Fülle der Maibäume" erfährt man bei Bertl Petrei, Lebendiges Brauchtum im Burgenland. Eisenstadt o.J., S. 93 ff. - Vgl. dazu Ernst Burgstaller, Maibaum I, II, III. In: Österreichischer Volkskundeatlas, 3. Lfg. (1968), Bl. 48, 49, 50 und Kommentar.
2. Meine Schilderung des Festes folgt Bertl Petrei (wie Anm. 1), S. 33 ff.
3. Als Rowisch bezeichnet man den Zählstab des Burschenvaters, der gleichzeitig als sein Würdezeichen dient. Das Wort kommt vom ungarischen "rovás" und bedeutet Einschnitt, Kerbe.
4. Clara Prickler, Kirtagsbräuche und Schützenwesen aus Burgenlands Vergangenheit. In: Burgenländische Forschungen, Sonderheft II, Eisenstadt 1969, S. 96-113.
5. Bertl Petrei (wie Anm. 1), S. 33 ff., 118 ff.
6. Bertl Petrei, Die Burschenschaften im Burgenland. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXVI/75, 1972, S. 73-93. - Ders., Die Burschenschaften. In: wie Anm. 1, S. 20 ff. - Ders., Die Burschenschaften im Burgenland. Eisenstadt 1974 (=Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Heft 55). - Vgl. dazu Werner Galler, Die Burschenschaften des östlichen und mittleren Weinviertels. Ihre Erscheinung im 20. Jahrhundert. Diss. Wien 1971, 3 Bde.
7. Leopold Teufelsbauer, Das Jahresbrauchtum in Österreich. I. Niederösterreich (=Bücher der Heimat 11), Wien 1935, S. 42.
8. Bertl Petrei (wie Anm. 1), S. 39.
9. Christine Johannesen, Norwegisches Burschenschaftsbrauchtum. Diss. Wien 1967.
10. Arnold van Gennep, Les rites de passage. Etude systématique des rites. Paris 1909.
11. Heinrich Schurtz, Altersklassen und Männerbünde. Berlin

1902. - Lilly Weiser, Altgermanische Jünglingsweihen und nordische Männerbünde. Bühl 1927. - Richard Wolfram, Schwerttanz und Männerbund. Kassel 1935.

12. Bertl Petrei (wie Anm. 1), S. 34 - Richard Wolfram (wie Anm. 11). - Erika Bracke, Fruchtbarkeitskult und Männerbund im Maibrauchtum. Diss. Wien 1943 - Clara Prickler, Der "Lange Tanz von Kleinfrauenhaid" im Lichte archivalischer Forschung. In: Kulturelles Erbe und Aneignung. Festschrift für Richard Wolfram. Hg.: Olaf Bockhorn und Helmut P. Fielhauer, Wien 1982, S. 193-206. (=Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, Bd. 9).

13. Siehe dazu Hans Moser, Gedanken zur heutigen Volkskunde. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1954, S. 208 ff.; zur historischen Forschung bes. S. 217 ff.

14. Helge Gerndt, Vierbergelauf. Gegenwart und Geschichte eines Kärntner Brauchs. Klagenfurt 1973. (=Aus Forschung und Kunst, Bd. 20).

15. Walter Hartinger, Überlegungen zu Nomenklatur und Genese eines Brauches. In: Jahrbuch für Volkskunde, 1982, N.F. 5, S. 126-148.

16. Olaf Bockhorn, Opferwider und Widderopfer. Widderprozessionen und Widderversteigerungen in Osttirol und Oberkärnten. In: Kulturelles Erbe und Aneignung. Festschrift für Richard Wolfram (wie Anm. 12), S. 23-54.

17. Olaf Bockhorn (wie Anm. 16), S. 40.

18. Ernst Löger, Heimatkunde des Bezirkes Mattersburg im Burgenland. Wien-Leipzig 1931, S. 234 f.

19. Bertl Petrei (wie Anm. 1), S. 33 ff.

20. Michael Martischinig, Vereine als Träger von Volkskultur in der Gegenwart am Beispiel Mattersburg. Wien 1982, S. 83-91. (=Mitteilungen des Institutes für Gegenwartsvolkskunde, Nr. 14).

21. Clara Prickler (wie Anm. 4).

22. Michael Martischnig (wie Anm. 20), S. 84 f.
23. Michael Martischnig (wie Anm. 20), S. 89 ff. - Bertl Petrei (wie Anm. 6), S. 64.
24. Otto Swoboda, Lebendiges Brauchtum. Salzburg 1970, S. 112-115.
25. Kuno Brandauer, Über die volkskundlichen Grundlagen der Erneuerung historischer salzburgischer Brauchtänze. In: Der fröhliche Kreis, Graz 1972, 23 Jg., H. 1, S. 16 ff. - Kuno Brandauer, Das Wilde-Jagd-Laufen. Gedanken um eine "Wiederbelebung". In: Salzburger Volksbildung, Salzburg 1964, F. 20, S. 66-68.
26. Vgl. dazu den Nachruf und das sorgfältig zusammengestellte Schriftenverzeichnis im Anmerkungsteil von Michael Martischnig. In: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, 120 u. 121. Vereinsjahr, 1980/1981, S. 729-739.
27. Karl Haiding, Mittwinterbräuche im Gebiet der Eisenwurzen. Ein Beitrag zur Berchtenforschung. In: Volkskultur. Mensch und Sachwelt. Festschrift für Franz C. Lipp. Hg.: Klaus Beitzl und Franz Grieshofer, Wien 1978, S. 155-168. (=Sonderschriften des Vereins für Volkskunde in Wien, Bd. 3).
28. Heinz Lumpe, Der Thomasniglo von Gams. In: Da schau her, Liezen 1981, 2. Jg., H. 1, S. 16).
29. Karl Haiding (wie Anm. 27), S. 156.
30. Karl Haiding (wie Anm. 27), S. 156.
31. Arnold Gallhuber und Max Lilla, Perchten in Oberdrauburg. Eine kleine volkskundliche Betrachtung über das Perchtenlaufen unter Berücksichtigung der Gegenwartsverhältnisse. (Österreichische Narren-Presse, Salzburg 1968, F. 3, S. 1-3).
32. Otto Koenig, Klaubaufgehen. Ein Maskenbrauch in Osttirol und der Gastein. Hamburg 1980. (=Wegweiser zur Völkerkunde, H. 24). - Vgl. dazu die Rezension v. Leopold Schmidt. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, XXXIV/83, 1980, S. 273 ff. - Otto Koenig, Klaubauf-Krampus-Nikolaus. Maskenbrauch in Tirol und Salzburg, Wien 1983. - Vgl. dazu die Re-

zension v. Olaf Bockhorn. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXVIII/87, 1984, S. 77 f.

33. Helmut P. Fielhauer, Palmesel und Erntekrone. Zwei Folklorismus-Skizzen aus dem Niederösterreichischen Festkalender. In: Kulturelles Erbe und Aneignung. Festschrift für Richard Wolfram (wie Anm. 12), S. 79-113.

34. Edith Klenk und Emil Schneeweis, Der Palmeseritt von Altenmarkt im Yspertale, ein neueingeführter alter Volksbrauch. In: Unsere Heimat, 38. Jg., Wien 1967, S. 108 ff.

35. Helmut P. Fielhauer (wie Anm. 33), S. 87 f.

36. Helmut P. Fielhauer, Zur Erntekrone in Niederösterreich (wie Anm. 33), S. 89-113.

37. Richard Szerelmes, Leopold Teufelsbauer und das Bäuerliche Volksbildungsheim Hubertendorf 1929-38. Eine Dokumentation. St. Pölten-Wien 1982, 144 S., Abb.

38. Leopold Teufelsbauer, Erntedankfest. Mit einem Liedanhang. Klosterneuburg 1933 (=Liturgische Praxis, Hg.: Pius Parsch, H. 9).

39. Othmar K. M. Zaubek, Brauchtum unter dem Hakenkreuz. In: Waldviertler Kurier, Nr. 19A, Juli 1980, S. 81 ff. (Zwettler Sommerfest 1980, Festschrift).

40. Helmut P. Fielhauer (wie Anm. 33), S. 102 ff.

41. Vgl. dazu Leopold Schmidt, Volksglaube und Volksbrauch. Gestalten, Gebilde, Gebärden, Berlin 1966; insbesondere das Kapitel Brauch ohne Glaube. Die öffentlichen Bildgebärden im Wandel der Interpretation, S. 289-312.

42. A. M. Nylén, Volkskundliche Innovationsforschung in Schweden. In: 4. Arbeitstagung über Fragen des Atlas der deutschen Volkskunde in Bonn vom 28.-30. April 1964, Protokollmanuskript, Hg.: Arbeitsstelle des Atlas der Deutschen Volkskunde, Bonn 1964, S. 22-32. - Nils-Arvid Bringéus, Das Studium von Innovationen. In: Zeitschrift für Volkskunde, 64. Jg., 1968, S. 161-185, 11 Abb.

Fragen der Statik und Dynamik von Bräuchen und über Ursachen

der Verbreitungsgrenzen behandelt auch Richard Wolfram in seiner Arbeit: Prinzipien und Probleme der Brauchtumsforschung. Wien 1972 (=Sitzungsberichte der Phil.-hist.-Kl. der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 278. Bd., 2. Abhandlung).

Anschrift des Verfassers:

Dr. Franz Grieshofer

Österreichisches Museum für Volkskunde

Laudongasse 15-19

A-1080 Wien



Aufstellen des Kirtagsbaumes am Stadtplatz von Mattersburg.
(Foto: Michael Martischinig, 1980)

SCHREBERGÄRTNER IN WIEN

Ein Projektbericht

Von Olaf Bockhorn

"Kleingärten ... sind Grundstücke (Grundstückteile) im Ausmaße von mehr als 120 m² und höchstens 650 m², die der nichterwerbsmäßigen Nutzung oder der Erholung dienen. Kleingärten können innerhalb oder außerhalb einer Kleingartenanlage liegen" (Kleingartengesetz, Bundesgesetzblatt f. d. Rep. Österreich, Jg. 1959, 4. Stück, ausgegeb. am 9.1.1959).

"Unter einer Kleingartenanlage wird eine Mehrheit von örtlich zusammenhängenden Kleingartenflächen verstanden, die innerhalb einer gemeinschaftlichen Haupteinfriedung liegen" (Wiener Kleingartengesetz, Landesgesetzblatt f. Wien, Jg. 1959, 8. Stück, ausgegeb. am 29.4.1959).

"wos an weana olas en s gmied ged: a schrewagatal en otagring" (h. c. artmann)

Vorbemerkung

Ein Bericht über ein empirisches kulturwissenschaftliches Projekt "Schrebergärtner in Wien" ist zweifelsohne wenig geeignet, sich prinzipiell mit dem Begriff "Gegenwartsvolkskunde" (dem ein derartiges Unternehmen wohl zugeordnet würde) auseinanderzusetzen. Diese Auseinandersetzung kann und soll daher hier nicht geführt werden; ein paar Überlegungen aber, die den persönlichen Standort darlegen, sind dennoch vonnöten. Sie kreisen um den Namen "Ge-

- genwartsvolkskunde", womit aufs erste zweierlei gemeint sein kann:
- Was die Volkskunde gegenwärtig forscht (dann wäre alles, was Volkskundler in der Vergangenheit getan haben, "historische Volkskunde")
 - Die Erforschung der jeweiligen Gegenwart (d. h.: ihrer kulturellen Phänomene) durch die Volkskunde (dann hat es eine Gegenwartsvolkskunde natürlich immer schon gegeben).

Beide Möglichkeiten hatte Leopold Schmidt in seiner bibliographischen Einführung zum Thema nicht im Auge; er definiert Gegenwartsvolkskunde als ein Teilgebiet des Gesamtfaches, welches - etwa analog zum geschichtswissenschaftlichen Teilgebiet "Zeitgeschichte" - mit den Umwälzungen der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts einsetzt und das sich mit dem Wandel der "traditionellen Volkswelt" beschäftigt (1). Wenn man die Volkskunde als die "Wissenschaft vom Leben in überlieferten Ordnungen" (2) definiert, dann kann man entweder - im Sinne einer "angewandten Volkskunde" - für die Aufrechterhaltung dieser überlieferten Ordnungen plädieren, wie dies manche aus einem Vortrag von Lenz Kriss-Rettenbeck herauszuhören vermeinten (3), oder aber deren unschwer feststellbaren Veränderungen zum (zumindest teilweisen) Gegenstand eines eigenen Teilbereichs machen, was Leopold Schmidt getan hat (4). Dieser Bereich ist definiert durch die untersuchte Zeit (s. o.) sowie durch die Einbeziehung der von der "Bauernvolkskunde" unberücksichtigten Gebiete (5), ist also ein durch die Geschichte der Volkskunde bestimmter Begriff. Nun kann man aber an gegenwärtige Probleme - mit dem legitimen Ziel "des Verständnisses dieser eigenen Zeit", wie Leopold Schmidt es formuliert hat (6) - auch herangehen, ohne dafür ein Teilfach kreieren zu müssen. Dafür bedarf es lediglich einer Umschreibung des Faches, welche alle möglichen Aspekte beinhaltet, ohne

den Kanon als Theorieersatz zu gebrauchen (7). Eine solche Definition hat etwa Günter Wiegelmann im Anschluß an die Falkensteiner DGV-Hochschullehrertagung im Jahre 1970 vorgeschlagen: "Volkskunde ist eine Kulturwissenschaft, die im europäischen Bereich vorwiegend Phänomene der Mittel- und Unterschichten analysiert. Sie sucht die den Einzelheiten kulturellen Wandels und kultureller Differenzierung zugrunde liegenden Dominanten, Werte, Strukturen und Prozesse zu erkennen. So ist es ihr möglich, auch zur Lösung soziokultureller Probleme beizutragen" (8). "Wandel" und "Gegenwart" sind hier enthalten, ein Teilfach braucht's eigentlich nicht. Was von dem vielschichtigen und vieldeutigen Namen "Gegenwartsvolkskunde" aber jedenfalls bleibt, ist der Auftrag, sich verstärkt mit der Jetztzeit zu beschäftigen - und diesem Auftrag fühlt sich der Referent verpflichtet. Der Zugriff zur Gegenwart gestaltet sich jedoch, wie der folgende Bericht ergeben wird, oftmals schwierig, aus verschiedenen aufzuzeigenden Gründen. Die Gegenwart ist schwer zu bewältigen, auch für die Volkskunde.

1. Zur Genese des Projekts "Schrebergärtner in Wien"

1.1. Proseminar "Regionale Volkskunde Österreichs"

Im Sommersemester 1981 war der Berichterstatter als am Institut für Volkskunde der Universität Wien tätiger Lektor mit der Abhaltung des Proseminars "Regionale Volkskunde Österreichs" betraut. Dieses Proseminar ist, dem in Wien gültigen Studienplan für die Studienrichtung Volkskunde (Ethnologia Europaea) entsprechend, mit "Feldforschung" verbunden (9), also empirisch auszurichten. Der Veranstaltungsleiter hatte das eigentliche Thema noch nicht formuliert,

sondern lediglich den Rahmen für die Erhebung abgesteckt: sie sollte gegenwartsbezogen sein, in Wien durchgeführt werden (eingedenk einer Wiener volkskundlichen "Tradition" (10) sowie aus naheliegenden Gründen wie Zeitaufwand, Erreichbarkeit, Kontaktfindung) und thematisch bereits "Vorläufer" haben. Dies deshalb, um für die Teilnehmer (allesamt im ersten Studienabschnitt, also höchstens im 4. Semester) den Zugang, Problemstellung und Durchführung der Forschung betreffend, zu erleichtern. Angesichts vorliegender Untersuchungen zum Thema "Wandschmuck" (11) wurde zuerst darüber diskutiert, insbesondere im Hinblick auf die Ausschmückung von Balkonen und Loggien in städtischen Neubaugebieten. Eine weitere, kurzfristig erörterte Möglichkeit waren Befragungen zum Vereinswesen; da gab es manche Vorarbeiten (12) und auch eine 1975 approbierte Dissertation über Sparvereine in Wien (13). Ähnliches galt von den Klein- und Schrebergärten: eine Wiener Doktorarbeit von Franz Schmidt bot einen entsprechenden Einstieg (14); das Thema war überdies seit einer 1975 in einer großen Wiener Tageszeitung erschienen Artikelfolge (15) tagespolitisch interessant geblieben, so durch Meldungen über "Auflassung von Kleingärten", "Bürgerinitiativen", "Neuanlage von Gartenparzellen", "Stadtentwicklungsplan für Wien" ... Wegen der offensichtlichen gesellschaftlichen Relevanz einigten sich die Mitwirkenden, im Rahmen der Lehrveranstaltung das Thema "Schrebergarten und -gärtner" zu bearbeiten. Solche "Schrebergärten" sind zumeist in Anlagen gelegene Kleingärten; die Gründe sind überwiegend gepachtet, wobei Vereine als Pächter auftreten. Die großen Grundbesitzer in Wien sind die Gemeinde und die Österreichischen Bundesbahnen. Die errichteten Häuser dürfen nicht größer als 35 m² sein und auch nicht der Befriedigung eines ständigen Wohnbedürfnisses dienen. Das Kleingartenwesen in Wien ist durch das Gesetz vom 12. Dezember 1978 über

die Schaffung von Kleingärten (Wiener Kleingartengesetz) (16) sowie durch diverse Vereinsstatuten geregelt. - Die Tatsache, daß studentische Arbeitsgruppen gebildet werden konnten bzw. sollten, und daß der Abgabetermin erst mit Beginn des Wintersemesters fixiert wurde, ergab, daß für Vorbereitung, Durchführung und schriftliche Zusammenfassung insgesamt sechs Monate zur Verfügung standen, was anfänglich den Enthusiasmus beträchtlich hob.

1.2. Literatur

Grundlage für die Planung der empirischen Arbeit sollte die schon erwähnte Dissertation von Franz Schmidt (17) sein. Ihr Untertitel ("Ein Überblick über das Kleingartenwesen von seinen Anfängen bis in die heutige Zeit unter besonderer Berücksichtigung des Raumes Wien") versprach Einsichten in die Geschichte und Aussichten für die Gegenwart. Speziell das Kapitel V "Der Schrebergarten heute" interessierte und bot tatsächlich Anregungen, was auch des Autors Intentionen entsprach, der im Vorwort schreibt, "daß die Arbeit weiteren Untersuchungen auf diesem Gebiet als Orientierungsquelle dienlich sein könnte" (18). Insbesondere die von Schmidt zusammenfassend formulierten Feststellungen über die demokratische Grundstruktur der Schrebergartenvereine (19) sowie über Tradition und Gemeinschaft ("Da die Kleingärtner innerhalb ihrer Gartenkolonien nach den durch Tradition und Erfahrung gefestigten Normen ihrer Gemeinschaft zusammenleben und von den Kindern, die in die Gemeinschaft hineinwachsen, diese ungeschriebenen Gesetze unbewußt übernommen werden, ist die aktive Gemeinschaftsstruktur erhalten geblieben" (20)) boten Diskussionsstoff und Anlaß zu gewissen Zweifeln (21), waren manche Proseminarteil-

nehmer doch schon in vorangegangenen Lehrveranstaltungen und durch mancherlei weiterführende Literatur daraufgekommen, daß eine "Kritik der Grundbegriffe" (22) nötig sei. Derlei Kritisches fand sich allerdings unter "Quellen und Literatur" (23) besagter Schrebergartenarbeit nicht; Richard Weiß' bewährte "Volkskunde der Schweiz" (24) ist dort schon allein deshalb die modernste volkskundliche Arbeit, weil andere gar nicht aufscheinen.

Zu diesem Zeitpunkt begann - noch voll Begeisterung - die Formulierung von möglichen Gruppenthemen, wobei man sich letztlich auf acht Erhebungs (sprich: Problem-) bereiche einigte (25):

1. Statistisch-Legistisches

(Gesetze - Verordnungen - Vereine - Funktionäre - Zahl und Lage der Kleingärten - Flächenwidmungspläne etc.)

2. Historisch-Ideologisches

(Dr. Schreber und seine "sozialen Ideen", Schreberjugend ...)

3. Ökonomisch-Soziales

(Arbeiter und Schrebergarten, Sozialstruktur der Gartenpächter)

4. Materielles

(Haus und Garten)

5. Gesellschaftliches

(Funktion und Wandel der Schutzhäuser)

6. Idealistisches

(Motivation, Schrebergärtner heute)

7. Erzieherisches

(Jugend und Schrebergarten)

8. Kämpferisches

(Bürgerinitiativen)

Spätestens zu diesem Zeitpunkt wurde jedoch klar, daß es Schwierigkeiten geben könnte, einen entsprechenden Zugang sowohl zu Gärtnern als auch zu den Problemen zu finden.

1.3. Fragebogen

In den bisherigen Lehrveranstaltungen war des öfteren der Wunsch artikuliert worden, über die Kleingartenpächter besser informiert zu sein. In Eigeninitiative erstellten daher zwei Proseminaristen (26) einen Fragebogen, welcher gemeinsam besprochen, erweitert und in großer Zahl vervielfältigt wurde. Es kamen in der Folge allerdings nicht alle Exemplare zur Verteilung, da nur einige der Proseminarteilnehmer bei Verbreitung und Auswertung mitwirkten. So sah der Fragebogen aus:

Institut für Volkskunde der Universität Wien
Hanuschgasse 3/IV
1010 Wien
Tel. 52 38 37, 52 42 75

Sehr geehrter Kleingarten-Pächter!

Wir bitten Sie, diesen Fragebogen (der ausschließlich wissenschaftlichen Zwecken dient) vollständig und gewissenhaft auszufüllen. Mit ihm (und der gleichzeitig durch Studenten des Instituts für Volkskunde durchgeführten Befragung) sollen insbesondere die Leistungen und Einstellungen der Wiener Kleingarten-Pächter erhoben werden. Zur Wahrung der Anonymität bitten wir Sie, keine persönlichen Angaben (wie Namen, Adressen etc.) einzusetzen. Die ausgefüllten Fragebogen übergeben Sie bitte im verschlossenen Kuvert der Vereinsleitung.

Zutreffendes bitte ankreuzen bzw. Antwort einsetzen!

1.1. Geschlecht des Pächters:

1. männlich
2. weiblich

1.2. Alter des Pächters:

1. bis 30 J.
2. 30 - 45 J.
3. 45 - 60 J.
4. über 60 J.

- 1.3. Familienstand des Pächters:
1. ledig
 2. verheiratet
 3. verwitwet
 4. geschieden
- 1.4. Ausbildung des Pächters:
1. Pflichtschule
 2. Matura
 3. abgeschlossenes Studium
- 1.5. Monatseinkommen des Pächters:
1. bis 5 000 S
 2. 5 000 - 10 000 S
 3. 15 000 - 20 000 S
 4. 20 000 - 25 000 S
 5. über 25 000 S
- 1.6. Monatseinkommen der Ehefrau/des Ehemannes:
1. bis 5 000 S
 2. 5 000 - 10 000 S
 3. 10 000 - 15 000 S
 4. 15 000 - 20 000 S
 5. 20 000 - 25 000 S
 6. über 25 000 S
- 1.7. Beruf des Pächters:
1. Angestellter
 2. Arbeiter
 3. öffentlich Bediensteter
 4. selbständig Erwerbstätiger
 5. Pensionist
- Zusatzfrage für Pensionisten: bitte bei Fragen 1-4 dennoch einstmals Zutreffendes ankreuzen
- 1.8. Pächter hat den Kleingarten:
1. selbst gepachtet
 2. Pacht von den Eltern übernommen
- 1.9. Dauer des Pachtverhältnisses:
1. bis 5 J.
 2. 5 - 10 J.
 3. 10 - 15 J.
 4. 15 - 20 J.
 5. 20 - 25 J.
 6. 25 - 30 J.
 7. über 30 J. (bitte Dauer einsetzen ... Jahre)

- 1.10. Zahl der Gartenbenützer:
Der Garten wird regelmäßig von insgesamt ... Personen benützt, davon sind ... Kinder bzw. Jugendliche (unter 18 J.)
- 2.1. Ich verbringe im Garten:
1. meine gesamte Freizeit
2. den Großteil meiner Freizeit
3. einen kleinen Teil meiner Freizeit
- 2.2. Ich schätze den Kleingarten wegen:
1. der Gartenarbeit
2. der Erholung
3. der sauberen Umgebung
4. der Ruhe
5. der freundlichen Nachbarn
6.
(auch Mehrfachbeantwortungen möglich!)
- 2.3. Die Freude am Kleingarten ist gestört durch:
1. Beschränkungen durch die Vereinsstatuten
2. die Verpflichtung zu gemeinsamen Arbeiten
3. Lärm der Nachbarn
4. Unverträglichkeit anderer Kleingärtner
5. lärmende und spielende Kinder
6. gartenfremde Passanten
7.
(auch Mehrfachbeantwortungen möglich!)
- 2.4. Ich bin Funktionär des Kleingartenvereines:
1. ja
2. nein
- 2.5. Ich halte den Verein als Interessensvertretung für:
1. notwendig
2. nicht notwendig
- 2.6. Gibt es - außer den jährlichen Generalversammlungen - Vereinsabende:
1. ja
2. nein
- 2.7. Nehmen Sie an diesen Vereinsabenden teil:
1. ja
2. nein
- 2.8. Gibt es in Ihrer Gartenanlage ein Schutzhaus (Gasthaus)?
1. ja
2. nein

- 2.9. Besuchen Sie dieses Schutzhaus:
1. häufig
 2. selten
 3. nicht
- 3.1. Ich habe mein Gartenhaus:
1. selbst gebaut
 2. bauen lassen
 3. von meinem Vorgänger übernommen
 4. übernommen und umgebaut
 5. mein Gartenhaus ist ein Fertighaus
- 3.2. Das Haus ist überwiegend aus:
1. Holz
 2. Ziegel
 3. Beton
 4. Metall
- 3.3. Das Haus ist:
1. winterfest (isoliert und heizbar)
 2. kann nur im Sommer bewohnt werden
- 3.4. Das Haus hat eine verbaute Fläche von ... m²
- 3.5. Das Haus hat ... Räume
- 3.6. Das Haus hat ... Schlafstellen
- 3.7. Das Haus hat:
1. Elektroanschluß
 2. keinen Elektroanschluß
- 3.8. Im Haus ist:
1. ein Wasseranschluß
 2. kein Wasseranschluß
- 3.9. Im Haus ist:
1. eine Toilette
 2. keine Toilette
- 4.1. Die Größe des Gartens beträgt insgesamt ... m²
- 4.2. Der Garten ist eher ein:
1. Ziergarten
 2. Obst- und Gemüsegarten
- 4.3. Im Garten wachsen:
1. Gemüse
 2. Kräuter
 3. Ziersträucher

4. Obst (Bäume, Sträucher, Beete)
 5. Blumen
 6.
(auch Mehrfachbeantwortungen möglich!)
- 4.4. Ich habe den Garten verziert mit:
1. Wasserbecken
 2. Springbrunnen
 3. Miniaturgebäuden
 4. Gartenzwerge
 5. Alpingarten
 6. Blumenbehältnissen
 7.
(auch Mehrfachbeantwortungen möglich!)
- 4.5. Im Garten befinden sich:
1. Schaukel etc.
 2. Sandkiste
 3. Tischtennistisch
 4. Planschbecken
 5.
(auch Mehrfachbeantwortungen möglich!)
- 5.1. Halten Sie Tiere im Garten:
1. ja
 2. nein
- 5.2. Art und Anzahl der Tiere:
- 5.3. Haben Sie früher im Garten Tiere gehalten:
1. ja
 2. nein
- 5.4. Wenn ja, bis wann:
Bis zum Jahre 19..
- 5.5. Art der einstmals gehaltenen Tiere:
- 6.1. Würden Sie, wenn die Möglichkeit dazu bestünde, Ihren Kleinarten kaufen:
1. ja
 2. nein
- 6.2. Finden Sie, daß es in Wien ausreichend Kleingärten gibt:
1. ja
 2. nein
- 6.3. Wer sollte bei der Vergabe von Kleingärten als Pächter in Frage kommen:
1. sozial bedürftige Familien

2. kinderreiche Familien
3. Pensionisten
4. Einzelpersonen
5. jeder österreichische Staatsbürger
6. auch Ausländer
7.

Wir danken für Ihre Mühe!

Die Auswertung der insgesamt 41 Fragen sollte sowohl hinsichtlich der gestellten Themen vorgenommen werden als auch der Erringung eines Gesamtüberblicks dienen. Durch eine gewisse Streuung erhoffte man eine einigermaßen abgesicherte Repräsentativität der Aussagen zu erreichen.

1.4. Schrebergarten und Architektur (27)

Im Verlaufe der Suche nach einschlägiger und brauchbarer Literatur war man auf Publikationen von Wiener Architekten bzw. Architekturstudenten gestoßen. Der in der Folge hergestellte Kontakt zu einem Mitglied dieser Gruppe, Dipl. Ing. Maria Auböck, führte dazu, daß diese a) die in Frage kommende Literatur (28) zur Verfügung stellte und b) während des Proseminars ausführlich sowohl über die durchgeführten Untersuchungen als auch über gegenwärtige Projekte referierte. Im Studienjahr 1971/72 hatte M. Auböck gemeinsam mit G. Köhler und P. Mutewsky am 2. Institut für Hochbau und Entwerfen 4 der TU Wien eine Jahresarbeit "Schre-

bergärten in Wien. Analyse" abgeliefert, welche wie folgt gegliedert war:

1. Die geschichtlichen Hintergründe, die zur Entstehung der Kleingärten führten.
2. Eine Analyse der Kleingärten heute, und ihre Funktion in der Stadtstruktur.
3. Eine Analyse des bautechnischen Niveaus des Schrebergärtners als Bastler, Baumeister und Gärtner.
4. Eine Analyse des menschlichen Bedürfnisses nach Gestalten der eigenen Umwelt an Hand der Wiener Kleingärten und der Baulichkeiten darauf (29).

Da diese Arbeit (deren Ziel u. a. eine Förderung des Kleingartenwesens war) veröffentlicht vorliegt, erübrigt es sich, weiter auf sie einzugehen. Den Proseminarteilnehmern bot sie jedenfalls mehr Denkanstöße und Materialien als die oben mehrfach angeführte Dissertation. Noch wichtiger aber waren die praktischen Hinweise von M. Auböck, verschiedenste Gartenanlagen und Kleingartenvereine in Wien betreffend. Zudem stellte sie Kontakte zum 1. Simmeringer Kleingartenverein "Neugebäude" her. Diese Kleingartensiedlung war durch die Bemühungen des Vereinsvorstandes und unter tatkräftiger Mithilfe von die sogenannte Flachbauweise befürwortenden Architekten zur dauernd bewohnbaren Gartensiedlung umgewidmet worden (30).

1.5. Planung und Durchführung der empirischen Arbeit

Nach diesen - relativ zeitaufwendigen - Vorbereitungen ging es nun an die endgültige Planung hinsichtlich Art und Ort der Befragungen.

Im Vordergrund sollten - soweit dies die Themen erforderten - persönliche Gespräche stehen. Die Verteilung, insbesondere aber die Rückgabe der Fragebogen war hauptsächlich durch die jeweilige Vereinsleitung vorgesehen, Kontakte zum Vorstand waren daher vorrangig. Um Zweigleisigkeit zu vermeiden, hatten die Teilnehmer anzugeben, in welchen Kleingärten sie arbeiten wollten. In insgesamt 20 Anlagen wurden schließlich Befragungen durchgeführt: "Heustadelwasser", Wien 2, "Wasserwiese", Wien 2, "Arsenal", Wien 3, "Zwillingsee", Wien 10, "Am Neugebäude", Wien 11, "Ober-St. Veiter Familiengärten", Wien 13, "Winzerhaus", Wien 13, "Am Ameisbach", Wien 14, "Spallart", Wien 14, "Zukunft", Wien 15, "Predigtstuhl", Wien 17, "Windmühlhöhe a. d. Glanzing", Wien 18, "Sommerhaide", Wien 19, "Blumenfreunde", Wien 21, "Bräuische Siedlung Pragerstraße", Wien 21, "Im Äugl", Wien 21, "Am Telefonweg", Wien 22, "Gänsehäufel", Wien 22, "Neu Florida", Wien 22, "Schloßsee", Wien 23. In den wöchentlich stattfindenden Proseminaren wurde dann über den Fortschritt der Arbeit referiert. Da die Referate erst zu Beginn des nächsten Semesters abgegeben werden mußten, standen die Sommermonate noch für Interviews sowie für die schriftliche Fassung zur Verfügung. Eine Schlußbesprechung wurde für Oktober 1981 anberaumt und auch durchgeführt.

1.6. Probleme

Was hier so problemlos klingt, war es keineswegs. Diese Feststellung ist wesentlicher Teil des Projektberichts. Die Gründe dafür waren vielfältig; drei entscheidende seien genannt: 1. im Vergleich

mit anderen Lehrveranstaltungen war der Arbeitsaufwand unverhältnismäßig hoch; 2. der Einstieg gestaltete sich überaus schwierig, da a) zumeist Kontakte zu Schrebergärtnern fehlten, b) keine methodischen Erfahrungen bestanden, sowohl was die Faßbarkeit der Probleme als auch was die Durchführung von Befragungen betraf; 3. die lange Dauer rief bei vielen Teilnehmern das Gefühl hervor, zu wenig geleistet zu haben, gepaart mit steigender Abneigung gegen alles, was mit Schrebergärten zusammenhing.

Der Projektleiter stand dieser Entwicklung, auch das muß gesagt werden, einigermaßen ratlos gegenüber. Die mehrmalige Lektüre von Konrad Köstlins 1971 geschriebenem Praktikumsbericht zum Thema "Kleingärten" (31) half da nichts, daraus ergab sich für den Referenten lediglich eine gewisse Einsicht, nämlich: 1. zu wenig über die in anderen volkskundlichen Instituten geplanten und durchgeführten Praktika zu wissen, 2. das Theorie - Praxis Probleme im Hinblick auf die Themenstellung nicht völlig gelöst zu haben.

Auch Parallelen zeigten sich: die Fragekomplexe (die in Wien unabhängig von Köstlins Auflistung (32) formuliert wurden), die zeitweise (später überwiegende) Mühseligkeit und Langatmigkeit sowie letztlich der Wunsch, an geeigneter Stelle über das Projekt zu berichten.

2. Die Proseminararbeiten (33)

Über die Proseminararbeiten detailliert zu referieren, ist in diesem Zusammenhang weder nötig noch möglich. Es muß genügen, hier gewisse zusammenfassende Einsichten wiederzugeben, soweit sie für

das Thema "Kleingartenwesen" bedeutsam, von allgemeinem volkskundlichem Interesse oder geeignet sind, Feststellungen in der Dissertation von F. Schmidt zu korrigieren. Daß die Arbeiten unterschiedlich ausfielen, war weiter nicht überraschend; überraschend war jedoch die teilweise geäußerte Selbstkritik sowie die von einem Teilnehmer formulierte Erkenntnis, daß es letztlich bei wissenschaftlicher Betätigung um das Bewußtsein des Sinns der eigenen Existenz gehe. Erstaunlich war aber auch die hohe Rücklaufquote der Fragebogen (34), deren Auswertung zum Teil getrennt von den eigentlichen Themenausarbeitungen vorgenommen wurde - in andere Berichte hingegen flossen die Fragebogenergebnisse direkt ein. Ihren Sinn, den Proseminaristen breitere Informationen über Kleingartenpächter, deren Wünsche und Vorstellungen, über Haus- und Gartengestaltung etc. zu vermitteln, hat die Befragungsaktion jedenfalls erfüllt.

2.1. Kleingärten in Wien: Statistik - gesetzliche Grundlagen und Statuten - Vereine

1980 gab es in Wien 34.206 Kleingärten auf einer Gesamtfläche von 1.352,09 Hektar (davon 721,01 ha in Gemeindebesitz, 172,76 ha im Eigentum des Bundes bzw. der ÖBB und 458,32 ha in privaten Händen). Allerdings lagen 17.594 Gärten, also gut 50 %, auf nicht entsprechend gewidmeten Flächen.

Über den privaten Bereich liegen kaum greifbare Unterlagen vor, die Vereine (die als Pächter der Anlagen auf Gemeindegrund funktionieren) sind hingegen registriert: 243 (mit etwa 26.000 Mitgliedern). Sie sind wiederum im Wiener Landesverband des Zentralverbandes der Kleingärtner, Siedler und Kleintierzüchter Öster-

reichs vereinigt.

Kleingartenanlagen finden sich in Wien in den Bezirken 2, 3, 10 bis 23. Seitens der Gemeinde Wien sind die Magistratsabteilungen 18 (zuständig für Flächenwidmungs- und Bebauungspläne (35)) und 69 (Kleingartenreferat, Sitz des Kleingartenbeirates) mit Kleingartenproblemen beschäftigt (36). Erste gesetzliche Regelungen des Kleingartenwesens gehen bis 1928 zurück; in diesem Jahr wurde die "Kleingartenordnung für Wien" erlassen, um das in den damaligen wirtschaftlichen Notzeiten übliche wilde Siedeln und Bauen in geregelte Bahnen zu lenken (37). Derzeit stellt das Wiener Kleingartengesetz 1979 die gesetzliche Basis dar; in ihm sind insbesondere die Schaffung und Nutzung von Kleingärten (mit entsprechenden Bauvorschriften) geregelt. Ein Kleingartenbeirat, bestehend aus Vertretern der Gemeinde sowie des Zentral- und des Landesverbandes der Kleingärtner, ist durch dieses Gesetz konstituiert worden. Eine wichtige Rolle spielen der oben erwähnte Zentral- und besonders der Landesverband für Wien, welcher vielfach auch als Generalpächter der Gartenanlagen auftritt. Von diesem Verband ausgearbeitete Statuten sind von den meisten inkorporierten Vereinen nahezu unverändert übernommen worden. Diese Vereine erlassen für von ihnen betreute Gärten Gartenordnungen, in denen in zumeist recht rigider Weise das "Gartenleben" geregelt ist. Kontrollen und Verbote überwiegen, persönliche Freiheit wird mehr als eingeengt. Es sind also keineswegs "ungeschriebene Gesetze", die nach Meinung F. Schmidts das Zusammenleben der Kleingärtner regeln (38), und es ist auch nicht so, daß die - zweifelsohne in vielen Vereinen durchsetzbaren - demokratischen Rechte entsprechend genützt werden: eine große Zahl von Gartenpächtern hat nach eigener Aussage nur dann Interesse am Vereinsleben, wenn die Gartenanlage gefährdet erscheint.

Damit zu hier und später Gesagtem keine Mißverständnisse aufkommen: der Autor spricht sich keineswegs gegen ein auf begrenztem Raum unbedingt nötiges geregeltes Zusammenleben von Menschen aus, doch müssen diese Regeln demokratisch, anpassungsfähig, tolerant sein und ständig - und zwar durch die Betroffenen - den wechselnden Gegebenheiten angeglichen werden. Die Vorvordern der heutigen Kleingärtner haben das noch gewußt: "Revolution durch Evolution" lautete der Wahlspruch des Österreichischen Verbandes für Siedlungs- und Kleingartenwesen (39).

2.2. Die sozialen Ideen des Dr. Schreber

Der Leipziger Arzt Dr. Daniel Schreber (1808-1861) gilt ganz allgemein als "Begründer" der nach ihm benannten Gärten (die in den Armengärten des frühen 19. Jahrhunderts Vorformen haben). Tatsächlich haben erst nach seinem Tode seine Mitarbeiter Hauschild (+ 1866) und Gesell (+ 1879) zuerst einen Verein gegründet und dann Parzellen zur Bebauung geschaffen.

Für die Proseminarteilnehmer stellte sich nun die Frage, inwieweit die Schreber'schen Ideen heute noch wirken. Das Ergebnis, kurz zusammengefaßt: weder die Person von Dr. Schreber (sieht man vom Namen ab) noch seine Ideen sind heute vielen seiner "Nachgärtner" bekannt (Zitat eines Wortwechsels: "Das war ein Deutscher". "Aber geh, ist ja nicht wahr, das war doch ein sozialistischer Abgeordneter"). Das ist auch gut so, denn seine pädagogischen Bemühungen und Forderungen - sieht man einmal von der Erkenntnis ab, daß frische Luft für Städter gesund sei -, die etwa F. Schmidt 1975 noch als "besonders aktuell" bezeichnet (40), entpuppen sich bei näherem Hinsehen als Perversitäten (41), die u. a.

zum "Fall Schreber" führten (der Sohn des "großen Pädagogen" war, wie die psychoanalytische Forschung zweifelsfrei nachweisen konnte (42), den väterlichen Erziehungsmethoden nicht gewachsen gewesen und im Irrenhaus gelandet).

Die sozialen Ideen, die in Wien ab 1903 zur Schaffung der ersten Kleingärten führten, waren nicht von Dr. Schreber, sondern aus der Not geboren: Hebung des Einkommens (durch Ertrag des Gartens) und Hebung des Gesundheitszustandes (durch Aufenthalt und Beschäftigung in freier Luft) (43).

2.3. Kleingärtner: Berufe und Sozialstruktur

Eigentlich sollte dieses Kapitel "Arbeiter und Schrebergarten" heißen, weil man vorerst einmal hypothetisch annehmen konnte, die "proletarische Vergangenheit" der Kleingärten aus der 1. Republik hätte irgendwo in der Gegenwart eine Fortsetzung gefunden. Nun, sie hat nicht (auch anderswo nicht; daher gibt's so viele Untersuchungen zur vergangenen und kaum welche zur gegenwärtigen Arbeiterkultur (44)). Es ist vielmehr so, daß die Zusammensetzung der Kleingärtner nach Einkommens- und Berufsgruppenschichten in etwa der der Stadtbevölkerung entspricht. Die meisten Pächter sind also keineswegs "Unbemittelte"; die ehemalige Aufgabe des "Armengartens" üben die Kleingärten daher nirgends mehr aus. Je jünger die "Kleingärtner" sind, desto höher deren Einkommen sowie die soziale Stellung. Dies hängt nicht nur damit zusammen, daß die Gartenpächter der 2. und 3. Generation eben nicht mehr Arbeiter, sondern überwiegend Angestellte, Beamte etc. sind, sondern daß Neuverpachtungen für untere Sozialschichten gar nicht in Frage kommen (und zwar trotz des in Wien sehr geringen Pachtbetrags von

S 5,19 pro m² und Jahr). Es werden nämlich seitens der Vereine recht hohe Ablösen verlangt, wovon nur ein Teil den Vorpächtern zukommt. Ausschlaggebend für die Ablösen sind die gestiegene Nachfrage und die oftmals hochwertige bauliche Ausgestaltung. Wer heute offiziell einen Garten pachten will, hat ein Ansuchen an den Landesverband zu stellen, in welchem auch die finanziellen Möglichkeiten anzuführen sind. Ablösen von einigen hunderttausend Schilling sind jedenfalls keine Seltenheit. Mit - allerdings durch Kreditgewährung leichter aufbringbaren - Aufwendungen von an die 400.000 Schilling werden auch jene vorgemerkten 2500 Bewerber rechnen müssen, welche hoffen, einen der 2000 in den nächsten fünf Jahren neuzuschaffenden Kleingärten - mit 35 m² Häuschen - zu erhalten (45). Sieht man einmal von den Pensionisten ab (46), so sind Kleingärten "zum Hobby einer Mittelklasse geworden, die Blumen zieht und den Rasen betreut" (47).

2.4. Häuschenbau - Gartengestaltung

Das einstige Bild der Schrebergartenhäuschen - gebaut mit Improvisationstalent, Liebe zum Detail, aus verschiedensten Materialien, funktionsgerecht und variantenreich - ändert sich heute mehr und mehr: das schon mehrfach zitierte Wiener Kleingartengesetz enthält genaue Bestimmungen über: Größe (höchstens 35 m²), Gebäudehöhe (3,50 m), Dachform, Bauform, Baustoff, Farbe, Balkone, Stiegenmaße, Kellerausbauten, Fußbodenniveau, Abort etc. (48).

Da es hier nicht um eine Analyse der Vergangenheit, sondern eher um einen Ausblick in die Zukunft geht, ist klar: nicht Individualität, sondern Vereinheitlichung und Normierung werden offiziell bevorzugt und daher - siehe viele neue Anlagen - auch geschaffen.

Noch ist zwar die Spannweite der Bauten (von der einfachen Laube bis zur - verbotenen - winterfesten Kleinvilla) groß, doch scheint, was das Autorenkollektiv Auböck - Köhler - Mutewsky 1972 noch als Schreckgespenst an die Wand der Schrebergartenhäuschen malte, nämlich die vom sozialen Wohnbau bekannte "Anonymität und Verdosung" (49), langsam technokratische Wirklichkeit zu werden.

Ähnliches gilt, wenn auch in abgeschwächtem Maße, für die Gartengestaltung. Die Entwicklung vom - einstmals wirtschaftlich bedingten - Nutzgarten zum Ziergarten ist offensichtlich. Hier gibt es jedoch eine Fülle von Übergangsformen und trotz normierender Bestimmungen (etwa Baumhöhe, Hecken sowie das überwiegende Verbot der einstmals weitverbreiteten Kleintierhaltung betreffend (50)) sind die individuellen Möglichkeiten vielfältig. Doch scheint, wenn man offenen Auges durch die Kleingartenanlagen geht, die Zeit der Schrebergartenkreativität (Motto: "Der Gartenzwerg als Element der Gartengestaltung") langsam zu Ende zu gehen. Die Normen einer eigenen "Schrebergartenkultur", einstmals durch andere Formen als die der herrschenden Ästhetik geprägt, sind heute anders als früher: die Übernahme typisierter Gestaltungsmuster und eine kollektive Orientierung sind nicht nur Folgen von Vorschriften, sondern Zeichen einer kollektiven Gesellschaft, die Integration und Assimilation als erstrebenswert und Emanzipation (noch immer? schon wieder?) als verdächtig ansieht.

2.5. Schutzhäuser

Als Gemeinschaftseinrichtungen dienten früher die "Schutzhäuser", oftmals von der Gründergeneration gemeinsam errichtet. Bei der Namensgebung standen die alpinen Vereine Pate; ihr Zweck war,

als Vereinsheim Mittelpunkt und kommunikatives Zentrum der Kleingartenkolonie zu sein. Heute sind die in der Zwischenkriegszeit üblichen Theateraufführungen der kleingärtnerischen Laiengruppen nur noch Geschichte. Wenn F. Schmidt schreibt, daß man sich hier "gruppenweise zum 'Fachsimpeln' oder zu Karten- und Schachpartien zusammen(findet)" und daß neben Generalversammlungen und Vereinsabenden auch verschiedenste Veranstaltungen und Feiern stattfänden (51), so kann damit nur die Ausnahme und nicht die Regel gemeint sein. Viele dieser Aktivitäten haben nämlich mit den Kleingärtnern nichts zu tun, sondern heben den Umsatz der angeschlossenen, zumeist von Pächtern geführten gastgewerblichen Betriebe. Die Analyse von vier in durchaus unterschiedlichen Anlagen situierten Schutzhäusern im Rahmen des Proseminars hat nämlich folgendes ergeben: das Schutzhaus hat seine Funktion als Kommunikationsstätte für die Schrebergärtner weitgehend verloren. Ihr Interesse richtet sich auf den eigenen Garten, das eigene Haus. Und auch bei noch vorhandenem "Vereinsbewußtsein" (überall dort ausgeprägt, wo gemeinsam um den Erhalt der Anlage oder um eine Um- bzw. Neuwidmung gekämpft werden muß) sind die Gärtner kaum noch an einer aktiven Freizeitgestaltung im Rahmen des Vereins und des vereinseigenen Schutzhauses interessiert. Letzteres ist öffentliche Gaststätte, die Kundschaft nicht identisch mit den Vereinsmitgliedern. Resumé der Befragungen: "Von der idyllischen Vorstellung eines Schutzhauses als Ort der Zuflucht und Geborgenheit ist nichts geblieben als ein mehr oder weniger gut geführtes Beisel" (52).

2.6. Schrebergärtner heute - warum Schrebergarten?

Hier genügt es, die Antworten auf die Fragen 2.1. und 2.2. des 282

Fragebogens zusammenzufassen: Erholung - Gartenarbeit - Ruhe - Freizeit - saubere Umgebung sind die Stichworte, welche die Vorteile der Schrebergärten widerspiegeln. Diese werden als unterste Stufe von eigenem Grund und Boden angesehen (und ein überwiegender Teil der Befragten möchte - wenn diese Möglichkeit bestünde oder geschaffen würde - den Garten käuflich erwerben). Ein gewisses Besitzdenken ist - trotz des Pachtverhältnisses und der daraus resultierenden Unsicherheit - nicht zu übersehen. Ein zuständiger Beamter sieht das so: "Kleingärtner nehmen gern, wollen aber nichts hergeben" (53). Doch wer will das schon?

2.7. Jugend und Schrebergarten

Unbestritten soll hier einmal die Feststellung bleiben, daß der Aufenthalt im Grünen gesund ist. Daß Kleinkinder sich im Kleingarten relativ frei bewegen können, jedenfalls freier als in Stadtwohnungen, ist ebenfalls richtig. Von sich zwanglos zusammenfindenden "Kleingruppen" und "ungezwungenen Spielmöglichkeiten", welche sich "auf die Entwicklung der Kreativität und der individuellen Fähigkeiten der Kinder günstig auswirken", wie F. Schmidt meint (54), kann aber wohl nur in Ausnahmefällen die Rede sein. Die Regelfälle sind: Radfahren und Ballspielen verboten, Sonntagsruhe, Mittagsruhe, ältere Nachbarn, lärmempfindliche Nachbarn, kinderlose Nachbarn, autoritäre Vereinsführungen... Eigene Kinderspielplätze sind selten, Aktivitäten für Kinder (Theater, Faschings-, Sommerfest) ebenso. Kein Wunder, daß die Gruppe der 10- bis 14jährigen den Schrebergärten gegenüber gar nicht mehr so positiv eingestellt ist. Die 14- bis 18jährigen haben überwiegend andere Interessen; mit beruflicher "Etablierung" denkt man aber allmählich an eine

spätere Übernahme des Gartens.

So unrecht hat er also nicht, der Gemeinderedakteur Reinhold Perner, wenn er im Schrebergarten in seiner bisherigen Form ein "sträucherbegrenztes Rasenghetto" sieht, in welchem die Heranwachsenden zu "Eigenbrötlertum und uneingeschränktem Besitzdenken" erzogen werden (55). Das wird der Autor der Schrebergartendissertation wohl nicht als Hineinwachsen der Kinder in Tradition und Gemeinschaft angesehen haben (56) oder etwa doch? Die Verwendung der Floskel "ungeschriebene Gesetze" bei so vielen schriftlich fixierten Verordnungen und Verboten macht jedenfalls mißtrauisch. Es sei ihm jedoch nicht unterstellt, daß er das Fehlen einer Parallelinstitution zum "Verband deutscher Schreberjugend" (57) bedauert - für derartig straffe Organisationsformen haben die Wiener Schrebergärtner früher wie heute wenig übriggehabt.

2.8. Bürgerinitiativen

Organisieren (nach außen hin) mußte man sich - nach einem halben Jahrhundert Pause - erst wieder etwa Mitte der 70er Jahre. Die großen Demonstrationen der 1. Republik (mit 50.000 Teilnehmern) hatten der Rechtfertigung und Unterstützung der Kleingartenbewegung, der wilden Landnahme gedient (es waren demokratische, politische, solidarische Demonstrationen gewesen), die Aufmärsche ab 1974 waren hingegen egozentrisch auf die Sicherung des eigenen Besitzes ausgerichtet. Schon vorher hatte es Unterschriftenaktionen gegen Absiedlungen von Kleingärten gegeben, zumeist ohne Erfolg. Gründe für die Schleifung von Gartenanlagen waren überwiegend Bauvorhaben der Grundbesitzer (Gemeinde, ÖBB), wobei lediglich die Pachtverträge gekündigt werden mußten. Dies war umso leichter

möglich, als viele der betroffenen Gebiete keine entsprechende Kleingarten-Widmung besaßen.

Die Unterschriftenaktionen und Protestmärsche der Betroffenen zeitigten - spät, aber doch - Früchte: Kompromisse wurden gesucht, Ersatzgrundstücke angeboten und auch angenommen. Ging es bei diesen Initiativen um die "nackte Existenz", so strebten andere die Umwidmung in Gartensiedlungen an, welche seit 1976 rechtlich möglich sind und eine ganzjährige Wohnbarkeit und größere Häuser erlauben. Dieser organisierte - und von den Boulevardpresse unterstützte - Widerstand hat aber nicht von Anfang an die Unterstützung der nicht betroffenen Öffentlichkeit besessen, weil diese ja keinen Nutzen an den - vielfach hermetisch abgeschlossenen - Kleingärten hatte. Erst ein erhöhtes Umweltbewußtsein schuf größere Bereitschaft, gegen umweltzerstörerische Maßnahmen zu protestieren, was den Kleingärtnern zugute kommt. Daß sie in Wien zu den ersten zählten, die (aus welchen Gründen immer) für eine reine Natur und gegen eine Zerstörung der städtischen Umwelt auftraten, sei hier mit allem Nachdruck festgestellt.

3. Nachbemerkung

Der dem eigentlichen Thema des Berichts vorausgeschickten Vorbemerkung sei eine Nachbemerkung zur Seite gestellt. Eine Nachbemerkung, in welcher der Frage "Was soll's" zumindest einige Sätze gewidmet werden müssen; schließlich hat sich ja - außer daß gewisse Zweifel an Begriffen wie "Tradition" und "Gemeinschaft" erhärtet wurden - nur gezeigt, daß Schrebergärtner Leute sind, die einen Kleingarten gepachtet haben, nicht wissen, wer Dr. Schreiber war, durch Vorschriften gegängelt werden und dennoch

bereit sind, ihre "Rechte" zu verteidigen. Nichtsdestoweniger: eine Rechtfertigung brauchen Thema und Proseminararbeiten nicht. Jedem Bereich könnte ein "traditionelles" volkskundliches "Pendant" gegenübergestellt werden (Volkskunst, Hausformen, Kinderspiel, um nur ein paar Beispiele zu nennen). Ungewöhnlich ist vielleicht, daß es zumeist keine Fakten sind, die da aufgezählt wurden, doch mit dem Motto "Probleme statt Fakten" (58) wissen sich Proseminaristen und Berichtersteller in bester volkskundlicher Gesellschaft. Dennoch scheint dem Referenten nach diesem Absicherungsversuch noch etwas nötig: nämlich ein zaghafter Schritt in jene Richtung, die sich volkskundliche bzw. kulturwissenschaftliche Praxis nennt. Sie könnte, angesichts des Vorgetragenen, lauten:

- demokratische Freiheit bedingt und bringt Kultur, bürokratische Vorschriften bringen sie um
- die Kultur der Arbeiter(bewegung) der 1. Republik sollte nicht nur Gegenstand nostalgischer Ausstellungen (59), sondern Anstoß zum Überdenken der Kultur der heutigen Arbeiter sein
- macht die Städte lebenswerter, dann braucht es keine (zusätzlichen) Kleingärten
- soziale Einrichtungen der öffentlichen Hand müssen den sozial Bedürftigen zukommen (60)
- jedem ein eigener Schreber- pardon: Kleingarten

Die Praxisbezüge sind beliebig fortzusetzen, diese fünf Beispiele mögen genügen.

Hier breche ich, nicht nur aus Zeitgründen ab; eher aus der Unsicherheit heraus, zwar zu ahnen, wie eine derartige Praxis aussehen soll, aber den rechten Weg dorthin nicht zu wissen. Den zu finden braucht's wohl die Hilfe aller, die in der Volkskunde eine gegenwartsbezogene Wissenschaft mit Zukunft sehen. Es wurde schon eingangs gesagt: die Gegenwart ist schwer zu bewältigen, auch für die Volkskunde.

Anmerkungen

1. Leopold Schmidt, Gegenwartsvolkskunde. Eine bibliographische Einführung (=Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Sonderband 1). Wien 1976, S. 10.
2. Leopold Schmidt, Die Volkskunde als Geisteswissenschaft (1974). Wiederabgedruckt in: Klaus Beitzl (Hg.), Gedenkschrift für Leopold Schmidt (1912-1981) zum 70. Geburtstag (=Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, N.S., Bd. 4; zugleich Österreichische volkskundliche Bibliographie, Supplementreihe: Personalbibliographien, Bd. 2), Wien 1982, S. 26 ff., hier S. 30.
3. Lenz Kriss-Rettenbeck, Volkskunde oder ...? Selbstaufgabe oder Neugestaltung. Vortrag, gehalten am 20.3.1981 anlässlich der Ordentlichen Generalversammlung des Vereins für Volkskunde in Wien.
4. Vgl. dazu: Leopold Schmidt, Probleme der Gegenwartsvolkskunde (=Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Nr. 1). Wien 1974.
5. Leopold Schmidt (wie Anm. 4), S. 11.
6. Leopold Schmidt (wie Anm. 4), S. 15.
7. Martin Scharfe, Kritik des Kanons. In: Abschied vom Volksleben (=Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 27), Tübingen 1970, S. 74 ff.
8. Wiedergegeben in: Wolfgang Brückner (Hg.), Falkensteiner Protokolle, Frankfurt/M. 1971, S. 311.
9. Veröffentlicht in: Mitteilungsblatt der Universität Wien, Studienjahr 1978/79, 13a. Stück, ausgegeben am 9.4.1979, S. 142f.
10. An deren Beginn steht: Leopold Schmidt, Wiener Volkskunde. Ein Aufriß (=Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Ergänzungsbd. 16). Wien-Leipzig 1940.
11. Wandschmuckforschung am Tübinger Ludwig-Uhland-Institut. In: Zeitschrift für Volkskunde, 66. Jg., 1970, S. 87 ff. - Vgl. auch: Hannes Sturzenegger, Volkstümlicher Wandschmuck in

Zürcher Familien. Wesen und Funktion (=Europäische Hochschulschriften, Reihe XIX, Bd. 2). Bern 1970; Heinz Schilling, Wandschmuck unterer Sozialschichten. Empirische Untersuchungen zu einem kulturalen Phänomen und seiner Vermittlung (=Europäische Hochschulschriften, Reihe XIX, Bd. 4). Bern-Frankfurt/M. 1971.

12. So die grundlegenden Arbeiten von Hermann Bausinger (Vereine als Gegenstand volkskundlicher Forschung. In: Zeitschrift für Volkskunde, 55. Jg., 1959, S. 98 ff.) und Herbert Freudenthal (Vereine in Hamburg. Ein Beitrag zur Geschichte und Volkskunde der Geselligkeit (=Volkskundliche Studien, Bd. IV). Hamburg 1968). - Für Wien siehe u. a. die Aufsätze und Anregungen von Rudolf A. Hrandek (Beiträge zur Kenntnis des Wiener Vereinslebens. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XII/61, Wien 1958, S. 205 ff.) und Franz J. Grieshofer (Das Vereinswesen in Wien. Ein volkskundlicher Aufriß. In: Bericht über den 14. Österreichischen Historikertag in Wien vom 3.-7.4.1978 (=Veröffentlichung des Verbandes Österreichischer Geschichtsvereine 22), hrsg. v. Verband Österreichischer Geschichtsvereine, Wien 1979, S. 221 ff.). - Zum Thema "Vereine" vgl. neuerdings: Michael Martischinig, Vereine als Träger von Volkskultur in der Gegenwart am Beispiel Mattersburg (=Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, Sitzungsberichte 392. Bd.; zugleich: Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Nr. 9). Wien 1982.

13. Erhard Fischer-Wellenborn, Die kulturelle Rolle der Sparvereine in Wien. Phil. Diss. Wien 1975.

14. Franz Schmidt, Der Schrebergarten als kultureller Faktor. Ein Überblick über das Kleingartenwesen von seinen Anfängen bis in die heutige Zeit unter besonderer Berücksichtigung des Raumes Wien. Phil. Diss. Wien 1975.

15. Reinald Hübl, Mehr Luft, mehr Grün, mehr Gärten. 25 Folgen, erschienen ab 5.4.1975 in der "Neuen Kronen Zeitung".

16. Veröffentlicht in: Landesgesetzblatt für Wien, Jg. 1979, 3. Stück, ausgegeben am 26.1.1979. Die Bezeichnungen "Schrebergarten" und "Schrebergärtner" sind zwar keine offiziellen Benennungen, sie werden aber in der Folge als allgemein verständliche und gebräuchliche Synonyme von "Kleingarten" und "Kleingärtner" beibehalten.

17. Franz Schmidt (wie Anm. 14).
18. Franz Schmidt (wie Anm. 14), S. 6.
19. Franz Schmidt (wie Anm. 14), S. 255.
20. Franz Schmidt (wie Anm. 14), S. 257.
21. Diese Zweifel wurden zuerst in schriftlichen Stellungnahmen zu dieser Dissertation formuliert und anschließend entsprechend diskutiert.
22. Dazu vor allem: Hermann Bausinger, Volkskunde. Von der Altertumswissenschaft zur Kulturanalyse. Berlin-Darmstadt o.J., S. 74 ff.
23. Franz Schmidt (wie Anm. 14), S. 259 ff.
24. Richard Weiß, Volkskunde der Schweiz. Erlenbach-Zürich (1946).
25. Die hier verwendeten zusammenfassenden "Überschriften" wurden vom Autor erst für diesen Beitrag formuliert.
26. H. und S. Reichenfelser.
27. Daß es in Wien zwischen Architekten und Kleingarten- bzw. Siedlerbewegung schon in der 1. Republik rege Kontakte gab, sei hier zumindest erwähnt. Vgl. dazu die 1982/83 gezeigte Ausstellung "Die Wiener Siedlerbewegung 1918 - 1934" (mit Katalog - Sonderheft ARCH -, der zahlreiche, auch für die Volkskunde als Kulturwissenschaft wichtige Literaturhinweise enthält) sowie ein unlängst erschienenes Buch von Wilfried Posch (Die Wiener Gartenstadtbewegung (=Tusch-Urbanistica-1). Wien 1981).
28. Maria Auböck - Gerd Köhler - Peter Mutewsky, Schrebergärten in Wien. Analyse. Wien 1972; dieselben, Anonyme Architektur oder architektonische Anonymität? Schrebergärten. In: Architektur aktuell, 7. Jg., Heft 38/1973, 15.11.1973, S. 31 ff.
29. Maria Auböck u.a. (wie Anm. 18), S. 3.
30. Gartensiedlungen sind Gärten von mindestens 250 m² Fläche, in denen ganzjährig bewohnbare Häuser bis zu 150 m² errichtet

werden dürfen.

31. Konrad K ö s t l i n , Volkskundliches Praktikum: Kleingärten. In: Kieler Blätter zur Volkskunde, III/1971, S. 139 ff.

32. Konrad K ö s t l i n (wie Anm. 31), S. 148 f.

33. Diese liegen im Institut für Volkskunde der Universität Wien gesammelt auf. Folgende Studierende haben mitgearbeitet (in Klammer das betreffende Kapitel): U. Cech (2.6), P. Helm (2.2), J. Hiolski (2.6), E. Hofleitner (2.1), E. Hueber (2.6), A. Jurtschitsch (2.4.), I. Kohout (2.7), H. Nikitsch (2.3), R. Orthofer (2.6), J. Perschy (2.2), H. und S. Reichenfelder (2.8), M. Resch (2.4), S. Rökl (2.3), E. und H. Schwarz (2.1), I. Simon (2.7), W. Slapansky (2.8), S. Stöphl (2.5), I. Utvary (2.3), M. Walcher (2.5), A. Wessely (2.4). - Die Reihenfolge der Arbeiten in diesem 2. Kapitel gleicht der in Abschnitt 1.2 gewählten Abfolge, die Überschriften entsprechen den von den Teilnehmern für ihre Arbeiten gewählten bzw. geben diese verkürzt wieder.

34. Von 306 in vier Kleingartenanlagen verteilten Fragebogen kamen 139, das sind 45,5 %, ausgefüllt zurück.

35. Ralph G ä l z e r - Hans-Jörg Hansely , Grünraum, Freizeit und Erholung. Stadtentwicklungsplan Wien. Probleme, Entwicklungstendenzen, Ziele. Wien 1980.

36. Auskünfte erteilten: MA 18, MA 69, Zentral- und Landesverband der Kleingärtner ...; die Bereitschaft dazu hielt sich allerdings in Grenzen. Eindruck: von Transparenz, sowohl Planung als auch Vergabe der Gärten betreffend, hält man nicht viel.

37. Franz S c h m i d t (wie Anm. 14), S. 131.

38. Franz S c h m i d t (wie Anm. 14), S. 256.

39. Wilfried P o s c h (wie Anm. 27), S. 4.

40. Franz S c h m i d t (wie Anm. 14), S. 24).

41. Daniel G. M. S c h r e b e r , Ärztliche Zimmerymnastik. Leipzig 1857; d e r s . , Kallipaedie oder Erziehung zur Schönheit. Leipzig 1858.

42. Schatzman, Morton: Die Angst vor dem Vater. Reinbek bei Hamburg 1974; W. G. Niederland, Der Fall Schreber. Frankfurt 1978.
43. Vgl. dazu: Theodor Pfeiffer, Arbeiter-Gärten. Wien 1908, S. 3 f.
44. Siehe etwa den Tagungsband: Helmut Fielhauer und Olaf Bockhorn (Hg.), Die andere Kultur. Volkskunde, Sozialwissenschaften und Arbeiterkultur. Ein Tagungsbericht, Wien 1982.
45. Tageszeitung KURIER v. 20.1.1983, S. 17.
46. Anfangs der 70er Jahre betrug deren Anteil noch 48,12%, 63,38% waren über 50 Jahre alt (Franz Schmidt (wie Anm. 14), S. 205). Diese Zahlen waren insofern schon damals relativ, als sie natürlich nur die Pächter, nicht aber die - wesentlich jüngeren, der nächsten Generation angehörenden - Benützer berücksichtigen.
47. Schlußfolgerung in der Proseminararbeit von I. Utvary.
48. Siehe Anm. 16.
49. Maria Auböck u. a. (wie Anm. 28).
50. Vgl. dazu die entsprechenden Vorschriften des Zentralverbandes der Kleingärtner, Siedler und Kleintierzüchter.
51. Franz Schmidt (wie Anm. 14), S. 183.
52. Schlußsatz der Arbeit von S. Stöphl und M. Walcher.
53. Zitat aus der Arbeit A. Jurtschitsch, eine Befragung zum Wiener Kleingartengesetz wiedergebend.
54. Franz Schmidt (wie Anm. 14), S. 217.
55. Reinhold Perner, Der mißverstandene Dr. Schreber oder: Mehr Spielplätze für den städtischen Homo ludens. In: Wien aktuell, Heft 1/2, Wien 1975 (zitiert nach Franz Schmidt (wie Anm. 14), S. 217).
56. Franz Schmidt (wie Anm. 14), S. 257.

57. Vgl. dazu insgesamt: Hertha Siemering (Hg.), Die deutschen Jugendverbände. Berlin 1931.

58. Hermann Bausinger (wie Anm. 12), S. 7 ff.

59. Helene Maimann (Red.), Mit uns zieht die neue Zeit. Arbeiterkultur in Österreich 1918-1934. Ausstellungskatalog, (Wien 1981).

60. Auf die Frage, wer bei der Vergabe von Kleingärten als Pächter in Frage komme, sprach sich allerdings nur eine Minderheit für die Gruppe der sozial bedürftigen Personen und fast niemand auch für Ausländer (welche als Gastarbeiter zweifelsohne zu den unterprivilegierten und gleichzeitig zu den kinderreichsten Bevölkerungsschichten gehören) aus.

Abbildungen

Die Fotos zeigen Details aus Wiener Schrebergärten und stammen aus den Proseminararbeiten von Aurelia Jurtschitsch (Abb. 1, 2), Ingrid Simon (Abb. 3) und Andrea Wessely (Abb. 4, 5).

Anschrift des Verfassers:

Univ. Ass. Dr. Olaf Bockhorn

Institut für Volkskunde der Universität Wien

Hanuschgasse 3/IV
A-1010 Wien



Freiheit ...





... nur für Gartenzwerge?



BERGBAUERN IN DER STEIERMARK - ARBEIT UND FREIZEIT

Von Helmut Eberhart

Das vorliegende Referat basiert im wesentlichen auf einer Lehrveranstaltung, die ich gemeinsam mit 13 Studierenden im Studienjahr 1981/82 durchgeführt habe. (1) Es gliedert sich in drei Abschnitte: Zunächst werden das Projekt und seine Entstehung vorgestellt. Im zweiten Teil sollen zwei Bergbauernhöfe beispielhaft skizziert werden, um die auf empirischer Forschung basierenden Ergebnisse darlegen zu können. Schließlich seien die gewonnenen Erkenntnisse und eventuelle weitere Forschungsansätze und -zugänge sowie eine mögliche praktische Anwendung zur Diskussion gestellt.

Die Idee für die Beschäftigung mit den steirischen Bergbauern auf breiterer Ebene entstand bereits in einer früheren Seminarveranstaltung (2) im Zuge der Auseinandersetzung mit dem Buch Aldo Gorfers "Die Erben der Einsamkeit" (3). Gorfer schildert darin das Leben der Südtiroler Bergbauern in seiner ganzen Realität und Härte. Während dieses Seminars tauchte immer wieder die Frage auf, was wir Volkskundler - und nicht nur wir Volkskundler - vom Leben unserer Bergbauern eigentlich wissen. Dies bedingte die Bildung einer eigenen Arbeitsgruppe, die sich ein Jahr mit diesem Thema befaßte. Bereits in der anfänglichen Diskussion kristallisierte

sich heraus, daß der Ansatz für die Beobachtung der Bergbauern ein anderer sein muß, als er von Gorfer vorgezeichnet wurde. Als Journalist ging es Gorfer darum, ganz gezielt und bewußt dem Leser die Härte des Lebens auf den Südtiroler Bergbauernhöfen vor Augen zu führen. (4) Er besuchte deshalb die einzelnen Gehöfte sogar im Winterhalbjahr, wobei die teilweise dramatischen Schwarzweißaufnahmen des Fotografen Flavio Faganello die Darstellungsweise Gorfers zusätzlich unterstrichen. Für uns hingegen sollte die Beschäftigung mit dem sogenannten durchschnittlichen Bergbauern zum zentralen Thema werden, was die erste Fragestellung zwangsläufig nach sich zog: Was ist ein "durchschnittlicher" Bergbauer? Gibt es ihn überhaupt?

Man einigte sich auf folgende Ausgangspunkte: Bleiben sollte zunächst einmal die Beschäftigung mit der Zielgruppe "Bergbauern", die im Untertitel der Analyse von Herbert Schiff und Karl Bochsbichler als Randgruppe der Gesellschaft (5) bezeichnet wurden. Außerdem sollte der Betrieb ein Vollerwerbsbetrieb sein. (Die Grünlandwirtschaft wurde als Selbstverständlichkeit vorausgesetzt.) Jeweils zwei Kollegen waren vor die Aufgabe gestellt, während eines ganzen Jahres einen Hof zu beobachten und die Bewohner zu befragen, um so ein möglichst umfassendes Bild über das Leben dieser Bevölkerungsgruppe zu bekommen. Der Beobachtungszeitraum erstreckte sich von Oktober 1981 bis Oktober 1982. Augenmerk sollte vornehmlich auf die Zusammensetzung der Familie, auf die Rollenverteilung - unter anderem bei der Arbeit - und auf das Freizeitverhalten gelegt werden. Auch die unterschiedlich anfallenden Arbeiten im Verlauf des Beobachtungszeitraumes bildeten einen wesentlichen Bestandteil der Fragestellung. Mit zu berücksichtigen waren selbstverständlich auch die Wohnsituation und der Geräte- bzw. Maschinenpark, der ja ausschlaggebend für die Arbeitsein-

teilung und -dauer ist. Außerdem sollten die Geschehnisse auf einem Gehöft zu verschiedenen Jahreszeiten und ebenso an Werktagen wie an Feiertagen beobachtet werden.

Den in den Bereich der Freizeit fallenden Lese- und Fernsehgewohnheiten, den Familienfesten in ihren traditionellen Gebundenheiten und der Teilnahme einzelner Familienmitglieder oder der ganzen Familie an gemeinschaftlichen Veranstaltungen des Dorfes oder Talabschnittes schenkte man weitere Aufmerksamkeit.

Selbstverständlich läßt sich aus den insgesamt sieben erarbeiteten Beispielen noch nicht ablesen, ob etwa der von Herbert Schiff angesprochene Prozeß klassenmäßiger Differenzierung, in dessen Verlauf sich die Bergbauern immer deutlicher als eigenständige, ökonomisch, soziologisch und sozialpsychologisch abgrenzbare gesellschaftliche Gruppierung profilieren, auch auf kulturellem Gebiet seine Fortsetzung findet. (6) Zudem erwies sich die thematische Eingrenzung bezüglich dieser Fragestellung eher als Nachteil, da sie keinen direkten Vergleich mit der übrigen bäuerlichen Bevölkerung erlaubte und so eventuell vorhandene kulturelle Eigenständigkeiten nicht erfaßt werden konnten. Ob sich im wirtschaftlichen und kulturellen Bereich innerhalb der Bauern eigene Gruppen mit eigenen Identitäten herauskristallisieren, läßt sich nicht so ohne weiteres beantworten - vor allem nicht nach der Untersuchung weniger Beispiele.

Hält man nun am Begriff Bergbauer fest und fragt nach seinen Lebensumständen, so stellt sich zunächst das Problem der Abgrenzung bzw. der Definition: Was ist ein Bergbauer?

Als Herman Wopfner 1951 die erste Lieferung seines Bergbauernbuches (7) vorlegte, gab es noch keine einheitliche, gesetzliche, auf sozio-ökonomischer Grundlage basierende Begriffsbestimmung. Er selbst zieht ebenfalls die wirtschaftlichen Voraussetzungen als

Unterscheidungsmerkmale heran und differenziert Bergbauern "im engeren" und "weiteren Sinn". Unter "im weiteren Sinn" versteht er Betriebe, die zwar auf den breiten Talsohlen siedeln, zumeist aber Anteil an den Bergmähdern und Almen haben, sodaß auch ihre Wirtschaft zumindest teilweise eine bergbäuerliche ist. Als Bergbauernhöfe "im engeren Sinn" bezeichnet er jene Betriebe, auf denen die Schwierigkeiten und Besonderheiten der Wirtschaft, wie sie die Lage im Gebirge mit sich bringt, in höherem Maße fühlbar werden. (8) In einer Anmerkung notiert Wopfner, daß eine genaue Abgrenzung des Begriffes schwer zu geben ist und zitiert als Beispiel die Tiroler Landwirtschaftskammer:

"Bergbauer ist ohne weiteres jeder, dessen Betrieb in einer Seehöhe von 1200 m und darüber gelegen ist, unter gewissen Voraussetzungen aber auch derjenige, dessen Wirtschaft mindestens 500 m hoch liegt, sofern die besseren Ertragsverhältnisse, die die tiefere Lage mit sich bringt, durch besondere Erschwernisse in Folge lokaler Klimaerscheinungen, des Neigungsgrades der Betriebsgrundstücke oder die Ungunst der äußeren Verkehrslage wieder entsprechend aufgehoben werden." (9)

In jener Zeit - also 1951 - setzten erste ernsthafte Diskussionen ein. (10) Jedoch erst im September 1957 wurde der entscheidende Schritt getan, als die Arbeitsgemeinschaft für Bergbauernfragen einen Berghöfekataster erstellte, nach dem fortan der Bergbauer klar definiert schien (11). Die nun folgende - in aller Kürze dargestellte - Konfrontation mit den gesetzlichen Voraussetzungen mag vielleicht auf den ersten Blick nicht viel mit Volkskunde zu tun haben. Es gilt jedoch zu bedenken, in welch bedeutendem Maße gerade die für die Berechnung herangezogenen Punkte (zum Beispiel Verkehrswege, Lage des Hofes, Geländebeschaffenheit, Zustand der Wege usw.) das Leben, insbesondere die Arbeitssituation am Hof, beeinflussen; so wird es vielleicht verständlicher, daß wir in unserer Disziplin diesen Voraussetzungen Rechnung zu tragen ha-

ben und sie auch als Basis für weitere Untersuchungen zur Kenntnis nehmen müssen.

Die gesetzliche Ermittlung eines Bergbauernbetriebes erfolgte über eine bestimmte errechnete Zahl - den sogenannten Katasterkennwert - dem drei Hauptfaktoren zugrundelagen; sie seien im folgenden überblicksmäßig angeführt:

1. Klimastufe

2. äußere Verkehrslage

a) zum Beispiel Verkehrswege, Entfernung zum Lagerhaus, Bahnhof und zur Milchsammelstelle

b) Absatzverhältnisse

c) zum Beispiel Lage des Hofes, Siedlungsform, Nachbarschaftshilfe, Erreichbarkeit von Behörden

3. innere Verkehrslage, zum Beispiel Feldentfernung, Geländeneigung, Erschwernisse durch Findlinge.

Für einzelne Erschwernisse gab es Punkte. Nach einem bestimmten Schlüssel wurde nun eine Zahl errechnet; (12) lag diese höher als 20, galt der Betrieb als Bergbauernhof. 1974 erfolgte eine Bereinigung dieses Katasters und eine Neuzonierung, wobei der Kataster jedoch als Grundlage genommen wurde. (13) Diese Neuzonierung sollte vor allem die infolge der Hangneigung bedingten Bewirtschaftungerschwernisse (Einsatz von Maschinen!) stärker berücksichtigen. (14) Diese heute noch gültige Einteilung gliedert die Berghöfe in drei Erschwerniszonen. Für die Steiermark bedeutet dies folgende Zahlen:

Zone I 4.916

Zone II 6.690

Zone III 10.267

21.873 Bergbauernhöfe (= ca. 1/3 der Gesamtbetriebe).

Diese Zahlen gelten für 1980 und wurden auf der Grundlage der 547. Verordnung des Bundesministeriums für Land- und Forstwirtschaft vom 14. Dezember 1979 ermittelt, mit der die Bergbauernbetriebe im Land Steiermark neu definiert wurden. (15) Diese Neu-zonierung ist auch für die volkskundliche Fragestellung von größter Relevanz: Wurde doch die Mechanisierung in den Vordergrund gerückt, und gerade sie ist ausschlaggebend für die Arbeitstruktur bis hin zum Gerätebestand. Auch auf die soziale Struktur des Hofes hat die Mechanisierung unmittelbare Auswirkung. Vielleicht kann dies an einem Beispiel veranschaulicht werden: Wer das Glück hatte, den etwa fünfständigen Film des Wiener Filmemachers Michael Pilz "Himmel und Erde" (16) zu sehen, dem wird die Hauptfigur erinnerlich sein: Es handelt sich um jenen Bauern aus St. Anna am Lavantegg - Pilz beobachtete und filmte insgesamt drei Jahre lang die dortige bäuerliche Bevölkerung -, der aufgrund topographischer Verhältnisse seinen Hof nicht mechanisieren konnte (17).

Die Folgen waren eine völlig veraltete Gerätestruktur - der Acker wurde beispielsweise mit der Hand bebaut - und damit auch besonders erschwerte Arbeitsbedingungen. Diese wiederum werden wohl in absehbarer Zeit für ein sicheres Absterben des Hofes sorgen. Jedem Hof mit ähnlich veralteten Strukturen droht das gleiche Ende. Dies kann auch auf Höfe zutreffen, die mit einem weiblichen oder männlichen Hoferben zu rechnen haben: denn überkommene Betriebsstrukturen verhindern meist, einen für die Wirtschaft geeigneten Ehepartner zu finden. Diese Perspektive zieht oft das Abwandern der Jugendlichen und dadurch eine Überalterung der verbleibenden Bewohner nach sich - der Hof ist somit in absehbarer Zeit zum Sterben verurteilt.

Durch die gesetzlichen Vorlagen von 1957 bzw. 1974 und von 1979

ist der Bergbauer also genau definiert. Da dies keine willkürliche Definition ist, sondern auf topographischen und daraus resultierenden ökonomischen Gegebenheiten beruht, ist wohl die Ansicht zu vertreten, daß sich die Volkskunde - wählt sie die Beschäftigung mit dieser Zielgruppe - an diese Definition halten kann und soll und nicht für sich allein eine eigene Begriffsbestimmung bilden darf - dies wäre wohl nur einer babylonischen Sprachverwirrung förderlich.

Im zweiten Abschnitt des Referates werden nun zwei der insgesamt sieben untersuchten Höfe beispielhaft vorgestellt. Die im Seminar getroffene Auswahl erfolgte nicht willkürlich: die Höfe sollten über die ganze Steiermark verstreut sein - im Wechselgebiet (18), in Draiach bei Aflenz (19), auf der Soboth (20), in Schöder (oberes Murtal) (21), in Frohnleiten (22), in Graden (Weststeiermark) (23) und in der Ramsau am Dachstein (24). Es wurden absichtlich keine extremen Beispiele herausgegriffen, sondern Familien, die durchaus in die sie umgebende Umwelt integriert sind und keine soziale Sonderstellung einnehmen. Zum Teil leben sie innerhalb eines Dorfverbandes, zum Teil aber auch auf isolierten Einzelhöfen in 1000 m Seehöhe und darüber.

Bei den im folgenden näher angeführten Beispielen handelt es sich um je einen Hof im steirischen Wechselgebiet und in Draiach bei Aflenz in der Obersteiermark. Letzterer gehört in die erste Erschwerniszone mit leichter zu bewältigenden wirtschaftlichen Bedingungen; der erstgenannte Hof - jener am Wechsel - ist in die dritte, also höchste Zone gereiht.

Beginnen wir mit dem im steirischen Wechselgebiet liegenden Betrieb, der von Erwin Kämmerer und Lore Offenmüller untersucht wurde. Der Hof befindet sich auf etwa 1000 m Seehöhe im Ge-

meindegebiet Waldbach am Wechsel. (25) Es handelt sich um einen Vollerwerbsbetrieb mit 60 ha Besitz (davon 35 ha Wald), auf dem ständig 4 Personen leben - die Altbäuerin (Jg. 1894), der Bauer (Jg. 1927), die Bäuerin (Jg. 1930) und ein Sohn (Jg. 1959). Die beiden Töchter (Jg. 1960 und 1961) sind nur an den Wochenenden zu Hause. Noch bis 1955 waren 9 Familienmitglieder auf dem Hof ansässig: die jetzige Altbäuerin, der Bauer und sieben Söhne und Töchter. Der damalige Wirtschaftsaufschwung ermöglichte es sechs Kindern, bis 1960 den Hof zu verlassen und im städtischen Bereich Arbeit zu finden. Die bis in die Mitte der 50er Jahre autarke Wirtschaftsform gaben die Bauersleute zugunsten der Spezialisierung auf. Früher wurde neben der Viehzucht auch Getreidebau betrieben und das Rohmaterial für Kleidung aus Schafwolle und Flachs selbst gewonnen. Die verbesserte Wirtschaftslage und Infrastruktur im gesamten Gebiet ließen die alte Wirtschaftslage überflüssig erscheinen.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß Hermann Wopfner bereits 1960 darauf hinweist, daß in Tirol schon damals Bemühungen um eine partielle Rückkehr zur Selbstversorgerwirtschaft festzustellen waren, die sogar bis in die 30er Jahre zurückreichten. (26).

Die Wirtschaftsform änderte sich für die Hofbewohner ein zweites Mal gänzlich, als um 1960 der Ackerbau zugunsten der Grünlandwirtschaft aufgegeben wurde. Korn, Kartoffel und Kraut baute man fortan bloß noch in kleinen Mengen für den Eigenbedarf an. Die Spezialisierung erfolgte also in Richtung Viehzucht und Milchwirtschaft, wobei bis 1972 zunächst nur Rahm verkauft und erst später auf Milchlief erung umgestellt wurde. Neben der Vergrößerung des Rinderbestandes auf insgesamt 25-30 Stück setzte in den letzten 20 Jahren auch eine Mechanisierung des Betriebes ein - zweifellos

stellte dies das größte finanzielle Problem dar, das nur durch Holzschlägerung bewältigt werden konnte.

Der derzeitige Maschinenpark wirkt zwar auf den ersten Blick recht imponierend, darf aber nicht über die nur geringfügig gesunkene Gesamtarbeitszeit und über den immer noch hohen Anteil an manueller Arbeit hinwegtäuschen.

Der heutige Maschinenpark (Stand 1982):

1 Allradtraktor	1 Seilwinde
1 Heulader	1 Kunstdüngerstreuer
1 Kreisel	1 Erdäpfelrotor
1 Heuschwanz	1 Kreissäge
3 Mähwerke	1 Erdäpfelsetzer
1 Miststreuer	1 Gattersäge
2 Anhänger	1 Werkstatt mit Schweißgerät und Kompressor
2 Motorsägen	1 Ladewagen
5 Pflüge	1 Heugebläse
1 Häcksler	

Hinsichtlich der Arbeitseinteilung während der Untersuchung hatten die Bearbeiter ein Problem gesondert zu berücksichtigen: die Familie war im Aufnahmezeitraum von Oktober 1981 bis Oktober 1982 - wann immer es möglich war - mit der Fertigstellung eines Blockhauses befaßt, das später vermietet werden sollte. Dadurch wurde vielleicht das Bild eines durchschnittlichen Arbeitsjahres ein wenig verfälscht. Es ist jedoch nicht möglich, diese für den Hausbau aufgewendete Arbeitszeit einfach als Freizeit anzusehen, zumal viele der üblich anfallenden Arbeiten liegen bleiben mußten (z. B. Waldarbeit, verschiedene Reparaturen).

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Gesamtarbeitsleistung eines Kalenderjahres:

Jänner: Waldarbeiten, Ausbesserungen an Geräten und Gebäuden usw.

Februar: wie Jänner; und Hausschlachtung

März: wie Jänner

April: Feldarbeit, Ausklauben der Steine, Düngen, Auszäunen, Arbeiten im Gemüsegarten

Mai: Arbeiten am Feld

Juni: Viehtrieb (von nun an bis November), erste Mahd, Silieren

Juli: Futtereinbringung, Hausschlachtung

August: Futtereinbringung, Früherdäpfel, Korneinbringung

September: zweite Mahd, Silieren

Oktober: Almatrieb, Erdäpfel- und Krauternte

November: Aufräumarbeiten auf dem Feld, Beginn der Wald- und Ausbesserungsarbeiten, Hausschlachtung

Dezember: Waldarbeiten.

Dazu kommen noch die laufenden Arbeiten, wie Haushalt und Stallarbeit und die ebenfalls nicht extra angeführten Arbeiten beim Bau des Blockhauses.

Im folgenden sei auf die Arbeitsteilung zwischen den einzelnen Familienmitgliedern näher eingegangen. Es zeigt sich, daß ein Großteil der Arbeiten von allen Familienmitgliedern erbracht wird. (Mit Ausnahme der 90jährigen Altbäuerin). Die täglichen Arbeiten in Haushalt und Stall betreffend sieht es so aus, daß zwar die Stallarbeit auch von der Frau mitausgeführt wird, keinesfalls die Männer jedoch im Haushalt mithelfen. Dies bringt natürlich eine große Mehrbelastung der Frauen - vor allem der Bäuerin - mit sich. Auch der tägliche Arbeitsrhythmus des Sohnes verhilft kaum zur Arbeitserleichterung, da er jenem des Bauern entspricht. Betrachten wir einen sogenannten normalen Wochentag der Bäuerin und des Bauern, muß dazu gesagt werden, daß die Tage nach einem ziemlich starren zeitlichen System ablaufen:

Bäuerin:

5'45	Aufstehen, einheizen, Stallarbeit
7'00	Frühstück richten
7'30	Frühstück; anschließend bis 10.30 Uhr anfallende Arbeiten
10'30	Kochen
11'45	Mittagessen
12'15	Abwaschen
13'00	anfallende Arbeiten
16'45	Jause, anschließend Stallarbeit
19'00	Abendessen, Fernsehen
20'00	Nachtruhe.

Bauer:

5'45	Aufstehen und Stallarbeit
7'00	Milchführen
7'30	Frühstück; anschließend 11'45 anfallende Arbeiten
11'45	Essen und Pause bis 13.00
13'00	anfallende Arbeiten
16'45	Jause und anschließend Stallarbeit
19'00	Abendessen, Fernsehen
20'00	Nachtruhe.

Erwähnt sei außerdem, daß die Familie die Sonntagsruhe sehr streng achtet und nur in Stall und Haushalt die notwendigsten Arbeiten verrichtet.

Rechnet man die eben genannte Einteilung in Arbeitsstunden um, so entfällt auf die Frau eine tägliche Arbeitszeit von ca. 11 Stunden. Der Mann hingegen arbeitet um eine 3/4 Stunde weniger - das ist jene Zeit der verlängerten Mittagspause, in der die Frau die Küche nach dem Mittagessen sauber macht. (Es braucht nicht eigens betont zu werden, daß es sich hier um Richtwerte handelt!)

Die sehr hohe Arbeitsleistung der Frau wirkt sich allerdings nicht auf ihre Position im Haushalt aus. Zu sehr ist hier die historisch gewachsene Rollenfixierung erstarrt. Alle wichtigen, den Hof betreffenden Entscheidungen werden vom Mann im Alleingang getroffen, der bestenfalls den Sohn zu Rate zieht, der sich aufgrund

seiner landwirtschaftlichen Schulbildung ein gewisses Mitspracherecht erworben hat. Die Frau ist somit in allen nicht unmittelbar den Haushalt betreffenden Bereichen dem Mann untergeordnet.

Das starre Rollenbild ist übrigens auch noch in der festen Sitzordnung beim Essen ablesbar: Auf der Eckbank sitzen der Bauer und sein Sohn, auf den beiden Sesseln die Altbäuerin und die Bäuerin. Die Arbeit im Haushalt ist für die Frauen wenigstens insofern erleichtert, als seit 1963 ein neues Wohnhaus mit den entsprechenden Haushaltsgeräten zur Verfügung steht.

Stellt man sich einen 11stündigen Arbeitstag vor, ist sehr leicht zu ermessen, daß für Freizeit nicht mehr viel übrig bleibt. Bei der Auseinandersetzung mit dem Freizeitverhalten einer Bergbauernfamilie stößt man zunächst wieder auf das Problem der Definition bzw. des Blickwinkels, von dem aus an den Begriff Freizeit herangegangen wird. Das städtische Freizeitbewußtsein ist auf jenes im ländlichen Bereich nicht voll übertragbar. Am Beispiel der hier beschriebenen Familie sehen die Mitglieder als Freizeitbeschäftigung etwa die Durchführung anfallender Reparaturen im Haus oder etwaige Näharbeiten an. Will man einen praktikablen Freizeitbegriff zur Anwendung bringen, so kann nur jener Zeitraum herangezogen werden, in dem keine notwendigen Arbeiten geleistet werden. Und hier bleibt nur ein sehr geringer Spielraum. An den üblichen Werktagen wären dies, neben den eigentlichen Essenszeiten, lediglich die Pause des Mannes nach dem Mittagessen und für Frau und Mann die Zeit nach dem Abendbrot. An Sonn- und Feiertagen erweitert sich die Freizeit, nicht zuletzt auch, da jenes Familienmitglied, das in die Kirche geht, zusätzlich von der Stallarbeit befreit ist.

Die knappe Freizeit - hier müßte man den Begriff wirklich beinahe

unter Anführungszeichen setzen - wird vorwiegend beim Lesen und zum gemeinsamen Gespräch in der Küche benützt. Radiohören hat keine Bedeutung, und auch das Fernsehen spielt eine eher untergeordnete Rolle und beschränkt sich meist auf die Sendungen "Österreichbild" und "Zeit im Bild". An Wochenenden sind noch Musiksendungen, Quiz (z. B. "EWG-Quiz") und Volksstücke aus dem bäuerlichen Milieu gefragt. Über die negative Rolle der Landbevölkerung in vielen der sogenannten Komödien á la "Löwinger-Bühne" wird nicht reflektiert; man erfreut sich an leichter Fernsehkost. Während die Altbäuerin und das Ehepaar auch den Sonntag meist am Hof verbringen, geht der Sohn am Wochenende gerne zu Tanzveranstaltungen und im Winter vor allem Skifahren. Der Bauer bevorzugt hingegen - sofern er nicht am Hof bleibt - einen Spaziergang im Wald. Verwandten- und Bekanntenbesuche spielen sich ebenfalls vorwiegend am Sonntag ab.

Bezüglich des Leseverhaltens lassen sich folgende Regelmäßigkeiten erkennen: Bücher: Landwirtschaftliche Fachbücher, Arznei- und Heilkräuterbücher, Bibel, Heimatromane, Kalender ("Reimmichl", "St. Michaels Kalender"), nährtechnische Anleitungen. Zeitschriften: "Sonntagspost", "Sonntagsblatt", "Hartberger Bezirkszeitung" (monatlich), "Der Alm- und Bergbauer", "Partner", "Landwirtschaftliche Mitteilungen", "Neues Land", "Agrarwelt", "Blick ins Land".

Vor allem bei den Zeitschriften zeigt sich ein starkes Interesse an Literatur über Landwirtschaft besonders deutlich; sogenannte Frauenzeitschriften ("Frau mit Herz", u. ä.) werden nicht gelesen.

Die gebotene Kürze dieses Referates erlaubt es nicht, ausführlich alle Punkte herauszugreifen, die die Arbeits- und Freizeitwelt dieser Bergbauernfamilie ausmachen. Auf Fragen der nachbarschaftlichen Kommunikation und Interaktion wäre hier ebenso einzugehen

wie auf das Nahrungswesen und die Integration der Familie im örtlichen Brauchgeschehen bzw. in der Gemeinschaft überhaupt; ebenso wäre das Verhalten innerhalb der Familie nach den von der Tradition bestimmten Mustern bei bestimmten Anlässen und Festtagen usw. zu berücksichtigen.

Die im Rahmen dieser Tagung zur Verfügung stehende Zeit verbietet es auch, das zweite Beispiel eines Bergbauernbetriebes, das von Ferdinand Molitschnig und Wolf-Dietrich Steinort bearbeitet wurde, genauer zu beschreiben. Ich möchte daher bloß punktuell einiges herausgreifen und allenfalls in Vergleich mit unserem ersten Beispiel setzen. (27)

Der zweite Betrieb liegt in der Obersteiermark, und zwar in Draisch im Gemeindegebiet Aflenz. Der Besitz ist ca. 52 ha groß, davon 30 ha Waldfläche. Der Größe nach ist dieser Betrieb also durchaus mit den ersten Beispiel vergleichbar, allerdings liegt der Hof im Ortsverband und nicht als Einzelgehöft in einem Streusiedlungsgebiet. Er ist in die Erschwerniszone I gereiht. Ständige Bewohner des Gehöftes sind die Bauersleute (Jg. 1935 und 1942) und drei Kinder (Jge. 1971, 1973 und 1980). Die älteren Töchter (Jge. 1963, 1964 und 1967) sind nur an den Wochenenden zu Hause.

Bedingt durch die besseren Erträge - im Verhältnis zum ersten Hof - hielt sich hier der Ackerbau bis 1973. Erst dann erfolgte der Wechsel zur Grünlandwirtschaft.

Die Selbstversorgerwirtschaft wurde bereits knapp nach dem Zweiten Weltkrieg aufgegeben, also etliche Jahre vor dem vorhin besprochenen Einzelhof am Wechsel. Die im Dorfverband wesentlich bessere infrastrukturelle Basis wirkte sich entscheidend aus. Am Wechsel hingegen mußte sie in den Nachkriegsjahren erst geschaffen werden. Während auf dem eingangs beschriebenen Hof - soweit die Erinne-

rung der Altbäuerin zurückreicht - früher keine Dienstboten lebten, fanden hier bis zum Zweiten Weltkrieg sechs zusätzliche Arbeitskräfte (Moar und zwei Knechte, Schwoagrין, Kuchldirn und Stalldirn), ihre Existenz. In diesem Zusammenhang sei auch die Möglichkeit des historischen Vergleiches angedeutet: Georg Göth hat 1834 in einem Aufsatz mit dem Titel "Beschreibung des landwirtschaftlichen Zustandes der Filiale Brandhof" einige Höfe und ihre wirtschaftlichen Voraussetzungen sowie das Leben der Bewohner beschrieben. Er nennt für einen Hof vergleichbarer Größe sieben Dienstboten. (28) Die Mechanisierung des Betriebes ließ in den 60er Jahren die Zahl der Dienstboten jedoch auf Null sinken. Heute wird der in Draiach liegende Hof im wesentlichen von den Eheleuten allein bewirtschaftet. Daraus ergibt sich für die Arbeitssituation folgendes:

Die jährliche Arbeitsleistung und -einteilung gleicht in wesentlichen Zügen dem ersten Beispiel; diese resultieren als logische Folge aus dem beiderseitigen Betriebsschwerpunkt: Grünlandwirtschaft und Waldbesitz. Die Arbeitsaufteilung zwischen den Eheleuten zeigt daher ein ebenfalls durchaus vergleichbares Bild.

B ä u e r i n :

5'00 aufstehen, Stallarbeit
 6'30 kochen, Kinder versorgen
 7'30 frühstücken
 8'00 Hausarbeit oder anfallende Arbeiten
 12'00 Mittagessen und Pause
 13'00 Hausarbeit oder anfallende Arbeiten
 16'30 Jause

B a u e r :

5'30 aufstehen, Stallarbeit
 7'30 frühstücken
 8'00 Stallarbeit
 12'00 Mittagessen und Pause
 13'00 anfallende Arbeiten
 16'30 Jause
 17'00 Stallarbeit
 19'00 oder 20'00 Abendessen

17'00 Stallarbeit

19'00 oder 20'00 Abendessen und
Hausarbeit

Im Sommer zusätzlich oder statt
Hausarbeit Arbeiten auf dem Feld

Im Sommer oft noch Nacht-
arbeit auf dem Feld.

Diese Aufstellung ergibt für die Frau eine Arbeitszeit von 12 bis 13 Stunden und für den Mann von 11 bis 12 Stunden; die zusätzliche Arbeit nach dem Abendessen ist hier nicht berücksichtigt.

Die Einreihung in eine niedrigere Erschwerniszone bedeutet also keineswegs weniger Arbeit, sondern, wie hier im konkreten Fall, sogar mehr, was sich zum einen mit dem größeren Viehbestand begründen läßt, zum anderen mit den drei versorgungspflichtigen Kindern. Auch hier ist es die Frau, die gegenüber dem Mann ein Mehr an Arbeitszeit zu leisten hat. Die Kinderarbeit (Kälberfütterung und früher auch Milchkannenreinigung) spielt auf diesem Hof nur eine geringe Rolle. (29)

Bei der ältesten Tochter zeigt sich im übrigen bereits ein gegenteiliger Effekt: Zuerst mußte sie aus Gründen des Sozialprestiges die Matura machen (derzeit besucht sie die Pädagogische Akademie in Graz, 1983) und heute ist sie zum Beispiel durch nichts mehr zu bewegen, am Wochenende Stallarbeit zu leisten!

Die Familie zeichnet sich auch sonst durch ein ausgeprägtes Prestigedenken aus. Die Stellung der Frau innerhalb der Familie ist höher als bei erstgenanntem Beispiel. Die Bäuerin ist als Entscheidungsträgerin dem Mann fast gleichgestellt. Der unter den sechs Kindern einzige Sohn (Jg. 1973) muß den Hof übernehmen und wird bereits jetzt ziemlich rigoros in diese Richtung gedrängt. Die Beachtung auf ein gewisses Prestige kommt auch in Aktivitäten der Familienmitglieder für den Dorfverband zum Tragen. Der Bauer ist Obmann des Ortsbauernrates, die Frau übt eine Funktion im

Pfarrgemeinderat aus, und die älteste Tochter leitet die Landjugendgruppe Aflenz. Dies alles bedingt eine stärkere Integration der Familie in ihr soziales Umfeld als sie bei den Bewohnern des Einzelhofes gegeben ist.

Auch das Freizeitverhalten gestaltet sich dementsprechend anders: Die Organisation und Teilnahme an örtlichen Veranstaltungen spielt im Leben der Familie eine wesentliche Rolle. Nicht zuletzt ist etwa die aktive Mitgestaltung am dörflichen Brauchgeschehen deshalb so intensiv, weil die älteste Tochter - wie erwähnt - die Landjugend leitet, die als eine der vorrangigsten Trägerinnen derartiger volkskultureller Veranstaltungen in Draiach angesehen werden kann.

Radiohören ist bei den Eheleuten ein sehr bewußter Vorgang. Der Bauer hat sogar im Stall und auf dem Traktor ein Radio bei sich! (ORF - Österreich Regional: "Hausfrauenmagazin" "Aus dem Land - für das Land", "Autofahrer unterwegs" und Nachrichtensendungen). Das Radio spielt also auch während der Arbeit eine Rolle. Fernsehen hingegen bleibt klarerweise der Freizeit vorbehalten und wird eher im Winterhalbjahr konsumiert. Hier sind vorrangig: Nachrichtensendungen sowie Quiz- und Unterhaltungssendungen (z. B. "EWG-Quiz", "Dalli-Dalli"). Die Frau sieht während der verschiedenen Handarbeiten auch gerne einen Kriminalfilm. Im Gegensatz zur ersten Familie werden Volksstücke á la "Löwinger-Bühne" nicht gesehen, weil der Bauer nach Ansicht der Draiacher Gewährleute in diesen Stücken lächerlich gemacht wird. Gelesen werden werktags in der spärlichen Freizeit die "Kleine Zeitung", "Der fortschrittliche Landwirt" und bis vor kurzem auch "Die Wende". Das Lesen von Fachzeitschriften ist also deutlich geringer als im ersten Fall.

Als Familientag gilt der Samstag Nachmittag; auch hier ist eine

Änderung zu verzeichnen: Früher war es der Sonntag Nachmittag. Heute müssen jedoch die älteren Töchter um diese Zeit wieder von zu Hause wegfahren. Dennoch gilt der Sonntag immer noch als Besuchstag. Die verbale Kommunikation spielt am Samstag die wesentlichste Rolle und wurde auch nicht vom Fernsehen verdrängt. Außerdem wird an diesem Tag auch die Familienmusik gepflegt; jedes Mitglied spielt wenigstens 1 Instrument.

Auch hier ließe sich unendlich viel an Details einbringen, die Arbeit und Freizeit dieser bergbäuerlichen Familie in Draiach bei Aflenz bestimmen. So wäre etwa auf die in dieser Gegend ausgeprägte Bedeutung der verschiedenen Bauernfeiertage hinzuweisen. Es muß jedoch aus zeitlichen Gründen darauf verzichtet und zum abschließenden Teil übergegangen werden.

Führen wir uns die beiden Familien vor Augen, so ist zunächst neben der zu einem unterschiedlichen Zeitpunkt erfolgten Änderung der Wirtschaftsstruktur auffällig, daß die Einstufung in eine niedrige Erschwerniszone nicht unbedingt ein geringeres Arbeitspensum bedeutet. In unserem Fall ist sogar das Gegenteil zu beobachten. Unterschiede zeigen sich im wirtschaftlichen Ertrag. Die Einstufung hat also auf die Gesamtarbeitszeit nur geringen Einfluß. Dasselbe gilt für die Mechanisierung: Die Arbeit ist leichter geworden, jedoch nicht kürzer - wohl entscheidend verursacht durch den Wegfall von zusätzlichen Arbeitskräften. Vor allem die Frauen sind im Bergbauernbetrieb sehr großen Belastungen ausgesetzt, die nicht selten zu einem übermäßig raschen Altern führen. Auf dieses Problem wies bereits Waltraud Dürr in ihrer Dissertation über "Das Bergbauernproblem und die Bauersfrau" (30) hin; auch Schiff und Bochsichler widmeten dieser Fragestellung einen Abschnitt ihrer Arbeit (31). Bei der Erfassung von Nebenerwerbsbetrieben müßten außerdem jene für die

Frau zusätzlichen Belastungen bedacht werden, die durch diverse Tätigkeitsübernahmen aus den männlichen Arbeitsbereichen entstehen.

Die wirtschaftliche Potenz eines Betriebes ist ausschlaggebend für die Technisierung und somit für die Änderung der einzelnen Arbeitsabläufe. Für die Volkskunde, die zum Beispiel ein Arbeitsgerät als Indikator für einen kulturellen Prozeß zu beobachten hat (32), ist diese Entwicklung von größter Bedeutung und von größtem Interesse, muß uns doch die Dynamik und nicht die Statik wichtig sein. Und diese Entwicklung hält im Augenblick bei den modernen Landmaschinen, die selbstverständlich auch wieder nur ein augenblicklicher Fixpunkt im Entwicklungsprozeß sind. Wenn wir heute eine moderne Gerätekunde betreiben wollen, so ist dies nur vor dem Hintergrund der gesamten wirtschaftlichen Bedingungen möglich, die ihrerseits eben das Tempo der Entwicklung bestimmen und damit auch Indikatoren für den kulturellen Prozeß sind.

In erster Linie sind topographische Schwierigkeiten die Ursache für wirtschaftliche Nöte, die zu einem Konservatismus in der Gerätekultur und damit auch in den Arbeitsmethoden führen! Gleiches gilt selbstverständlich auch für die anderen Äußerungen der materiellen Kultur.

Das Leben der Bergbauern ist und bleibt jedoch - unabhängig vom Fortschritt - "ein Leben in überlieferten Ordnungen" (33).

Es ist für den Bauern schwierig, aus einem festgefahrenen Schema auszubrechen. Wie unser zweites Beispiel zeigt, ist dies erst bei der jetzigen Generation ansatzweise möglich. Die überlieferte Ordnung zeigt sich auch in der Rollenverteilung innerhalb der Familie, die, zumindest was die Arbeit betrifft, derzeit kaum eine Alternative zuläßt. Es gibt auch kein Abbrechen und über Bord Werfen aller traditionellen Lebensformen. Jeder statische Schnitt, den wir

bei einer Untersuchung anlegen, ist nur der momentane Endpunkt einer Entwicklung, die auf historischen Fakten basiert.

Vor uns sehen wir also lediglich eine sich wandelnde bäuerliche Welt - wie uns die Beispiele zeigen geht der Wandel zum Nachteil der Bauern ohnehin viel zu langsam vor sich! Die schönste ländliche Idylle verzerrt sich wohl angesichts eines 11 bis 14stündigen Arbeitstages zur Groteske!

Vielleicht sollten wir doch einmal prüfen, ob sich unser Fach nicht intensiver mit den Lebensbedingungen der Bergbauern auseinandersetzen muß, anstatt bloß einzelne Aspekte herauszugreifen. Ich denke hier etwa an den Studienplan für Volkskunde an den drei Österreichischen Universitäten. Expressis verbis ist in diesen etwas von "Angewandter Volkskunde" im Rahmen einer Vorlesung und eines Seminars zu lesen (34). Da nicht anzunehmen ist, daß man dies auf den Unterricht in Volkstanz und Trachtenpflege beziehen soll, gilt es daher zu überlegen, ob die Thematisierung der Bergbauern nicht ein dem heutigen Wissenschaftsstand entsprechendes Forschungsfeld darstellt - auch um den Preis der Aufgabe der sogenannten objektiven und von Wertung freien Wissenschaft, an deren Existenz zu glauben dem Referenten ohnehin nicht möglich ist.

Man denke etwa an den Bereich "Freizeit", in dem es sehr wohl möglich sein müßte, das derzeitige Freizeitverhalten auf breiter Basis zu analysieren, um beispielsweise zur Erweiterung des Freizeitangebotes und der -möglichkeiten beizutragen; etwa auf dem Umweg über die Erwachsenenbildung (35). An dieser Stelle sei auch an die vor fast 10 Jahren unter der Leitung von Dieter Weiss durchgeführte IFES-Studie erinnert, die sich mit dem Freizeitverhalten einer Arbeiter- und einer Bauernfamilie befaßte (36). Leider konnten diese Arbeiten nicht weitergeführt werden. Auch bei anderen

Vorhaben, wie etwa der Änderung von Wohnsituationen, könnte der Volkskundler mit seinen Erkenntnissen Hilfestellung leisten. So ist es z. B. sehr fragwürdig, ein Haus mit großem Wohnzimmer und kleiner Küche nach städtischem Muster einzurichten, wenn dort, wo das Haus gebaut werden soll, sämtliche Bewohner die Küche als traditionellen Aufenthaltsort gewöhnt sind und das Wohnzimmer leer steht (wie wir dies einmal im Rahmen einer Übung erlebt haben).

Dem Referenten ist bewußt, daß viele der aufgeworfenen Fragen nur an der Oberfläche gestreift wurden, viele überhaupt nicht oder kaum berührt wurden (etwa das Problem des Identitätsbewußtseins oder der Abwanderung). Es sollte jedoch keine fertige Studie über die nach außen sichtbaren Lebensverhältnisse der Bergbauern - eben Arbeit und Freizeit - vorgelegt werden, sondern Ziel dieses Referates war es, das Augenmerk dieses Forums auf ein bedeutsames Problem der Gegenwartsvolkskunde zu lenken. Auch die Volkskunde kann sich heute nicht mehr auf die rein kulturhistorische Auseinandersetzung mit den Bauern zurückziehen, sondern wird mehr und mehr auch die sozialwissenschaftliche Komponente ins Auge fassen müssen. Sollte es wenigstens ansatzweise gelungen sein aufzuzeigen, in welchem hohem Maß alle Forschungsbereiche der Volkskunde - auch die sogenannten klassischen Forschungsfelder unseres Faches, wie beispielsweise Geräte, Arbeit und Brauch - von den allgemeinen Lebensbedingungen abhängen, und daß zunächst alle ökonomischen Voraussetzungen und Zusammenhänge zu erarbeiten und für weitere Studien vor diesen Hintergrund zu stellen sind, ist die Aufgabe als erfüllt anzusehen.

Anmerkungen

1. Bergbauern in der Steiermark - Arbeit und Freizeit. Übung im WS 1981/82 und SS 1982 am Institut für Volkskunde der Karl-Franzens-Universität Graz.
2. Seminar im Wintersemester 1979/80, wie oben.
3. Aldo G o r f e r , Die Erben der Einsamkeit, Trento 1975.
4. Aldo G o r f e r (wie Anm. 3), S. 4 f. (Vorwort).
5. Herbert S c h i f f , Karl B o c h s b i c h l e r , Die Bergbauern - Analyse einer Randgruppe der Gesellschaft, Wien o. J.
6. Herbert S c h i f f , Karl B o c h s b i c h l e r (wie Anm. 5), S. 25 f.
7. Hermann W o p f n e r , Bergbauernbuch. Von Arbeit und Leben der Tiroler Bergbauern in Vergangenheit und Gegenwart, 1. Bd. in drei Lieferungen (1951, 1954, 1960), Innsbruck 1951-1960.
8. Hermann W o p f n e r (wie Anm. 7), S. 8 f.
9. Hermann W o p f n e r (wie Anm. 7), S. 9, Anmerkung.
10. Neben Wopfner sei hier auch auf zwei weitere, frühere Arbeiten als Beispiele erinnert: Waltraud D ü r r , Das Bergbauernproblem und die Bauersfrau. Diss., Wien 1951; Ferdinand U l m e r , Die Bergbauernfrage. Untersuchungen über das Massensterben bergbäuerlicher Kleinbetriebe im alpenländischen Realteilungsgebiet, Innsbruck 1958.
11. Arbeitsgemeinschaft für Bergbauernfragen, Richtlinien für die Erstellung des Berghöfekatasters, 1957, (Er umfaßt Betriebe gem. Erlaß des BM. f. Finanzen vom 8.4.1954 Zl. 32.600/9/1954 und gem. Verordnung des BM. f. Finanzen vom 4.3.1954 BGBI. Nr. 49, sowie zusätzliche von der Landwirtschaftskammer vorgeschlagene Gebiete.).
12. Angewendet wurde die Quadratmethode; dabei werden die einzelnen Punkte quadriert und durch 10 dividiert. (vgl. Richtlinien ..., S. 10 und Herbert S c h i f f , Karl B o c h s b i c h l e r (wie Anm. 5), S. 110).

13. Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Richtlinien für die Bereinigung des Berghöfekatasters (Zl. 44.115 - 5a/2/74).
14. Vgl. auch Herbert Schiff, Karl Bochs bichler (wie Anm. 5), S. 110 f.
15. 547. Verordnung des Bundesministeriums für Land- und Forstwirtschaft vom 14. Dezember 1979, mit der die Bergbauernbetriebe im Land Steiermark neu bestimmt werden. (Die Verordnung trat mit 1. Jänner 1980 in Kraft.)
16. Michael Pilz, Himmel und Erde, 1. Teil: Der Lauf der Dinge, 2. Teil: Die Ordnung der Dinge. Die Teilnehmer der Lehrveranstaltung "Bergbauern in der Steiermark" hatten Gelegenheit, diesen Film bei einer von Pilz selbst veranstalteten Vorführung in St. Anna am Lavantegg zu sehen.
17. Es handelt sich um den Hof vgl. Kratzer in St. Anna am Lavantegg (Besitzer: Hermann Damm).
18. Bearbeiter: Erwin K ä m m e r e r und Lore O f f e n m ü l l e r .
19. Bearbeiter: Ferdinand M o l i t s c h n i g und Wolf-Dietrich S t e i n o r t .
20. Bearbeiter: Barbara A l t e r s b e r g e r und Adelheid Z i k u l n i g .
21. Bearbeiter: Birgit J e s s n e r und Andrea O i t z l .
22. Bearbeiter: Irmgard D i e t l und Beate F a c c h i n e l l i .
23. Bearbeiter: Anton S t a d l e r .
24. Bearbeiter: Hannes F r ü h w a l d und Johann S c h w e r t n e r .
25. Im folgenden handelt es sich um einen Auszug aus der Arbeit von Erwin K ä m m e r e r und Lore O f f e n m ü l l e r , "Fallstudie zum Thema Arbeit und Freizeit - Erhebungen bei einem Bergbauern im Wechselgebiet". Die einzelnen angeführten Bereiche werden nicht mehr extra zitiert!
26. Hermann W o p f n e r (wie Anm. 7), 3. Lief., S. 707 f.
27. Ferdinand M o l i t s c h n i g und Wolf-Dietrich S t e i n o r t ,

"Arbeit und Freizeit - Erhebungen bei einem Bergbauern in Draisch bei Aflenz". Auch hier werden die einzelnen Bereiche nicht mehr extra zitiert!

28. Georg Göth, Beschreibung des landwirtschaftlichen Zustandes der Filiale Brandhof im Brucker Kreise. In: Verhandlungen und Aufsätze. Herausgegeben von der kk. Landwirtschaftsgesellschaft in Steyermark 6 (1834), S. 282.

29. Vgl. Herbert Schiff, Karl Bochsichler (wie Anm. 5), S. 43 ff.

30. Waltraud Dürr (wie Anm. 10).

31. Herbert Schiff, Karl Bochsichler (wie Anm. 5), S. 30 ff.

32. Vgl. dazu Helge Gerndt, Kleidung als Indikator kultureller Prozesse. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 70 (1974), S. 81 ff. (wiederabgedruckt in: Helge Gerndt, Kultur als Forschungsfeld. München 1981, S. 177 ff.)

33. Vgl. Leopold Schmidt, Die Volkskunde als Geisteswissenschaft. In: Mitteilungen der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Praehistorie 73-77, (1947), S. 119. (wiederabgedruckt in: Klaus Beitzl (Hg.), Gedenkschrift für Leopold Schmidt zum 70. Geburtstag. (Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie Bd. 4), Wien 1982.

34. Vgl. zum Beispiel: Studienplan für die Studienrichtung Volkskunde (Ethnologia Europaea) an der Karl-Franzens-Universität Graz: § 2, Abs. 2, lit. c., "Angewandte Volkskunde", 1 Seminar und 1 Vorlesung im Gesamtausmaß von 6 Wochenstunden.

35. Vgl. dazu: Eduard Bonderer, Bildungsprobleme der Bergbevölkerung, Bern 1964.

36. Dieter Weiss, Das volkskulturelle Verhalten einer Arbeiter- und einer Bauernfamilie (Fallstudie). In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 79, (1976), S. 137 ff.

Anschrift des Verfassers:

Univ. Ass. Dr. Helmut Eberhart

Institut für Volkskunde der Karl-Franzens-Universität

Hans-Sachs-Gasse 3/2

A-8010 Graz

WOHNEN IM STÄDTISCHEN BEREICH
Bericht eines Projektes zu Wohnkultur und Wohnweisen
der Gegenwart in drei Grazer Wohngebieten.

Von Elisabeth Katschnig-Fasch

Von Kulturphänomenen im Bereich des gegenwärtigen Wohnens als Gegenstand der volkskundlichen Forschung kann man dann sprechen, wenn im Wohnen einer bestimmten Gesellschaft, einer Gruppe, einer Sozietät ein Zusammenhang, eine spezifische Ausformung nachweisbar ist. Daß es sich dabei nicht um ästhetische Kategorien, um Dokumente der Schönheit der Wohnausstattung handelt (1), ergibt sich aus dem wissenschaftlichen Verständnis des volkskundlichen Forschungsansatzes. Hier handelt es sich um erfahrbare und zu erfahrende Wirklichkeit, um Prozesse, um Handlungen und Verhaltensmuster, um Interaktionen - um Aspekte, die jeweils in spezifischen Symbolen dargestellt sind. Es handelt sich weiters um Motive, Einstellungen, die sich in der Ausstattung der Wohnungen dokumentieren (2). Hier ist nach der Geschichte der Gegenwart zu fragen, oder umgekehrt: nach der Gegenwart der Geschichte. Wie weit ist Wohnen, respektive Wohnkultur von Zwängen gesellschaftlicher, sozialer, architektonischer Art abhängig; was ist Ursache, was ist Wirkung. Als Sektor der Gesamtkultur einer Einheit hat sich die Wohnkultur des Aspektes heterogener, aber aufeinander bezogener Teile zu unterwerfen, und als solche gewinnt

sie Indikator-Wert für den Gesamtbereich einer Kultureinheit (3). Das in den vorliegenden Bericht intendierte Verständnis von Wohnkultur entspricht nicht - dies sei ausdrücklich festgehalten - dem üblichen Verständnis von Kultur als eine große Einheit, es beschränkt sich ausschließlich auf Differenzierungen, "Wohn-patterns" kleiner Gruppen. Damit entspricht hier der Begriff Wohnkultur weitgehend dem von Margret Tränkle verwendeten Begriff der Wohnweise (4). Geht man von dem Aspekt des Wohnens als identitätsbildenden und bestätigenden Prozeß aus, der kulturell geprägt, sowohl integrativ als auch segregativ wirksam ist (5), oder anders ausgedrückt vom Aspekt des Wohnens als Summe geprägter und prägender Faktoren, in denen sich der Einzelne als Mitglied einer Gruppe erkennt und als solches anerkannt wird und sich gegen andere Gruppen abgrenzt (6), so ergeben sich - quasi von selbst - die ersten Untersuchungsebenen: Zum einen die räumliche Unterscheidungsebene, zum anderen die sozialökonomische (7). Durch die Wahl der Untersuchungsgebiete innerhalb der Großstadt Graz ergab sich für die Untersuchung ein Zusammenfallen dieser Ebenen. Es sind dies drei Stadtgebiete, die sich bis heute eine relativ homogene Sozialstruktur und einen homogenen Baubestand bewahren konnten: Das "bürgerliche" Viertel Geidorf, die Arbeitersiedlung der Maschinenfabrik Andritz im Norden der Stadt und schließlich Gebiete der ehemaligen Murvorstadt Lend als Wohngebiet mittlerer bis unterer Sozialschichten.

Im folgenden sollen einige Aspekte und Einsichten einer nunmehr abgeschlossenen Pilotstudie zum Problemfeld großstädtischer Wohnkultur skizziert werden. Nicht um fertige Ergebnisse geht es hier, sondern um Erfahrungen und um mögliche Forschungsansätze. Ein Beitrag zum Bemühen um die Erfassung gegenwartsbezogener volkskultureller Phänomene.

Das Untersuchungsprogramm der Studie umfaßte den Komplex der Einrichtungsmuster, der Motive und der Einstellungen, die Frage nach den Vorstellungen und Wünschen sowie deren Verhältnis zum realen Wohnverhalten, den Bereich der Wohngewohnheiten und -aktivitäten, der Mobilität, die Frage nach den Sozialkontakten, den Kommunikationsaktivitäten und -ebenen, nach dem Rollenverhalten - welchen Zwängen, welchen Faktoren unterliegen Wohn- und Lebensstrukturen. Als Methode erschien eine Kombination von schriftlicher Befragung und Beobachtung zweckmäßig, wobei von der ursprünglichen Anforderung einer statistisch kalkulierten Random-Auswahl bald abgerückt werden mußte. Das verbreitete System des 'geschlossenen' Wohnens (8) und die daraus resultierende Barriere der Befragung bereiteten gebietsverschieden große Schwierigkeiten, sodaß sich nunmehr die Pilotstudie auf insgesamt 137 Befragungen (Geidorf 62, Andritz 39, Lend 36) auf der Basis eines 'Schneeballsystems' gewonnen, berufen kann.

Schon nach den ersten Durchgängen zeigte sich, daß aus einer einmaligen und zeitlich begrenzten Befragungssituation mit einem Fragebogen mit geschlossenen Fragesystemen und aus der bloßen Ansicht von Objekten kein gültiger Schluß gezogen werden konnte. Wohnen ist eben mehr als 'Sein' (Heidegger). Mehrdimensional in den Äußerungen, resultiert Wohnkultur aus sozialen, ökonomischen, regionalen, historischen, architektonischen, auch mentalen und psychischen Gegebenheiten. Erst aus dem Umgang des Bewohners mit den Objekten seines Wohnbereiches, aus dem Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt also, aus den Beziehungen zur Wohngemeinschaft und zur Wohnumwelt erwerben Beobachtungen die Gültigkeit einer Schlußfolgerung. Und erst eine Reihe von Beobachtungen gleicher Phänomene läßt eine Schlußfolgerung auf Ähnlichkeiten und damit auf eine spezifische Wohnkultur und deren bestimmende Faktoren zu. (9)

Zu Gunsten einer Gültigkeit der Aussagen mußte sich der ursprünglich ins Auge gefaßte Umfang des Frageprogramms vorerst eine Kürzung gefallen lassen, er wurde auf einige Schwerpunkte reduziert. Noch offene Fragekomplexe werden als Programm des erweiterten Untersuchungsplanes zu Ende angeführt.

Äußere Charakteristika der untersuchten Wohngebiete

Das Wohnviertel Geidorf rangiert mit seinen repräsentativen Gründerzeit- und Jugendstilbauten, seiner günstigen Lage zwischen Zentrum und ausgedehnten Grünflächen an oberster Stelle der Wohnwuschgeden der Grazer Bevölkerung. Die soziale Homogenität drückt sich in der volksläufigen Bezeichnung Prestigeviertels als "Herrenviertel" aus.

Einen gewissen Einbruch erlebt das Viertel seit einigen Jahren. Durch die neue Verkehrskonzeption führen mitten durch das Viertel frequentierte Ausfallstraßen. Anliegende Wohnungen werden frei, die nun einerseits auch Nichtangehörigen des traditionellen Bildungsbürgertums offenstehen, andererseits von den Hauseigentümern an Studenten vermietet werden. Wenn auch dieser soziale Einbruch von den Stambewohnern mitunter als bedrohlich empfunden wird, so hat er bis jetzt noch keine spürbare Auswirkung auf die Charakteristik des Wohngebietes genommen. Von einer Umschichtung der räumlichen Segregation kann noch nicht gesprochen werden, wohl von einer gewissen Verunsicherung der Bewohner, die in einer geradezu demonstrativ heftigen Fassadenerneuerung ihrer Verunsicherung Herr zu werden versuchen.

Schachbrettartig angeordnet umschließen die zu riesigen Wohnblöcken zusammengefüigten, meist dreistöckigen Wohnhäuser eine weitläufige,

mit Zäunen in unzählige Parzellen geteilte, isolierte und meist unbenützte Grünfläche. Der stets reich gegliederten Außenfassade entspricht hofseitig eine erstaunlich nüchterne, kahle Innengestaltung. Ein Merkmal, das durchaus heute noch als Indiz des "Fassadenwohnens" gelten kann. Die Wohnungen sind allesamt ohne Berücksichtigung der Himmelsrichtung mit ihren Haupträumen zur Straße ausgerichtet, während die Nebenräume der Innenseite zugewandt sind.

Auch heute noch weisen die Wohnhäuser das traditionelle vertikale Sozialgefälle der Bewohner auf. In den "Belles etages" finden sich die "eigentlichen" Geidörfler (sie weisen die höchste Identifikationsquote auf), im Dachgeschoß wohnen häufig unvollständige Familien, den absoluten Tiefpunkt der Bewertung erreichen die Wohnungen im Keller, die klein und feucht sind und ausschließlich von Hausmeisterfamilien oder von Alleinstehenden "behaust" werden.

Schon in der Gründungsphase (1860-1910) erfolgte durch die Hausbesitzer, die Objekte von Spekulationsinvestoren erwarben, eine bewußte Auswahl der Mieter. So kam es zu einer ganz spezifischen Scharung der Bewohnerschaft: Offiziere aus allen Teilen der Monarchie, meist ohne finanziellen Rückhalt aber mit hohem Repräsentationsanspruch, Universitätsprofessoren und höhere Beamte. Der Anteil der Unterschicht reduzierte sich bis zum Ende der Bauphase von ursprünglich 39 % auf 16 % (10). Trotz der regional unterschiedlichen Herkunft der Bewohner bildete sich sehr rasch ein ganz spezifischer Lebens- und Wohnkodex, der zwar durch den Jugendstil eine gewisse Auflockerung erfuhr, sich jedoch in seinen Grundzügen durch Kriege, Wirtschaftskrisen und -aufschwünge so bewahren konnte, daß er sich auch heute noch in einer ausgeprägten, sehr spezifischen Wohnkultur zu äußern vermag.

Auch die Charakteristik des untersuchten Wohngebietes im Bezirk Lend ist in hohem Maße von seiner Geschichte geprägt. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte die Murvorstadt den Charakter eines kontinuierlich gewachsenen Organismus, der seine Bevölkerungsstruktur seit dem Mittelalter seiner Lage verdankte. Wirtshäuser, Roßhändler, Kutscher und Kleinhandwerker – das war das Bild, das sich durch Jahrhunderte nicht wesentlich verändern sollte. In der hochindustriellen Phase strömten von auswärts und von den östlichen Stadtteilen gelernte und ungelernete Handwerker und Heimarbeiter in die in das Vorstadtgefüge integrierten Gewerbebetriebe. Diese Kleinbetriebe befanden sich stets in den Hofflügeln der ebenerdigen bzw. einstöckigen Wohnhäuser. Hier lebte man, hier arbeitete man zusammen mit der Familie des Gewerbeherrn. Nach und nach zogen auch die Verwandten aus dem Umland zu, was nun wiederum Bauspekulanten veranlaßte, zahlreiche Substandardwohnungen zu errichten, die billig vermietet wurden. 1880 betrug hier der Unterschichtenanteil 82 %. (11) Das soziale Bild hat insofern bis heute eine Änderung erfahren, als der Anteil der Arbeiter und der kleineren Angestellten zu Lasten der Handwerker und Gewerbetreibenden stieg. Der Baucharakter hat sich – abgesehen von einigen vereinzelt stehenden vierstöckigen Wohnblöcken der Nachkriegszeit – seit dieser Zeit nicht mehr verändert. Die Gründerzeit hat dieses Gebiet nie erreicht. Ebenerdige bzw. einstöckige Häuser mit regellosen Zu- und Anbauten, mit diversen Nebengebäuden, Werkstätten und Kleintierställen vermitteln mit ihren Vorgärten mitten in der Stadt einen überraschend ländlichen Eindruck. Der Typ der Zimmer-Küche-Wohnung (Durchschnittsausmaß 40 m²) ist mit seinem nachkriegszeitlichen Standard hier, wohin sich weder Banken noch Ärzte noch Anwälte verirrt, vorherrschend. Das gesamte Gebiet ist von massiven Grundstücksspekulationen bedroht

- Spekulationen, die durchaus der kommunalen Stadtplanung entsprechen. Die Bausubstanz ist daher vielfach vom Verfall bedroht. Für die Zeit dieses "gesteuerten Verfalls" nehmen Studenten und Gastarbeiter Quartier. Trotz dieser Auflösungserscheinungen dokumentiert sich der Raum als ein eigener Sozialkörper, als eigener Stadtteil in einer sich rasch wandelnden Umgebung, als eigener abgeschlossener Identitätsraum ("eine Insel in der Stadt") mit einer durchgehend emotionalen Bindung und Verhaftung der Bewohner.

Das Untersuchungsgebiet Andritz gehört zu jenem Industrierorland, das mit ausgedehnten Arbeiterwohnsiedlungen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts langfristig Arbeitskräfte aus dem ländlichen Bereich zu binden versuchte. (12) Zu den ersten Arbeiterwohnungen in den "Personalhäusern" kamen bald eine Reihe von Baracken mit Burschenzimmern (Massenquartiere), die sich mit ihren Strohlagern bis in die Nachkriegszeit erhalten konnten. Nach dem zweiten Weltkrieg wurden die bestehenden Unterkünfte durch Reihenhaussiedlungen und zwei Wohnhochhäusern erweitert, die Massenquartiere wurden durch Ledigenheime ersetzt. Heute vergibt die Maschinenfabrik Andritz 304 Wohnungen auf Mietbasis an Arbeiter und Angestellte, deren Vertrag bei Kündigung und Pensionierung erlischt. Eine Wohnung als wirksames Instrument der Arbeitsmarktpolitik bot dem Arbeitnehmer zweifellos entscheidenden Anreiz. Heute fühlt sich das Unternehmen, bedingt durch den Überschuß an Arbeitskräften, ganz offensichtlich nicht mehr verpflichtet, Modernisierungen und Reparaturen durchzuführen, die Wohnsituation verschlechtert sich durch gravierende Bauschäden. Die Konzeption der Wohnungen (durchschnittlich 50 m²) entspricht einer 2-Zimmer-Küche-Wohnung, Nachkriegswohnungen sind mit internen Sanitäreinrichtungen ausgerüstet, ältere Wohnungen sind generell Substandard.

Die Untersuchung erbrachte drei verschiedene Grundtypen von Wohnungen, verschieden hinsichtlich der historischen Entwicklung des Wohnumfeldes, verschieden hinsichtlich der architektonischen Konzeption, verschieden hinsichtlich der sozioökonomischen Verhältnisse der Bewohner.

Wohnungstypen und Wohnverhältnisse

Das Wohnen im Untersuchungsfeld Geidorf ist heute noch ganz wesentlich von der historischen Konzeption dieses Viertels beeinflusst: der Nachahmung des großbürgerlichen Wohnens, einem Stil, der sein Vorbild im barocken Stadtpalais des Adels suchte.

Das strenge Ausgliedern von Wohnfunktionen (Abb. 1) schafft eine Hierarchie innerhalb der einzelnen Räume, die in Ausstattung und Nutzung erkennbar wird, die aber auch ein deutliches Licht auf die traditionelle Rollenverteilung der Familien dieses Viertels wirft. Von solchen Differenzierungen wird der Alltag bestimmt. Dies wird besonders deutlich, wenn ein Gast in die Ordnung aufgenommen wird, es scheint geradezu alles auf diese Situation ausgerichtet zu sein. An oberster Spitze der Hierarchie der Räume steht der Salon, hierher wird der Gast geführt. In seiner Ausstattung und seiner Anordnung ist dieser Raum vom Biedermeier (13) bestimmt. Einzelne Sitzinseln summieren sich entlang der Wände unter Freilassung der Mitte, die einem repräsentativen Teppich ("es muß ein 'Buchara' sein") vorbehalten ist. Typisch ist die Funktion des Fensterpfeilers als Andachtssphäre - mit Kommode, Familienportraits, Kerzenleuchtern und Erbuhr. Mit einer Glasvitrine als Schauraum für diverse Kleinkostbarkeiten, eventuell einer Chaiselonge, ergibt sich ein immer wiederkehrendes Bild. Die Einrichtung dieses Raumes wird meist über die zweite Generation vererbt, sodaß sich

der historische Raumtypus weitgehend erhalten konnte.

An zweiter Stelle rangiert das Speisezimmer. Sein Rangplatz dokumentiert sich in der Wertigkeit der Möbel: Jugendstil bzw. Altdeutsch. Die Möbelordnung zentriert sich zur Mitte hin (14) - mit einem repräsentativen Mischmisch und entsprechender Sitzgarnitur. Unterstrichen wird diese Zentrierung durch einen großen Teppich ("Täbris") und durch einen entsprechenden voluminösen Kristall-Luster. Hier wird gegessen, hier wird auch musiziert. Bei jüngeren Bewohnern wurde gelegentlich das Speisezimmer durch eine Bauernstube ersetzt - ein Trend, der allerdings hier nicht in der Tradition des sentimentalischen Alpinismus der 20er Jahre zu stehen scheint, sondern der Entdeckung des bäuerlichen Mobilars als Wertanlage zu verdanken ist und damit eine neue Möglichkeit der Repräsentation darstellt. Mit dem Wegfall der starren Konzeption erhöht sich allerdings in diesen Fällen der Wohnwert.

Das frontseitige Herrenzimmer komplettiert die Repräsentationsräume. Die Ausstattung dieses Raumes ist ebenso verbindlichen Regeln unterworfen: eine Ledersitzgarnitur vor wandfüllenden Bücherregalen, ein ausladender Schreibtisch, dahinter ein massiver Armstuhl.

Diese Gestaltungsprinzipien finden sich auch in kleineren Wohnungen, sie finden sich auch bei jüngeren Bewohnern, selbst neu zugezogene unterwerfen sich diesen Regeln erstaunlich schnell.

Eigendynamisch und nicht der historischen Tradition verhaftet, präsentiert sich das Kinderzimmer. In allen Familien mit Kindern - sie sind allerdings deutlich unterrepräsentiert - steht dieser Raum zumindest an zweiter Stelle der Raumversorgung. Dementsprechend individuell und kindergerecht ist die Ausstattung mit speziellen Kindermöbeln, Spielgerät, Büchern, etc. Diese freie Gestaltung der Kinderzimmer entspricht allerdings durchaus einer Norm, nämlich einer bildungsbewußten Geschmacksnorm.

Die Küche hat - abgesehen von einigen Ausnahmen - lediglich die Funktion eines Nebenraumes, in dem man sich nicht darstellen muß. Modernisierungen erreichten diesen Raum, an den stets eine oft nur bettgroße Kammer für das Dienstmädchen grenzt, selten. In einigen Fällen ist daher die Originaleinrichtung erhalten geblieben. In Familien mit langer Geidorf-Tradition wird prinzipiell niemals in der Küche gegessen. Zu deutlich haftet diesem Raum die Atmosphäre einer, allerdings schon zu Ende gegangenen, Dienstubenära an.

Die Wohnkultur dieses Viertels ist primär vom Traditionsbewußtsein und von Traditionsdemonstration getragen. Sie drückt sich in historisch übernommenen Symbolen, in überkommenen Vorstellungen eines bürgerlichen Lebens aus. Der starren Rollendifferenzierung innerhalb der Familie entspricht die Hierarchie der Räume vom Herrenzimmer, in das sich nach Gesellschaften die Herren zurückziehen, über den Salon, der dann den Damen zur Verfügung steht, bis hin zum Dienstubenbereich. (15) Vor allem bei älteren Bewohnern zeigen sich überdies markante und für dieses Viertel spezifische Verhaltensformen, die sich freilich auch aus der Wohnform ergeben - etwa die strenge Rangordnung bei Tisch, ausgeprägte Einladungszereimonien, der abendliche Familienkreis. Eine zeremonielle Darstellung, die im Bemühen um Haltung, im Bemühen, die Würde als Pflicht darzustellen, an einer Vergangenheit festhält. Selbst die Spannung zwischen der Statusdemonstration (über die Kategorien, Kontinuität, Tradition, "Wohnkultur" etc.) und den spontanen Lebensbedürfnissen vermag die Ordnung nicht umzustößen. Sie bringt sie höchstens ins Wanken wie beispielsweise der Fernseher "... der hat Verwirrung gestiftet, man kann ihn nirgends hinstellen. Am besten ist noch das Schlafzimmer dafür geeignet" (Beamtenwitwe, 61 J.).

Anders das Wohnen in der Arbeitersiedlung der Maschinenfabrik Andritz. In den 39 begangenen Wohnungen ließen sich eindeutig die Reklamestereotypen von diversen Möbelversandhäusern erkennen. Am zwingendsten scheint davon das Wohnzimmer betroffen, jener Raum, dem sowohl in seiner vorwiegend "abendlichen" Fernseh- als auch in seiner Demonstrationsfunktion die höchste Bewertung zukommt (Abb. 2). Charakteristisch an seinem "namenlosen Stil" (16) ist eine Art Neue Sachlichkeit. Die Grundausstattung des Wohnzimmers besteht aus einer Schrankwand, einer Polstergarnitur, einem halbhohen Tisch und einem dominierenden Farbfernsehgerät. Ein ebenso stereotypes Grundsche ma läßt sich auch für das Schlafzimmer skizzieren: in der Mitte des Raumes das eheliche Doppelbett, flankiert von zwei Nachtkästchen, ein Wandverbau, eine Psyche - ein Schema, das bei 18 (17) begangenen Schlafzimmern keine Abweichung zeigte. In vielen Fällen muß allerdings auch auf diese Privatzone zu Gunsten eines Kinderzimmers verzichtet werden, man schläft dann auf dem ausziehbaren Wohnzimmersofa. Auch das Kinderzimmer zeigt generell wenig Raum für Kreativität und Individualität - eine Tatsache, die nicht allein in der geringen räumlichen Versorgung begründet ist, sondern die sich darüberhinaus als sensibler Pegel eines Sozialisationsprozesses erweist, der Rückschlüsse auf die Stellung des Kindes und auf die Erziehungsvorstellung zuläßt. Dieser Raum ist ausnahmslos Auffanglager für ausrangierte Möbel.

Zur geschlossenen Zone gehört nicht nur das Schlafzimmer, das selbst für Kinder tabuisiert ist, sondern auch die Kochküche, als Arbeitsraum für die Frau gedacht, jedoch als Aufenthaltsraum für die gesamte Familie in seiner Beengung meist ungeeignet. Auch für diesen Raum läßt sich ein stereotypes Schema nachvollziehen (Abb. 3).

Die Starrheit des Wohntypus dieses Untersuchungsgebietes dokumen-

tiert sich nicht nur im immer wiederkehrenden Stellmuster, sondern auch in einer geringen inneren Mobilität und in einer auffallenden Übereinstimmung der Dekorations- und Bildmotive: allen voran das Blumenbild, das, meist selbst gestickt, vor dem Landschaftsdruck und dem Tierbild rangiert. Derartige Handarbeiten erinnern an den von Elke Schwedt geführten Begriff der "konditionierten Kreativität" (18). Angesichts der zeitlichen Begrenzung des Wohnens - das Mietverhältnis erlischt bei Entlassung bzw. Pensionierung - und der damit verbundenen geringen Chance, sich mit seinem Lebensbereich zu identifizieren, ist die Übereinstimmung der Wohnweisen vor allem als ein sozialpsychisches Problem zu interpretieren. Norm verschafft Stabilität.

Wie sehr die Bewohner dieser Siedlung noch mit ihrer ländlichen Herkunft verbunden sind bzw. anders interpretiert, wie wenig sie sich mit ihrem Arbeits- und Lebensbereich verbunden fühlen, zeigen die außenorientierten Freizeitgewohnheiten. Das Wohngebiet ist an den Wochenenden wie ausgestorben. Man fährt "aufs Land", in eine Gegenwelt.

Die Konformität der Wohnweisen ist zweifellos nicht zuletzt Ergebnis der unlösbaren Verbindung des Arbeits- und Lebensbereiches und der dadurch besonders heftig wirkenden öffentlichen Kontrolle. Durch Bemühen um Anpassung vermeidet man nicht nur negative Sanktionen sondern ermöglicht auch positive. Das Wohnzimmer als Ort der Repräsentation: repräsentative Polstergarnitur, Schrankwand, Farbfernseher - eine Einrichtung die nicht selten unter großen finanziellen Belastungen, sogar unter Risiken erstanden wird. Trotz des beengten Wohnraumes werden alle ordnungsstörenden Aktivitäten aus dem Wohnzimmer verbannt, als müßte man sich jeden Augenblick einer öffentlichen Kontrolle unterziehen - und dies, obwohl konkreter Besuch nur von Verwandten erwartet wird.

Der Schluß, daß diese Statussymbole aus der Anlehnung an die Klischeevorstellungen eines "bürgerlichen Wohnens" resultieren, liegt nahe, zumal Attribute eines Standesbewußtseins, einer eigenständigen Kultur- und Lebensform selten anzutreffen sind (19), sie wurden quasi ersetzt von einer "Geschmackskultur" (20). Die Wohnung, und darüberhinaus die gesamte Wohnweise, entspricht einem beinahe ängstlichen Bekenntnis zum spezifischen Normsystem. Ein Aspekt, der in der gespannten Arbeitssituation an Bedeutung gewinnt. Zwar zieht man sich, bedingt durch die Arbeitszeitverkürzung, mehr in die Privatheit des Wohnens zurück, man unterwirft sich aber gleichzeitig in einem höheren Ausmaß einem demonstrativen Normverhalten. Ein weiterer Aspekt gewinnt Bedeutung: Trotz der finanziellen Belastung durch die Anschaffung der Einrichtung, steht das einzelne Möbelstück, ebenso wie die gesamte Wohnung, in einem erstaunlich geringen emotionalen Verhältnis zum Bewohner. Man befindet sich in einer Durchgangssituationen. Nicht selten wird das Wohnen als Belastung empfunden. Mehr als zwei Drittel der befragten Familien bauen sich - vorwiegend in der ländlichen Herkunftsregion! - ein Eigenheim. Die Verwirklichung von Werten wie Eigenheim, Geborgenheit, Individualität, Heimat usw. erwächst der verfremdenden Lebenssituation, dem sozialen und existentiellen Druck. Nur in diesen, nach außen projizierten und auch realisierten Vorstellungen hat man Raum für selbstständige Wohn- und Lebensformen.

Das Wohnen im Untersuchungsfeld Lend, in jenen ebenerdigen bzw. zweigeschossigen Vorstadthäusern mit Vorgärten, zeigt in vieler Hinsicht ein überraschendes und unerwartetes Bild. In der Begegnung mit den hier lebenden Menschen erhielt vieles von dem Wohnbegriff und von den Kausalitäten, die sich aus den bisherigen Ein-

drücken ergaben, eine andere Bedeutung.

75 % der begangenen Wohnungen entsprechen einer Substandard-Zimmer-Küche-Wohnung, in der Rentnerhepaare, Alleinstehende oder Verwitwete bzw. Familien (häufig unvollständig), zum überwiegenden Teil mit unregelmäßigem Einkommen, leben (Abb. 4). Die restlichen Wohnungen sind entsprechend adaptiert oder ausgebaut; bewohnt werden diese von kleinen Angestellten und Selbständigen.

Der zentrale Wohnraum und eigentliche Aufenthaltsraum ist die Küche. Hier wird gearbeitet, gehandarbeitet, in nachbarschaftlichen Runden Karten gespielt, hier spielen die Kinder, hier wird gegessen, hier wird gewohnt, hier läßt sich Besuch nieder. Im Sommer verlagern sich viele Funktionen dieses Raumes nach außen, in die Veranda bzw. Laube oder in den Vorgarten. Die Einrichtung der Küche entspricht der durch die Jahrzehnte unveränderten Funktion dieses Raumes: eine Ecksitzbank mit einem geräumigen Tisch und schmucklosen Küchensesseln, eine Kredenz und ein "Kastl" - ein Möbelstück, dem man eine kultische Bedeutung mit der Anhäufung von "heiligen Dingen" (Heiligenfiguren, Familienfotos, Kerzen, diverse Nippes) verleiht. Moderne Küchenverbauungen nach dem Muster der Amerikanischen bzw. Frankfurter Küche treten nur selten auf, selbst der Elektroherd ist nicht selbstverständlich, ebenso wie der Kühlschrank oder diverse technische Küchengeräte und Maschinen; dagegen finden sich hier noch das vorkriegszeitliche "Wasserbankl" und die Kohlenkiste. Das "Zimmer" dagegen ist Schlafraum und Festraum für Weihnachten. Das Mobiliar stammt überwiegend noch aus der Vorkriegszeit, meist erworben bei der Hochzeit und nach und nach mit einzelnen gebrauchten Stücken erweitert.

Zwei Zentralbereiche kennzeichnen das Wohnen hier: Der Eßplatz und der Schlafplatz, wobei letzterer bei unteren Sozialangehörigen

an der Bedeutung zu überwiegen scheint.

Eine allgemein verbindliche Übereinstimmung im Stellplan der Möbel, wie sie sowohl in den Arbeiterwohnungen von Adritz als auch im bürgerlichen Wohnen von Geidorf nachzuzeichnen ist, läßt sich im Wohnen dieses Bereiches nicht erkennen. Wohl gibt es immerwiederkehrende einzelne Möbelstücke oder -gruppen: die Ecksitzbank, die Kredenz, die Wasserbank, das "Kastl" usw. - eine Übereinstimmung, die vor allem auf die finanzielle Beschränkung und die sich daraus ergebende geringe Auswahlmöglichkeit zurückzuführen ist. Hier hat das Möbelstück ausschließlich Gebrauchswert. Wird eine Anschaffung eines Möbels nötig - meist ohnedies nur nach seinem Totalzusammenbruch - dann geht man zum Gebrauchtmöbelhändler und wählt im Rahmen der finanziellen Möglichkeiten nach der Benutzbarkeit. Prestigeverpflichtung unter einem Repräsentationsdruck ist dabei nicht ausschlaggebend.

Äußerlich scheint hier ein gewisses "kreatives Chaos" die Norm zu sein, was aber nicht darüber hinwegtäuschen kann, daß man auch hier nicht ohne Gewohnheiten oder gänzlich ohne Strukturen lebt. Freilich äußern sich diese verbindlichen Verhaltensweisen nicht vordergründig, sie sind differenzierter, scheinen auch flexibler und mit größerem Spielraum versehen. Vor allem bei älteren Bewohnern findet sich beispielsweise häufig eine ausgeprägte Andachts-ecke, im Herrgottswinkel bzw. auf dem "Küchenkastl". Fixierte Muster scheinen am ehesten noch in der Rollenvorstellung vorzuherrschen, eine übereinstimmende Vorstellung, die allerdings in der Praxis kein direktes Abbild erwarten kann - hier gilt vielmehr die Regel des Augenblicks. Die Annahme, daß geordnete Wohnstrukturen auch Zufriedenheit schaffen - eine Annahme auf die sich das Konzept des gesamten sozialen Wohnbaues beruft und sich damit auch zu rechtfertigen versucht -, daß also die

Dimension Ordnung mit der subjektiven Bewertung der Zufriedenheit korreliert, wird hier - im Wohnen des Untersuchungsgebietes unterer sozialer Schichten - nicht bestätigt, im Ergebnis ja geradezu falsifiziert. Trotz der schlechten äußeren Bedingungen erreichte hier die Frage nach der Wohnzufriedenheit die höchste Bewertung. Ob die Kategorie der Zufriedenheit allerdings eine taugliche wissenschaftliche Kategorie ist, das wird für das weitere Untersuchungsprojekt noch zu prüfen sein. Folgende Aspekte, freilich zum Teil noch Annahmen, noch vermutete Kausalitäten, scheinen für diesen, auch für die volkskundliche Forschung äußerst interessanten Zusammenhang ausschlaggebend zu sein:

Zum einen fällt hier der soziale Druck weg, wie er sich etwa im Wohnen der Arbeitersiedlung in einer Sicherheit verschaffenden Normierung äußert und wie er auch im bürgerlichen Wohnen des Untersuchungsgebietes Geidorf als "Prestigezwang" spürbar wird. Hier, im Wohngebiet vorwiegend armer Leute, bedarf es keiner besonderen Absicherung der Zugehörigkeit, hier gibt es sozusagen nichts mehr zu verlieren. Das Gebiet entspricht in seiner Lebensfähigkeit einem natürlich gewachsenen Organismus. Nachbarschaftskontakte, Vorsorge- und Selbsthilfeaktivitäten sind hier am intensivsten. Zweifellos trägt zur Lebenszufriedenheit des Bewohners auch der lebbare Raum außerhalb der Wohnung bei, über den die Kontakte zwanglos mit den Nachbarn laufen. (21)

Ein weiterer Aspekt liegt - und auch auch darin unterscheidet sich das Wohnen in Lend von den Wohnmodalitäten der übrigen Untersuchungsgebiete - in der durchgängig dokumentierten engen Beziehung des Bewohners zu seiner oft auch desolaten Wohnung, zu seinen ihn umgebenden Möbelstücken (und dies obwohl ihm die Wertlosigkeit der Möbel im Sinne der allgemein üblichen Wertkategorie durchaus bewußt ist). Diese enge Subjekt-Objekt-Be-

ziehung, vereinzelt tritt sie auch beim Geidorfbewohner zu ererbten Möbelstücken auf, scheint in erster Linie von einer durch Dauer erworbenen Gewöhnung abhängig zu sein. Wie wichtig dieser "Faktor der Konstanz" darüber hinaus auch für das gesamte Wohnverhalten, das Wohngefühl und im weiteren für die Entwicklung einer eigenständigen Wohnkultur ist, zeigt der Vergleich mit Andritz, wo eine Wohn- und Aufenthaltsdauer von vornherein begrenzt bzw. abschätzbar ist und damit die Identifikationsmöglichkeiten mit der sozialen Umwelt und ihren Verhaltensmodalitäten reduziert bleiben. Enkulturation ist eben in erster Linie eine Frage der Aufenthaltsdauer - und diese ist sowohl in Geidorf als auch im Lend häufig lebenslang. (22)

Insgesamt zeigen sich im "Wohnen der armen Leute" dieses Untersuchungsgebietes Wohnstrukturen, die zwar nicht mit den Maßstäben des bürgerlichen geordneten Wohnens zu messen sind, die sich aber umso deutlicher in ihrer historisch relativ ungebrochenen Entwicklung, in der Lebens- und Wohnzufriedenheit der Bewohner und der Beziehung zu ihrer Umwelt, als Indikatoren einer eigenständigen Wohnkultur zu werten sind.

Schon diese erste und in der Unvollständigkeit einer Vorstudie freilich auch oberflächliche Einsicht in das Wohnen dreier Grazer Viertel vermittelt das Bild sehr unterschiedlicher, in sich jedoch homogener Wohnweisen bzw. -kulturen. Wie sehr sie den Einzelnen an sich binden oder auch unter sich zwingen, zeigt sich vor allem bei Neuzuzügen. Ein Umzug in die Untersuchungsgebiete Andritz und Geidorf bedingt die relativ rasche Anpassung an die regionale Wohnkultur. Zweifellos steht dieser Prozeß in einem direkten Zusammenhang mit der sozialen Absicht und mit dem Motiv, das zum Umzug geführt hat. Bedeutet eine möglichst naht-

lose Anpassung im Arbeiterwohngebiet Andritz vor allem Sicherung im Sozialgefüge (ein Wohn- und Lebenssystem, das beim Verlassen dieses Wohngebietes auch wieder aufgegeben wird), so impliziert die Verhaltensänderung bzw. Anpassung an das bürgerliche Wohnen primär sozialen Aufstieg und Statussicherung - ein Aspekt, der freilich schon bei der Auswahl des Wohngebietes bestimmend ist. Mit dem Wohnen hier, in diesem Viertel, in dieser Straße, in diesem Haus wird etwas über die Respektabilität der Bewohner ausgesagt. Daß dieses Zusammenspiel von bewußtem Motiv und unbewußter Anpassung sogar Ideologien und Überzeugungen in Frage zu stellen vermag, zeigt das Beispiel zweier junger Familien. Trotz der anfangs immer wieder erklärten ideologischen Abgrenzung zu ihrem bürgerlichen Wohnumfeld, zu den bürgerlichen Wohnverhaltensmustern, paßten sie sich innerhalb von zwei Jahren den gegebenen Normen an. Bierkisten als Möbel und politische Plakate wichen traditionellen Möbelgruppen und Ölbildern. Ähnliche Phänomene zeichnen sich auch bei Jung-Akademikern ab, die sich nach der Berufsergreifung auch erstaunlich rasch im Wohnen "etablieren".

Um zu gültigen Aussagen über die Mechanismen der Entstehung spezifischer Wohnweisen bzw. -kulturen und ihren Abhängigkeiten von historisch bedingten, kulturellen, sozial-ökonomischen und architektonischen Faktoren zu gelangen, gilt vor allem zweierlei: erstens - eine Differenzierung der Beobachtungseinheiten in kleinste Gruppen, zweitens - ein umfassender Befragungs- und Beobachtungsrahmen der gleichermaßen alle Elemente des Wohnens erfaßt z. B. Leitbilder, Werte und Attitüden (bzw. Attitüdenwandel), eine vollständige Erfassung des Objektbereiches (23), traditionell und gewohnheitsmäßig geübte Verhaltensweisen, Kontakt- und Kom-

munikationsformen, der Einfluß des Marktes, der Modeströmungen, das Verhältnis Wohnbereich - Arbeitsbereich - um nur einige Bereiche zu nennen.

Freilich werden sich bestimmende Faktoren letzten Endes nicht klar und sauberlich nach ihrer Wirkung und ihrem Einfluß voneinander trennen lassen. Es werden sich jedoch - dies bleibt zumindest zu hoffen - Verbindungen eruieren lassen, die unterschiedliche Strukturen aufdecken und Ähnlichkeiten bzw. Wohnmuster erklärbar machen. Und mit diesem Ziel stößt die Wohnforschung der Volkskunde nicht nur in ein "innerbetriebliches Vakuum", sie ist mit diesem Ziel zweifellos auch in der Lage, jene verhängnisvolle Begriffsverengung von "Wohnkultur" aufzudecken, die durch die Wohnpolitik in ihrer Verwendung mit Begriffen wie "Funktionalität", "Ordnung", "Fortschritt", ihr Auslangen findet und damit weite Teile der Bevölkerung in Zwangswohnweisen drängt und sie um eine eigenständige Wohnkultur bringt.

Anmerkungen

1. Die inhaltliche Bedeutung des Begriffes Kultur ausschließlich für den Bereich der schönen Dinge ist durchaus nicht nur eine allgemeine. So definiert Lukács: "Der Begriff der Kultur (im Gegensatz zur Zivilisation) umfaßt sämtliche wertvolle Produkte und Fähigkeiten, die für den unmittelbaren Lebensunterhalt zu entbehren sind. Zum Beispiel die innere und äußere Schönheit eines Hauses gehört zum Begriff der Kultur, im Gegensatz zu seiner Festigkeit und Heizbarkeit." G. Lukács, Alte und neue Kultur. Frühe Aufsätze 1919-1921. Raubdruck, Schwarze Presse o. J., S. 1538. Auch: Herbert Marcuse, Kultur und Gesellschaft. Frankfurt 1965, Bd. 2, S. 150.

2. Über die Relevanz der Attitüdenforschung für die Erfassung des Vermittlungsprozesses zwischen Individuum und der Wohnaktivitäten: Martin Schärfe, Attitüde, Objektivation, Funktion. In: Zeitschrift für Volkskunde, 66/1970, S. 110 f.

3. Margot Tränkle, Wohnkultur und Wohnweisen. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institutes der Univeristät Tübingen, Bd. 32) Tübingen 1972, S. 14.

4. Margot Tränkle (wie Anm. 3).

5. Edward T. Halls, Die Sprache des Raumes. Düsseldorf 1970.

6. Greverus erkennt die Raumorientierungen als relevant für die Identitätsbildung, -bestätigung und -diffusion. Identität bestimmt ihrerseits die Befriedigung der Lebensbedürfnisse. Ina Maria Greverus, Kultur als Alltagswelt. Münschen 1978, S. 266 ff.

7. Von der Frage der Abhängigkeit des Wohnens von sozio-ökonomischen Bedingungen geht vor allem Elisabeth Pfeil aus. Elisabeth Pfeil, Das Wohnen als soziologisches Problem. In: Spieß (Hg.), Wohnen - Realität und museale Repräsentation. Braunschweig 1972, S. 17-31. Vgl. auch: Dennis Chapman, The Home and Social Status. London 1955. Auch A. Silbermann definiert Wohnen als sozialen Prozeß, der primär von psychischen und sozialen Faktoren bestimmt wird. Vgl. A. Silbermann, vom Wohnen der Deutschen. Eine soziologische Untersuchung über das Wohnerlebnis. Frankfurt/Hamburg 1966.

8. Dies trifft besonders auf die Arbeiterwohnsiedlung der Maschinenfabrik Andritz und auf das bürgerliche Wohngebiet Geidorf zu.

9. Zum Wandel der ländlichen Wohnkultur: Heidi Schruttka-Rechtenstamm, Kultureller Wandel im 20. Jahrhundert am Beispiel Wohnen in einer ländlichen Gemeinde (TragöB/Oberort). Phil. Diss. Graz (1983) im Druck.

10. Walter Felber, Der Wandel der Sozialstruktur. Charakteristika und Tendenzen der Gesellschafts- und Wirtschaftsentwicklung in der Gründerzeit. In: Stadterweiterung von Graz 1850-1914. (Publikationsreihe des Grazer Stadtmuseums. Bd. II) Graz 1979, S. 75 f.

11. K. A. Kubinsky, Graz in der Volkszählung 1880. Ein Beitrag zur historischen Sozialstatistik. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz. Bd. 5/6, Graz 1973.

12. Roman Sandgruber, Städtische Wohnverhältnisse. Un-

veröffentlichtes Typoskript. Wien o. J.

13. Vgl. Hans Aurenhammer, Großstadtvolkskundliche Untersuchungen an Wiener Wohnungen. Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 61, 1958, S. 195-204.

14. Vgl. Hans Aurenhammer (wie Anm. 13).

15. Elisabeth Pfeil (wie Anm. 7), S. 19.

16. Siegfried Kätsch, Teilstrukturen sozialer Differenzierung und Nivellierung in einer westdeutschen Mittelstadt. Aufwandsnormen und Einkommensverwendung in ihrer sozialen Schichtung. Köln 1965. Zit. nach M. Tränkle (wie Anm. 3), S. 100.

17. Nur bei 18 von 27 Wohnungen mit eigenem Schlafzimmern erhielten wir Zutritt zu diesem Intimbereich.

18. Elke Schwedt, Volkskunst und Kunstgewerbe. Überlegungen zur Neuorientierung der Volkskunstforschung. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institutes der Universität Tübingen. Bd. 28) Tübingen 1970.

19. Bausinger spricht von der Auflösung der Standesgrenzen. Hermann Bausinger, Volkskultur in der technischen Welt. Stuttgart 1961, S. 135 f. (Soziale Expansion).

20. Greverus definiert die 'Geschmackskulturen' als Stellvertretende und nicht eigentlich gelebte Kulturen des Alltags. Ina-Maria Greverus (wie Anm. 6), S. 195.

21. Vgl. P. H. Chombart de Lauwe. L'intégration du citadin à sa ville et à son quartier. 1962. ff. Zit. nach Elisabeth Pfeil, S. 18.

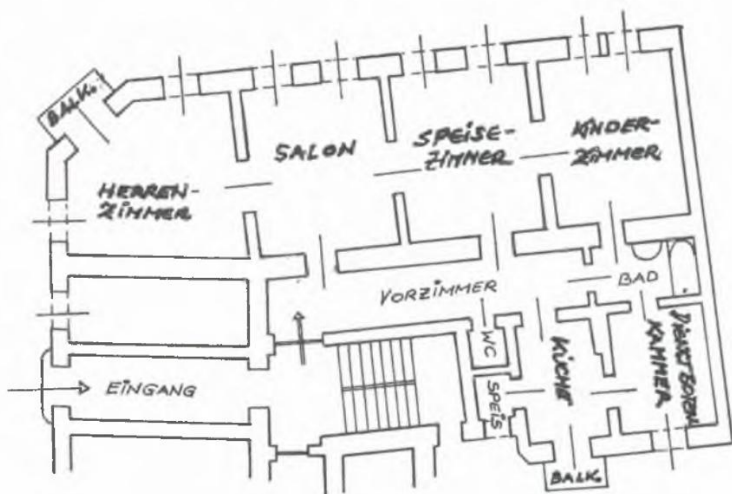
22. Die Quote der geplanten Umzüge ist hier mit 5 % am niedrigsten, gefolgt von Geidorf 18 %; am höchsten ist sie - natürlich - in der Werkssiedlung Andritz, wo ein Umzug eine notwendige Konsequenz bedeutet.

23. Eine differenzierte Untersuchung des Wandschmuckes steht noch aus. Die Ergebnisse der Tübinger Wandschmuckforschung zeigten, wie lohnend derartige Studien zur Erfassung der Kultur des Wohnens sind. Zeitschrift für Volkskunde 66, 1979,

S. 87-150. Vgl. auch Heinz Schilling, Wandschmuck unterer Sozialschichten. Empirische Untersuchung zu einem kulturalen Phänomen und seiner Vermittlung. (Europäische Hochschulschriften, Reihe XIX, Bd. 1) Frankfurt 1971.

(Arbeitsskizzen aus der studentischen Projektarbeit)

GRAZ - GEIDORF
Wastlergasse 10/III



GRAZ - ANDRITZ
Pedrettogasse 19/1
(Wohnzimmer)

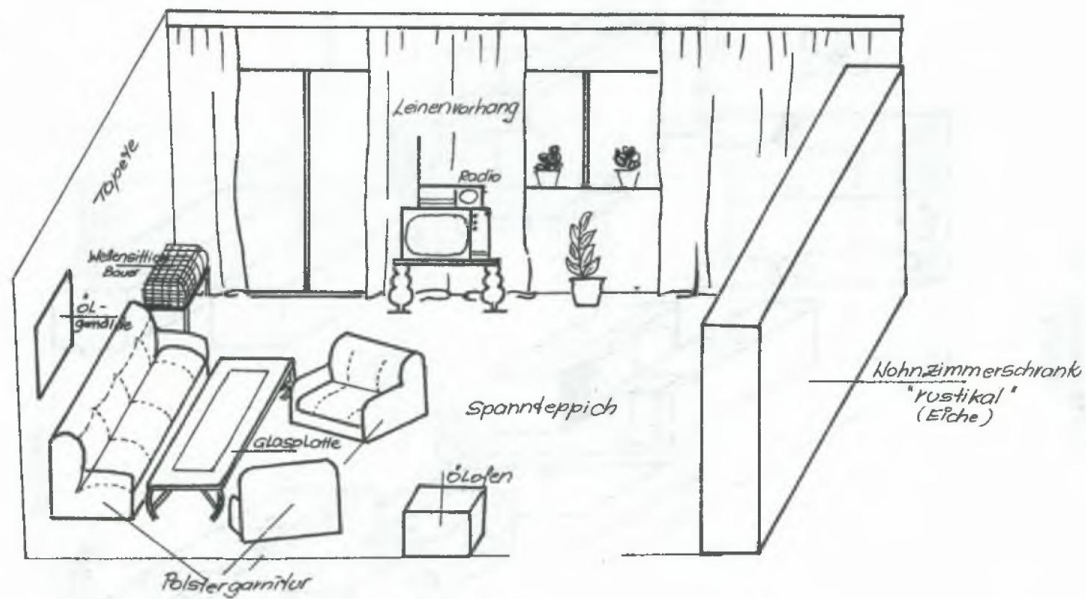
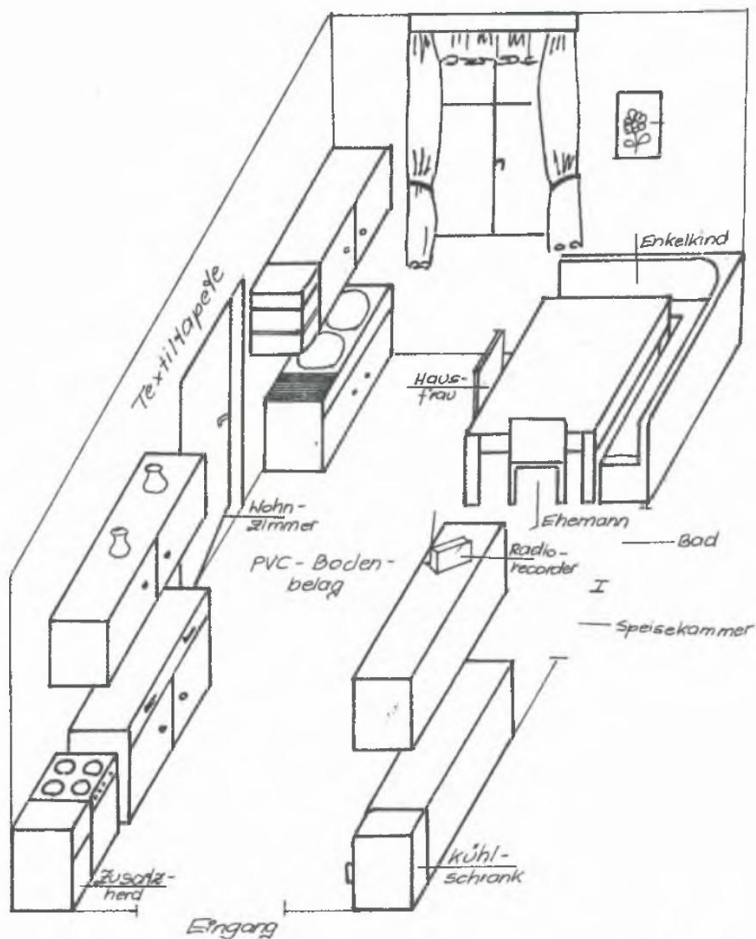


Abb. 2

GRAZ - ANDRITZ
 Pedrettgasse 19/1
 (Küche)



GRAZ - LEND
Grünegasse 17/1

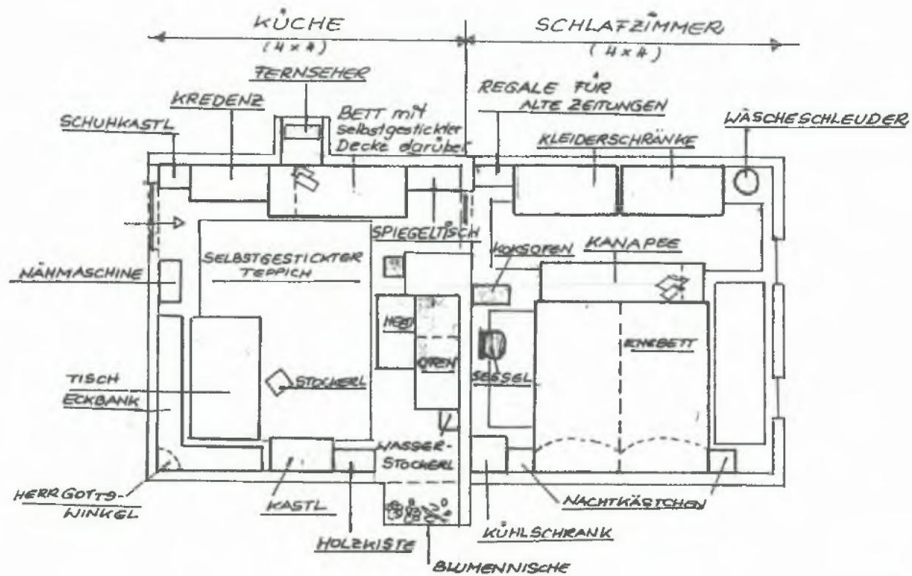


Abb. 4

Anschrift des Verfassers:

Univ. Ass. Dr. Elisabeth Katschnig-Fasch

Institut für Volkskunde der Karl-Franzens-Universität

Hans-Sachs-Gasse 3/2

A-8010 Graz

"PROBLEME DER GEGENWARTSVOLKSKUNDE"
Gedankensplitter zu einer vorläufigen Kongreßbilanz
[anlässlich der Einleitung der Abschlußdiskussion (1)].

Von Martin Scharfe

Im Programm war die Abschlußdiskussion nicht vorgesehen. Teilnehmer der Tagung haben sie aber als notwendig erachtet, verlangt und auch durchgesetzt. Das ist gut so. Woher dieses Bedürfnis, warum dieses Begehren, worüber soll diskutiert werden?

Mir scheint, das Hauptdilemma liegt allemal noch in der Fachbezeichnung mit ihren vielfältigen Definitionsmöglichkeiten (und das Kompositum "Gegenwartsvolkskunde" macht die Sache nicht einfacher - im Gegenteil!). *N o m i n a l* definitionen mit ihrem Idealanspruch (vom Typus: "Volkskunde sei eine Wissenschaft, die ...") haben uns nicht sehr viel weitergebracht; das zeigt etwa das Schicksal der "Falkensteiner Formel" (2) von 1970, die ja selbst schon ein Kompromiß war (3) und die Leute geradezu ermunterte, ihre "Privatsysteme" (Ralf Dahrendorf) dahinter zu verstecken. Und *R e a l* definitionen (Volkskunde ist das, was der Volkskundler oder die Gesamtheit der Volkskundler tut) pflegen in einer unstrukturierten und beliebigen Auflistung von Themen zu versanden - solche Versuche hat schon Riehl in seiner Rock-und-Kamisol-Formel ad absurdum zu führen versucht. (4)

Beachtenswert ist daher immer noch, was Karl R. Popper, der

ehemalige Österreicher, in seiner "Logik der Sozialwissenschaften" sagt: Es sei letztlich unmöglich, eine wissenschaftliche Disziplin zu definieren. Was zähle, seien zum einen die wissenschaftlichen Konventionen und Traditionen, seien zum andern die realen Probleme, die in der gesellschaftlichen und kulturellen Realität vorkommen: "Ein sogenanntes wissenschaftliches Fach ist nur ein abgegrenztes und konstruiertes Konglomerat von Problemen und Lösungsversuchen. Was es aber wirklich gibt, das sind die Probleme und die wissenschaftlichen Traditionen." (5)

Poppers Begriff des Problems wäre also scharf abzuheben von dem bei uns in sprachlicher Schludrigkeit oft gebrauchten Problem-Begriff, der nichts anderes meint als wissenschaftliche Fragestellungen: diese sind abstrakt und theoretisch (eben 'wissenschaftlich'); Probleme (im Popperschen Sinne) aber sind real vorhanden und wollen gelöst sein, weil sie - mehr oder minder - wehtun.

Wenn wir uns diesen Problembegriff zu eigen machen, dann liegt die Frage nahe, wie der Titel dieses Kongresses gemeint war: "Probleme der Gegenwartsvolkskunde". Meinte er

- real existente Probleme, mit denen sich die 'Gegenwartsvolkskunde befaßt, oder meinte er
- Probleme, welche die 'Gegenwartsvolkskunde' hat?

Natürlich hängt beides zusammen; trotzdem gibt es deutliche Akzentverschiebungen. Vielleicht wäre es von Vorteil, wenn sich die Abschlußdiskussion vorrangig mit der zweiten Frage befaßte - mit der Frage nämlich: Welche Probleme haben wir mit unserer 'Gegenwartsvolkskunde'?

In diesem Sinne reihe ich lose einige Impressionen aneinander, unsystematisch und unvollständig, keineswegs Kritik am Kongreßprogramm oder gar an einzelnen Vorträgen, wohl aber Bedenklich-

keiten über manche Eigenheiten des Verlaufs dieser schönen Tagung:

1. Zu notieren wäre eine eigentümliche Berührungsangst hinsichtlich der Soziologie. Ich muß zugeben, daß es mir ausgesprochen schwer fällt, diese Angst zu verstehen. Resultiert sie doch, akzeptiert man Poppers Analyse, aus einer Überbewertung der "wissenschaftlichen Traditionen" und aus einer Unterbewertung interdisziplinärer Problemlösungsversuche. Was soll die Angst, wenn wir feststellen, daß die Soziologen neuerdings die Leistungen unserer Disziplin entdecken (lange genug haben wir ja beklagt, daß sie keine Notiz von uns nehmen)? Wie sehr wollen diejenigen Volkskundler erschrecken, die in Kürze bemerken werden, daß sich die Historiker längst auf 'unseren' Forschungsfeldern tummeln?

2. Man konnte während der Tagung das Gefühl nicht loswerden, daß das Kongreßthema manche Referenten und Diskutanten derart bannte, daß sie den dynamischen Bezugs- und Bestimmungspunkt von Gegenwart - die Vergangenheit - sich nicht trauten zu benennen. Seltener noch waren die doch wohl notwendigen Versuche, Gegenwart als Teil des historischen Prozesses oder Historie als Teil gegenwärtiger Prozesse darzustellen. Am wenigsten indes wurde versucht, das Verhältnis Vergangenheit-Gegenwart prinzipieller abzuklären.

3. Gibt es - auch auf diese Idee konnte ein Beobachter wohl kommen angesichts der vielfältigen Themen, die zu behandeln waren - eine Hierarchie der Fragen, mit denen sich 'Gegenwartsvolkskunde' beschäftigt? Und, gesetzt den Fall, wir wären aufgefordert, eine solche Hierarchie zu erstellen: Nach welchen Kriterien müßten wir dies tun? Wie steht es mit Wert und Unwert wissenschaftlicher Leistung? Popper meint: "In allen Fällen, ohne Ausnahme, ist es

der Charakter und die Qualität des Problems - zusammen natürlich mit der Kühnheit und Eigenart der vorgeschlagenen Lösung -, die den Wert oder Unwert der wissenschaftlichen Leistung bestimmt." (6) Was das heißt: Charakter und Qualität eines Problems - darüber wäre auch in unserem Kreis zu diskutieren.

4. Angesprochen wurde kurz der Komplex 'Wertfreiheit' und 'Objektivität' und 'Parteilichkeit' von Wissenschaft - ist das Thema ausgereizt? Lohnt sich der Versuch einer Verständigung nicht mehr? Man konnte den Eindruck haben. Bestätigte er sich aber weiterhin, so wäre das meines Erachtens fatal. Immerhin gibt es die Position des "kritischen Rationalismus", die ja wohl immer noch konsensfähig ist; zumindest müßte man darüber reden. Denn - wie sagt doch Popper? Ein letztes Mal sei er zitiert: "Es ist gänzlich verfehlt anzunehmen, daß die Objektivität der Wissenschaft von der Objektivität des Wissenschaftlers abhängt." - "Was man als wissenschaftliche Objektivität bezeichnen kann, liegt einzig und allein in der kritischen Tradition, die es trotz aller Widerstände so oft ermöglicht, ein herrschendes Dogma zu kritisieren." - "Wir können dem Wissenschaftler nicht seine Parteilichkeit rauben, ohne ihm auch seine Menschlichkeit zu rauben. (...) Ohne Leidenschaft geht es nicht, und schon gar nicht in der reinen Wissenschaft. Das Wort 'Wahrheitsliebe' ist keine bloße Metapher." (7)

5. Emotionen kommen also ins Spiel, merkwürdigerweise als Integral von Wahrheit. Emotionen lassen sich auch nicht ausschalten hinsichtlich des Theorie-Praxis-Problems, konkreter: im Hinblick auf das praktische Engagement von Volkskundlern. Umso erstaunlicher ist, daß bei einer Tagung über Probleme der 'Gegenwartsvolkskunde' 'Rücklauf', 'Rückkoppelung', 'Verwertung' nur andeutungsweise diskutiert worden sind unter den Stichworten 'Folk-

lorismus', 'Pfleger', 'angewandte Volkskunde', 'Auftragsforschung' (8). Das kann nicht alles gewesen sein.

6. Die 'Sprachverwirrung' ist eine andere Sache, die man auf diesem Kongreß beklagt hat. Gemeint ist damit die höchst unterschiedliche (zumindest aber phasenverschobene) Rezeption von Anstößen aus Soziologie, Kulturanthropologie, Ethologie, Ethnologie, Psychoanalyse etc. - Phasenverschiebungen, die Verständnisprobleme zur Folge haben. Welche Kulturhistoriker - außer dem alt-ehrwürdigen Riehl - sind uns allen gemeinsam? Ich nenne wiederum nur, partes pro toto, zwei Namen: Norbert Elias (9), Siegfried Giedion (10).

7. Schließlich - vielleicht aber doch nicht zuletzt - haben uns möglicherweise auch humane Probleme zu schaffen gemacht beim Versuch des Dialogs über 'Gegenwartsvolkskunde'. Es gibt eine eigentümliche Spannung zwischen Offenheit und Toleranz: vor welchen Konflikten, die auszutragen vielleicht sinnvoll gewesen wäre, haben wir uns gedrückt? Wieviel wirkliche Probleme verstecken wir hinter der Notwendigkeit und dem aufrichtigen Wunsch (und beides muß sich ja nicht ausschließen), freundlich miteinander umzugehen auf dieser Tagung? Was wird von der burgenländisch behaglichen Atmosphäre verdeckt?

Impressionen, wie anfangs gesagt: nichts als subjektive Impressionen über ein paar Kongreßtage. Die Reihe ließe sich fortsetzen. Setze ich sie selbst fort, gäbe es womöglich keine Diskussion mehr - weder über die angerührten Punkte noch über andere. Das wäre aber nicht der Zweck der Veranstaltung gewesen.

Anmerkungen

1. Die Ideen wurden seinerzeit ad hoc formuliert und vorgetragen - diese Fassung hier ist nach Abschluß der Diskussion entstanden aufgrund der vorhandenen Stichworte. Die Zitate und Zitatnachweise sind ergänzt.
2. Vgl. Wolfgang Brückner (Hrsg.), Falkensteiner Protokolle. Frankfurt/M. 1971, S. 195 f., 303.
3. Vgl. dazu die ursprünglich vorgeschlagene Formel ebd. S. 196 (oben) und deren Präzisierung ebd. (unten) - im Kontext in: Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde 1970, S. 124-139 (Martin Scharfe, Notizen zur Volkskunde. Versuch der Begründung eines Standpunktes).
4. Vgl. Wilhelm Heinrich Riehl, Die Volkskunde als Wissenschaft. In: ders.: Culturstudien aus drei Jahrhunderten. Stuttgart 1859, S. 205-229; hier: S. 215. Zit. auch bei Gerhard Lutz (Hrsg.), Volkskunde. Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme. Berlin 1958, S. 29.
5. Karl R. Popper, Die Logik der Sozialwissenschaften. In: Theodor W. Adorno u. a., Der Positivismustreit in der deutschen Soziologie (Soziologische Texte, 58). Neuwied und Berlin 1969, S. 103-123; hier: S. 108 (9. [Tübinger] These).
6. Ebd. S. 105 (5. These).
7. Ebd. S. 112 (11. These); ebd. (12. These); ebd. S. 114 (14. These).
8. Liegt hier eine spezifische Hemmschwelle unserer Disziplin? Schon 1970 in Falkenstein spielte nur am Rande eine Rolle das Papier von Christel Hezinger, Utz Jeggle, Martin Scharfe, Volkskunde und Öffentlichkeit. Einige Thesen und Fragen für Falkenstein. In: Wolfgang Brückner (Hrsg.), Falkensteiner Protokolle (wie Anm. 2), S. 108-112.
9. Vgl. Norbert Elias, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen (1936). Basel 1939; 2. Aufl. Frankfurt/M. 1969.
10. Vgl. Siegfried Giedion, Die Herrschaft der Mechanisierung.

Ein Beitrag zur anonymen Geschichte (1948). Frankfurt/M. 1982.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. habil. Martin Scharfe

Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturwissenschaft

Schloß

D-7400 Tübingen

